Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft

Deutsches Reich / Reichskolonialamt

Berlin, 1917

urn:nbn:de:gbv:46:1-11264

Visual Library

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

IX.b.698

D. Kolonial-
deutschen aus
Kamerun und
Togo in franzö-
sischer Gefangen-
schaft.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Reichs-Kolonialamt.

Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft.

1927: 3165

Berlin 1917.
Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Tk 6 698

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

STAATSBIBLIOTHEK BREMEN
IX. b. 0698

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung ... 5

In Dahomey ... 7

a) An der Küste: In Cotonou, Porto Novo und Widah ... 7

b) Im Innern ... 8

1. In Savé und Parakou ... 8
2. Auf dem Marsch nach Kandi und Gaya ... 9
3. In Gaya ... 11
4. In Kandi ... 12
5. In Abomey ... 13

In Nordafrika ... 25

a) Während des Transports auf den französischen Frachtdampfern »Asie« und »Tibet« ... 25

b) In Mediouna und Medea ... 26

In Frankreich und der Schweiz ... 27

Schlußbemerkung ... 28

Einzelfälle von Mißhandlungen ... 29

Zeugenangaben ... 33

Einleitung.

England und Frankreich haben sich in der Erniedrigung des Ansehens und der Vernichtung des Eigentums und der Gesundheit der Kolonialdeutschen Kameruns und Togos in der Absicht, das Deutschtum an der westafrikanischen Küste völlig auszurotten, gegenseitig überboten. England hat die in seiner Gewalt befindlichen Deutschen unter schlechtester Verpflegung und Unterbringung und unter harter, oft roher und schmachvoller Behandlung leiden lassen und sie sodann insgesamt aus Afrika weggeführt und in Europa interniert. Anders Frankreich. Es hat sich von England eine Anzahl deutscher Kriegs- und Zivilgefangener aus Kamerun und Togo ausliefern lassen und sie, etwa 400 an der Zahl, statt nach Europa in seine ungesundeste Kolonie Westafrikas, nach Dahomey, geschleppt. Dort wurden sie an Plätzen, die wegen Malaria, Dysenterie und Gelbfieber verrufen sind, bei ungenügender Unterkunft, schlechter Verpflegung, dürftiger Bekleidung, in schwerem Frondienst unter Aufsicht von brutalen Schwarzen den Einwirkungen des Tropenklimas schonungslos ausgesetzt. Unmenschliche Mißhandlungen in Form von Prügel-, Gefängnis- und Folterstrafen wurden an ihnen verübt. Die Berichte geben eine erschütternde Kunde der Leiden dieser verschleppten Deutschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Dahomey.

a. An der Küste:

In Cotonou, Porto Novo und Widah.

Am 18. September 1914, drei Wochen nach der Übergabe von Kamina in Togo an die unter englischem Oberbefehl stehenden englisch-französischen Truppen, wurden etwa 180 deutsche Männer aus Togo von den Engländern den Franzosen auf dem vor Lome liegenden Dampfer »Obuasi« zur Verschleppung nach Dahomey ausgeliefert. Am Tage darauf wurden sie zusammen mit 13 deutschen Frauen, die im Hinblick auf das unsichere Verhalten der Engländer es vorzogen, ihren Männern in die Gefangenschaft zu folgen, in Cotonou, das im Flaggenschmuck prangte, ausgeschifft und unter dem Höhnen und Drohen der zahlreich versammelten weißen und schwarzen französischen Bevölkerung in Wellblechschuppen untergebracht. Diese Schuppen waren ohne Lüftung und besaßen nur einen Ausgang, der nachts verschlossen war. Die Gefangenen mußten ihre Notdurft in aufgestellte Petroleumtonnen verrichten. Der Raum war so eng, daß sie sich in nächster Nähe dieser Behälter, die leckten, niederlegen mußten. Die als Unterlagen verabfolgten Strohmatten waren auf dem harten Steinboden vollständig ungenügend. Ebenso unzulänglich waren die zum Zudecken ausgegebenen dünnen Baumwolldecken. Die Luft in den Schuppen war so verpestet und bei der Tropenhitze so unerträglich, daß Schwächeanfälle eintraten, und die Gefangenen schon nach der ersten Nacht an ihrer Widerstandskraft eingebüßt hatten. Das aus Jams (kartoffelähnliche Knollenfrucht) und etwas Fleisch unsauber und schlecht zubereitete Essen reichte zur Sättigung nicht aus. Da nur an einzelne Bestecke ausgegeben wurden, mußte es die Mehrzahl mit den Händen zum Mund führen. Das Auftreten der schwarzen und weißen Aufsichtsorgane war roh und erniedrigend[1]).

Selbst der stellvertretende Gouverneur von Togo erfuhr eine unwürdige Behandlung. Drei Tage lang bekam er trotz Bitten nicht einmal ein Glas Wasser zu trinken. Auch ihm wurde kein Besteck gegeben. In Gegenwart der ihn bewachenden schwarzen Soldaten wurde er von weißen Franzosen durch Schimpfworte beleidigt[2]).

Eine gleich demütigende Behandlung und Unterbringung erfuhren in der Zeit vom 31. Juli bis 8. August 1915 Offiziere und Unteroffiziere der Kaiserlichen Schutztruppe von Kamerun, die in Cotonou nach dem Falle Garuas als Kriegsgefangene untergebracht waren. Auch ihnen wurde ungenügende und schlechte Verpflegung gereicht. Selbst die Offiziere mußten die im Hofe an einer der Hauptverkehrsstraßen offen aufgestellten für Eingeborene bestimmten Tonnen zur Verrichtung ihrer Notdurft benutzen[3]).

[1]) Angabe 1—5, 8, 10, 11, 27.
[2]) Angabe 1.
[3]) Angabe 31.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besondere Roheit legten die Franzosen dem deutschen Konsul in Libreville, Kaufmann Strauch, gegenüber an den Tag, als er zugleich mit den bei Nola in Kamerun gefangenen Deutschen in Cotonou eintraf. Man zwang ihn trotz seiner angegriffenen Gesundheit und trotz Protestes des deutschen Arztes, sein schweres Gepäck aus dem Laderaum zu holen und in glühender Tropensonne zur Gepäckabfertigungsstelle selbst zu tragen. Infolge Überanstrengung brach Strauch zusammen und starb wenige Stunden darauf[1]).

Die Togodeutschen wurden von Cotonou nach verschiedenen Verwaltungsstationen der Kolonie Dahomey abgeführt. Ein kleiner Teil, darunter der stellvertretende Gouverneur, die Ehepaare, deren Zusammenbleiben nach anfänglicher Trennung nachträglich durchgesetzt worden war, und einige als marschunfähig bezeichnete Gefangene wurden an der Küste in Porto Novo untergebracht. Obgleich der Aufenthalt dort den Vorteil der Seebrise und leichter Versorgung mit Lebensmitteln und Wasser besaß, wurde er infolge des Verhaltens des französischen Aufsichtspersonals aufreibend und demütigend. Die Gefangenen — als solche galten auch die Frauen — standen trotz des gegebenen Ehrenworts unter strenger schwarzer Bewachung, so daß z. B. ein Oberbeamter seine Frau in dem nur wenige Minuten entfernten Krankenhause nur unter Bewachung eines Schwarzen besuchen durfte. Die schwarze Wache, die unmittelbar vor den Räumen der Gefangenen untergebracht war, nahm auf diese bei ihrem lärmenden Treiben keinerlei Rücksicht. Die Verpflegung, die behördlich geliefert wurde, war in Verbindung mit den Zutaten, die gekauft werden mußten, anfänglich genießbar und ausreichend. Später wurde das Essen, für das Zutaten zu kaufen verboten wurde, ungenügend und so schlecht, daß es zur Erhaltung der Gesundheit nicht ausreichte. Trotz wiederholter Beschwerden erfolgte keine Besserung. Der französische Arzt erklärte gegenüber einer der beschwerdeführenden Frauen: »Für die Frauen würden wir alles tun; wir wollen aber, daß die Männer in der Kriegsgefangenschaft leiden«. Trotzdem verweigerten die französischen Kaufleute in Porto Novo einer Frau die zur Ernährung ihres Säuglings notwendige Milch.

Im März 1915 wurden die Gefangenen aus Porto Novo nach Widah gebracht, ohne daß dadurch eine wesentliche Besserung ihrer Lage eingetreten wäre. Zwar wurde ihnen gestattet, das Essen durch einen Farbigen kochen zu lassen, indessen gab man ihnen nicht die Möglichkeit, sich ausreichende Verpflegung zu beschaffen. Auch in der Einschränkung der Bewegungsfreiheit trat keine Erleichterung ein. Selbst Frauen durften nur in Begleitung eines farbigen Soldaten auf den Markt oder in die Geschäfte gehen. Die Willkür des französischen Aufsichtspersonals dauerte an[2]).

b. Im Innern.

1. In Savé-Parakou.

Später wurden 7 Ehepaare von Porto Novo ins Innere gebracht, und zwar 3 Ehepaare und ein Arzt nach Savé, 4 Ehepaare mit einem Arzt nach Parakou.

Die Gefangenen in Savé erfreuten sich im Verhältnis zu allen übrigen in Dahomey eines erträglichen Daseins. Das französische Aufsichtspersonal gab keinen Anlaß zu Klagen, die Beschaffung der Verpflegung bot keine wesentlichen Schwierigkeiten[3]).

Den nach Parakou bestimmten Ehepaaren brachte dagegen schon der Transport dorthin Demütigungen und Belästigungen durch das schwarze und weiße Aufsichtspersonal.

[1]) Angabe 3, 29.
[2]) Angabe 1—3, 10, 29.
[3]) Angabe 27, 28, 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Porto Novo wurden die Gefangenen mit ihren Frauen unter Bedeckung von schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr in Lastkähnen weggeführt, in denen sich die Männer auf den Boden legen mußten. In Cotonou wurden sie, mit ihrem Gepäck in der Hand, von den schwarzen Soldaten zum Laufschritt gezwungen. Die Frauen wurden nachts ins Krankenhaus, die Männer in ein enges Arrestlokal eingesperrt. Von Savé wurden die Gefangenen auf einem mit Gepäck voll beladenen Lastautomobil in beschwerlicher Fahrt nach Parakou befördert.

Bei der Ankunft in Parakou bezogen je 2 Ehepaare ein Lehmhaus mit 3 Räumen, deren Einrichtung nur Schlafmatten, eine Eingeborenenlampe, die mit Schibutteröl gespeist wurde, und einen Tonbehälter mit Wasser umfaßte. Das Essen bestand aus Fleisch, das in einer Petroleumdose mit Jams zusammengekocht war. Mit der Zeit konnten sich die Ehepaare etwas besser einrichten, sie kochten sich die Lebensmittel selbst, erhielten aber erst nach geraumer Zeit Haushaltungsgegenstände geliefert. Im Januar 1915 wechselte der Administrator. Die Lebensmittel wurden daraufhin schlecht, zum Teil völlig ungenießbar. Beschwerden waren erfolglos. Einmal wies der Sekretär der Administration, Unteroffizier Santonis, die Schwarzen an, »sie sollten von dem ungenießbaren Fleisch, dessen Verkauf behördlicherseits verboten war, 16 kg für die boches abwiegen«. Das französische Aufsichtspersonal handelte ganz nach Willkür[1]).

2. Auf dem Marsch nach Kandi-Gaya.

Der größere Teil der Togodeutschen, der, etwa 150 Mann stark, nach dem 520 km vom Bahnendpunkt Savé entfernten Gaya am Niger marschieren sollte, wurde in Cotonou von dem französischen Arzt Dr. Mazet auf Marschfähigkeit untersucht. Hierbei wurde mit der größten Willkür verfahren; auf offensichtlich kranke und schwache Personen wurde keinerlei Rücksicht genommen. Am 21. September 1914 kamen die Gefangenen nach einer 260 km langen Bahnfahrt in Savé an. Obwohl der Zug nur die Togodeutschen und das französische Aufsichtspersonal beförderte, wurde an allen Stationen gehalten, um die Gefangenen den hunderten mit Schußwaffen ausgerüsteten Eingeborenen zu zeigen, die dorthin, zum Teil aus entfernten Gegenden der Kolonie, zur Besichtigung der Deutschen zusammengeströmt waren. In Savé wurden die Gefangenen in offenen, in Eile hergestellten Schuppen und Grashütten untergebracht. An Gepäck hatten sie nur das Allernotwendigste mitnehmen dürfen. Die meisten besaßen nur die Strohmatte und die dünne Baumwolldecke, die sie bei der Ankunft in Cotonou ausgehändigt erhielten, an Kleidungsstücken nur das, was sie bei der Gefangennahme auf dem Leibe trugen. Auf energische Vorstellung der deutschen Ärzte wurden einzelne Gefangene nochmals auf Marschfähigkeit untersucht. Ferner wurde das Generalgouvernement in Dakar wiederholt von den Transportführern telegraphisch gebeten, auf den befohlenen Marsch ins Innere zu verzichten. Allein die Weisung des Generalgouverneurs lautete: »Der Marsch nach dem Innern sei unter allen Umständen durchzuführen, koste es, was es wolle.«

Am 22. und 23. September 1914 wurde in zwei Abteilungen abmarschiert. Täglich mußten Strecken von 20 bis 35 km in einer Hitze von 30° bis 50°, die in der Sonne auf 80° stieg, zurückgelegt werden. Trotzdem die Märsche nachts um 2 Uhr begannen, war die Tageshitze nicht zu vermeiden, da die Sonne schon um 8 Uhr morgens stark brannte und die Kranken sich nur langsam vorwärts schleppen konnten. Die meisten der Gefangenen waren in keiner Weise auf lange Märsche in den Tropen körperlich vorbereitet, zumal sie durch den vorangegangenen Tropenaufenthalt an Widerstandskraft eingebüßt hatten. Ebensowenig waren sie für die Märsche ausgerüstet. Bei vielen

[1]) Angabe 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren ihre leichten, dünn besohlten Stiefel bald zerrissen, manche mußten auf dem glühenden Erdboden sogar barfuß gehen. Haussasandalen aus hartem, ungegerbtem Leder, die man als Ersatz zu nehmen versuchte, scheuerten die Füße wund. Mit nüchternem Magen mußte der Marsch angetreten und bis in den Mittag hinein fortgesetzt werden. Lange Durststrecken mußten ohne Unterbrechung überwunden werden, weil zwischen den einzelnen Tagesraststplätzen keine Dörfer lagen, und inzwischen kein Wasser zu haben war. Kam irgendwo eine schmutzige Pfütze zu Gesicht, so stillten die Gefangenen ohne Rücksicht auf die Gefahren für ihre Gesundheit ihren brennenden Durst. Stand in einem Rastdorf Wasser bereit, so war es regelmäßig schmutzig und übelriechend. Auch auf dieses stürzten sich die Gefangenen; selbst erfahrene Afrikaner vergaßen unter dem furchtbaren Durstgefühl alle hygienischen Bedenken. Das tägliche Essen, welches von unsauberen Negern am Raststatz zusammengekocht und meist nur halb gar und mit Ungeziefer durchsetzt war, genügte in keiner Weise. Oft waren die Gefangenen so müde, daß sie sich, ohne zu essen, nach dem Tagemarsch unter den schmutzigen Negerhütten auf die Erde warfen, ohne Moskitoschutz, nur eine Strohmatte als Unterlage. Häufig ging die Nachtruhe verloren, weil die Hütten gegen die heftigen Gewitterstürme und Regengüsse keinen Schutz boten und mit Wasser volliefen.

Diese Anstrengungen und Entbehrungen bewirkten einen raschen Verfall der Gefangenen; sie verloren bis zu 60 Pfund an Körpergewicht. Die Zahl der an Malariafieber und Dysenterie Erkrankten oder durch Erschöpfung und Fußwunden Marschunfähigen wuchs bis auf 50 täglich. Der größte Teil der Marschunfähigen mußte sich trotzdem weiterschleppen, einige wenige durften das Lastauto oder eine Hängematte benutzen. Ein schwer Schwarzwasserkranker wurde entgegen der ärztlichen Anordnung, statt nach der Küste ins Krankenhaus, weiter ins Innere transportiert. Dabei wurde er auf dem Gepäckauto den Sonnenstrahlen schutzlos ausgesetzt, während die farbigen Soldaten es sich in dem geschützten Personenabteil auf Polsterbänken bequem machten.

An einzelnen Tagen befahl das französische Begleitkommando ohne ersichtlichen Grund, daß alle Gefangenen, also auch die Kranken, zu marschieren hätten. Gefangene, die dann vor Schwäche zusammenbrachen, wurden in Hängematten an die Spitze der marschierenden Kolonne getragen und dort von neuem zum Marschieren gezwungen. An anderen Tagen wurden die Marschunfähigen von den nachkommenden Abteilungen aufgenommen und trotz des ärztlichen Protestes durch Kolbenstöße und Drohungen weitergetrieben. Dies geschah auch mit Offizieren, die, vor Überanstrengung zusammengebrochen, im Straßengraben lagen.

Die Grausamkeit dieses Zwangsmarsches fiel sogar einem der französischen Transportführer auf das Gewissen. Er erklärte, die Verantwortung für den seiner unwürdigen Transport nicht länger tragen zu können. Darauf wurde er in Parakou durch den Kapitän Bosch abgelöst.

Nachdem in der geschilderten Weise 270 km zurückgelegt waren, erhob der mitmarschierende deutsche Arzt gegen den Weitermarsch entschieden Protest. Dies hatte zur Folge, daß er die völlig Marschunfähigen und Kranken sowie diejenigen, die keine Schuhe besaßen, aussondern durfte. Diese etwa 50 Personen wurden mit dem Gepäckauto bis Kandi befördert. Die restlichen Gefangenen, etwa 25, marschierten in Begleitung des deutschen Arztes zu Fuß dorthin. Sie hatten 380 km in 20 Tagen, einschließlich 6 Rasttagen, zurückgelegt.

Da die Erschöpfung der Gefangenen den Weitermarsch nicht zuließ, wurde in Kandi ein 14tägiger Halt gemacht. Unterkunft und Verpflegung blieben aber gleich schlecht, ferner mangelte es an Chinin und sonstigen Arzneien, infolgedessen besserte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Halt den Zustand der Gefangenen nicht, es traten sogar neue Erkrankungen an Malaria und Dysenterie ein. Die deutschen Ärzte erhoben nochmals gegen den Weitermarsch Protest. Der Transportführer, Kapitän Bosch, erklärte indessen, »die Gefangenen ständen außerhalb des Völkerrechts«, er befahl am 26. Oktober 1914 den Weitermarsch nach Gaya am Niger. Diesen mußten 60 Gefangene, die noch am ehesten der in Gaya stark herrschenden Dysenterie gewachsen erschienen, fortsetzen. Außerdem wurden sämtliche Offiziere, selbst soweit sie an Dysenterie litten oder gelitten hatten, dorthin verschickt.

Der deutsche Arzt, der die Gefangenen begleitete, gibt an: »Wenn man bedenkt, daß der Europäer den Gefahren des Tropenklimas nur unter Anwendung besonderer Schutzmaßnahmen zu begegnen vermag, so bedeutet dieser Marsch der an Kleidung und Schuhzeug auf das mangelhafteste ausgerüsteten Gefangenen unter den geschilderten Verhältnissen einen Gewaltmarsch, der auf Leben und Tod ging«[1]).

3. In Gaya am Niger.

Gaya am Niger im französischen Sudan, 800 km von der Küste entfernt, liegt in einer vollkommen unkultivierten Gegend, es ist eine kleine Station mit drei Europäern und einem Dorfe von 500 Eingeborenen. Der Platz ist durch seine Malaria- und Dysenteriegefahr berüchtigt. Der Aufenthalt im Freien ist abends infolge der vielen Moskitos lebensgefährlich. Trotzdem ließ die französische Verwaltung den Deutschen erst in der letzten Zeit ihres Aufenthalts Moskitonetze aushändigen. Um das Gefangenenlager war ein Dornenkral gezogen, innerhalb dessen auf enger Fläche 20 Strohhütten errichtet waren. Sie schützten aber weder vor der Glut der Trockenzeit, noch vor den Gewittern der Regenzeit. In der Trockenzeit herrschte im Innern der Hütten eine Temperatur von 40° bis 46°, die auch nachts kaum abnahm. Eine Ausstattung besaßen die Hütten nicht, weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl, noch Waschschüssel. Es war nichts als der nackte Erdboden vorhanden, auf den sich die Gefangenen mit ihrer Strohmatte schlafen legen mußten. Die Folge war, daß sie unter Skorpionen, Schlangen, Hundertfüßlern und Ameisen zu leiden hatten. Erst später gelang es ihnen, sich vor diesem Ungeziefer dadurch zu schützen, daß sie sich aus selbst herbeigeholtem Holz rohe Lager zimmerten. Da sie in die Gefangenschaft nur das Dürftigste an Wäsche und Kleidung hatten mitnehmen können und Ersatz in Gaya nicht zu haben war, liefen sie zum Teil halbnackt herum. Ihre Stiefel zerrissen in kurzer Zeit; viele gingen barfuß. Die Offiziere wurden wie die Mannschaften gehalten; sie mußten Hütten und Geschirr selbst in Ordnung bringen, auch selbst kochen und waschen. Die Verpflegung war mangelhaft, einförmig und ungenügend. Zutaten zu kaufen war verboten, obwohl Eier, Butter, Honig, Pfeffer, Milch und vieles andere reichlich und billig zu haben waren. Der Administrator lehnte ein Gesuch um Verbesserung der Verpflegung damit ab, die Französische Regierung habe befohlen, die Gefangenen »ohne Milde« zu behandeln. Erst Mitte Dezember 1914 erhielten die Gefangenen die ihnen bestimmungsgemäß zukommenden Verpflegungsrationen. Außer einem einzigen Male wurden jedoch stets nur halbe Rationen ausgegeben. Kaffee, Tee und selbst Brot fehlten bis Mitte Dezember vollständig. Von diesem Zeitpunkte ab durften die Gefangenen selbst kochen. Als Trinkwasser diente das schmutzige Wasser des Niger, das aus Stellen unterhalb der Badeplätze der Eingeborenen entnommen werden mußte.

Infolge der hygienischen Mißstände und der monatelang völlig unzulänglichen Ernährung kamen die schon durch den Marsch nach Gaya geschwächten Gefangenen weiter herunter. Die Zahl der Kranken war sehr hoch, sie betrug unter 80 Gefangenen

[1]) Angabe 1, 3—12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

täglich 35—50. Im ganzen erkrankten an Dysenterie 70 % der Gefangenen, an Malaria war jeder von ihnen ein oder mehrere Male krank, 8 Fälle von Schwarzwasserfieber kamen vor. Ferner waren Magen- und Darmerkrankungen außerordentlich häufig. Es mangelte an den nötigen Arzneien, vor allem an Chinin und Dysenteriebekämpfungsmitteln. Instrumente fehlten monatelang vollständig, so daß Abszesse mit einem Taschenmesser geöffnet werden mußten.

Unter solchen Verhältnissen konnten auch die aufopfernden Bemühungen der deutschen Ärzte den Gesundheitszustand nicht heben. Als durch ihre wiederholten Beschwerden nach längerer Zeit eine gewisse Besserung des Loses der Gefangenen eintrat, waren ihre Körperkräfte schon zu sehr geschwächt, um an dem ungesunden Platze eine Gesundung zu gestatten[1]).

4. In Kandi.

Ähnliche Zustände herrschten im Lager von Kandi. Auch dort hatte die französische Verwaltung nicht dafür gesorgt, daß die von dem Gewaltmarsch Savé-Kandi erschöpften und kranken Deutschen die für ihre Erholung erforderlichen Bedingungen vorfanden. Die Folge war, daß zwei Gefangene in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft am Schwarzwasserfieber starben. Die späteren Maßnahmen der Verwaltung waren in gleicher Weise ungenügend. Eine nur $2^1/_2$ qm große Eingeborenen-Lehmhütte diente regelmäßig drei bis vier Gefangenen als Wohnung; sie bot gegen die starke Ausstrahlung der Sonne keinen ausreichenden Schutz. Selbst nachts herrschte in diesen Hütten eine unerträgliche Hitze. Tische und Stühle waren nicht vorhanden. Die Gefangenen hatten als Unterlage nur eine dünne Matte, Moskitonetze fehlten vollständig. Ameisen und anderes Ungeziefer waren eine ständige Plage. Das Trinkwasser war mit Krankheitskeimen verseucht, so daß es nur abgekocht genossen werden konnte; gekocht reichte es aber häufig nicht zum Stillen des quälenden Durstes. Eine Zeitlang herrschte sogar direkter Wassermangel. Erst nach Monaten trafen Kohlenfilter zur Bereitung von Trinkwasser ein. Das Essen war wegen der schlechten und unsauberen Zubereitung, besonders als Krankennahrung, nicht bekömmlich. Die bestimmungsgemäß zustehenden Mengen wurden nie voll geliefert, das Fleisch war oft verdorben. Den Gefangenen gelang es später, ihre Nahrung durch Zutaten, die sie sich von den Wachsoldaten beschafften, etwas zu verbessern.

Im Gegensatz zu Gaya herrschte in Kandi Arbeitszwang. Die Gefangenen wurden sogar zu schweren Arbeiten, wie Holzfällen, Erdarbeiten und Straßenbau gezwungen. Die energischen Proteste der beiden deutschen Ärzte blieben erfolglos, trugen diesen sogar Arreststrafen ein. Die Gefangenen wurden bei dem geringsten, selbst unverschuldeten Versehen in Arrest geworfen. Nicht einmal fiebernde Kranke wurden damit verschont. In dem ursprünglich für Farbige bestimmten Arrestlokal herrschte, besonders nachts, eine erstickende Hitze, dazu war die Luft verpestet, weil der Boden des Arrestlokals, auf dem die Schlafmatten ausgebreitet werden mußten, mit Fäkalien durchtränkt war. Wie in Gaya fehlte es an Chinin, Dysenteriebekämpfungsmitteln und anderen Arzneien. Selbst soweit sie im Farbigenlazarett vorhanden waren, wurden sie nur in Ausnahmefällen ausgegeben. So mußte ein an Schwarzwasser schwer erkrankter Deutscher elend zugrunde gehen, weil dem deutschen Arzte das gewünschte Herzstärkungsmittel anfänglich verweigert und erst ausgehändigt wurde, als es zu spät war. Anstatt die kranken Gefangenen in das gut eingerichtete Farbigenlazarett aufzunehmen, ließ man sie

[1]) Angabe 4—7, 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ihren Hütten liegen. Die genügend vorhandenen Instrumente wurden den deutschen Ärzten nur zur Behandlung von Eingeborenen zur Verfügung gestellt.

Infolge dieser mangelhaften Zustände war die Zahl der Erkrankungen unter den Gefangenen auch in Kandi eine sehr hohe. Sie betrug in der Zeit vom 17. Oktober 1914 bis zum 10. Mai 1915 unter 64 Gefangenen:

an Malaria ..... 89 %
an Schwarzwasser ..... 12 %
an Dysenterie ..... 60 %
an schweren Darmkatarrhen ..... 45 %.

Im Laufe der Monate März, April und Mai 1915 wurden die Gefangenenlager Gaya und Kandi allmählich aufgelöst. Die Kranken wurden, soweit es die französische Verwaltung für erforderlich hielt, mittels Kraftwagen und Eisenbahn nach der Küste und zum Teil von dort nach Frankreich, die Mehrzahl der Gefangenen aber nach dem Lager von Abomey überführt[1]).

5. In Abomey.

Die schweren Leiden der Togodeutschen auf dem Gewaltmarsch Savé–Kandi–Gaya und in den Lagern von Kandi und Gaya wurden noch übertroffen durch das, was die Kamerundeutschen seit Anfang Oktober 1914 unter den grauenhaften Zuständen und durch die unmenschlichen Quälereien und Martern seitens ihrer schwarzen und weißen Aufseher in Abomey zu erdulden hatten.

Am 29. September 1914 waren nämlich etwa 240 Männer der deutschen Bevölkerung von Duala, die sich zugleich mit der Besatzung mehrerer Woermanndampfer den unter englischem Oberbefehl stehenden englisch-französischen Truppen hatten ergeben müssen, auf dem englischen Dampfer »Elmina« in französische Gefangenschaft nach Cotonou in Dahomey abgeführt. Die Mehrzahl von ihnen hatte am Kampfe nicht teilgenommen. In Cotonou erfuhren sie hinsichtlich Unterbringung, Verpflegung und Behandlung das gleiche Schicksal wie die Togodeutschen 12 Tage vorher. Nach dreitägigem Aufenthalt wurden sie sodann mit der Bahn nach der Station Bohikou und von dort in brennender Mittagssonne zu Fuß nach Abomey abgeführt. Dabei wurden sie zu solcher Eile angetrieben, daß mehrere zusammenbrachen.

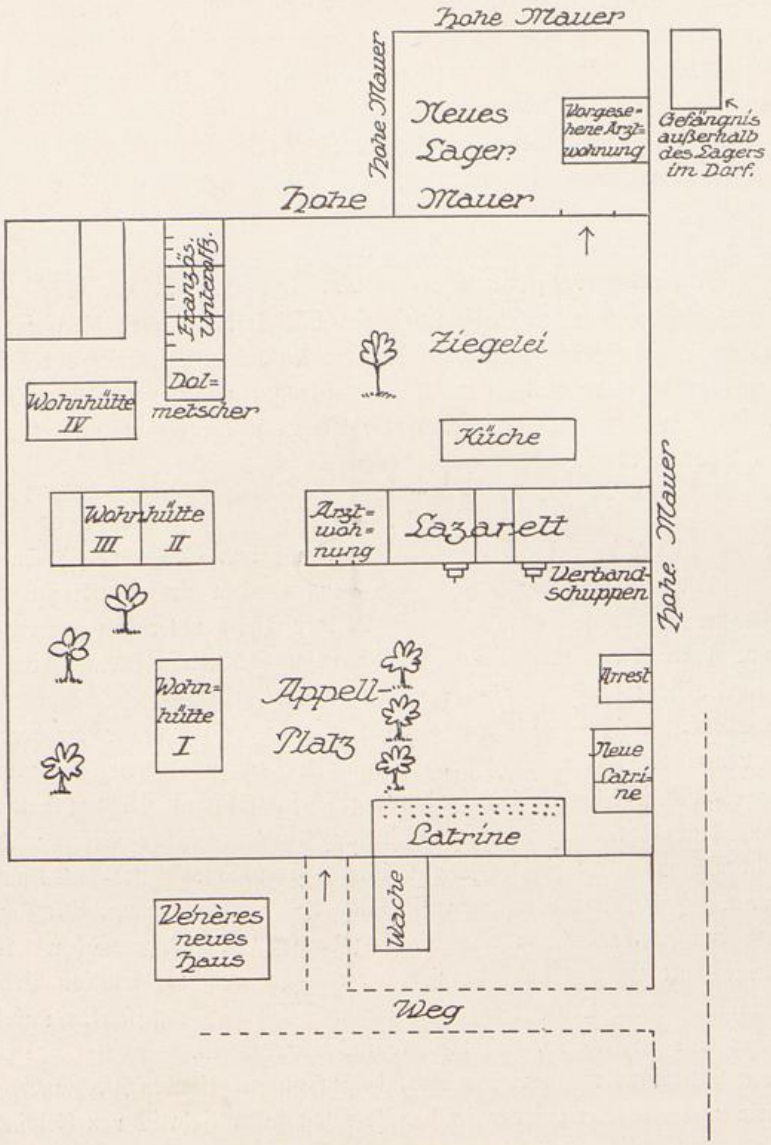
Abomey liegt in einem regenreichen, heißen und ungesunden Flachlande, das stark von Malaria und Dysenterie sowie in der Regenzeit fast alljährlich von Gelbfieber heimgesucht wird. Als Gefangenenlager diente das Hauptgehöft des ehemaligen Dahomey-Häuptlings Behanzin, das sich in völlig verwahrlostem Zustande befand. Das Gehöft und die nächste Umgebung waren von hohem, schilfartigem Gras überwuchert, die Hütten bis auf ruinenhafte Mauerreste verfallen.

Der Lagerkommandant war der Eingeborenenkommissar von Dahomey, Major Beraud, der sich wenig um den Betrieb des Lagers kümmerte. Zu seiner Unterstützung erhielt er den Adjudanten[2]) Venère, den Sergeanten Castelli, den Gefreiten Gianzelli und eingeborene Soldaten. In der ersten Zeit war das Lager auch noch dem Administrator von Abomey unterstellt. Dieser drohte den Gefangenen für jedes Vergehen strenge Strafen an und legte den Soldaten scharfe Bewachung und ausgiebigen Gebrauch der Waffe ans Herz. Als Lagerarzt war der französische Stabsarzt Dr. Longharé tätig. Einrichtung und Betrieb des Lagers wurden Anfang Dezember 1914 von dem stellvertretenden Gouverneur von Dahomey, Generalsekretär Sassias, besichtigt und gutgeheißen.

[1]) Angabe 4, 9—12.

[2]) Der Adjudant in der französischen Armee ist Unteroffizier und nimmt etwa die Stellung des deutschen Feldwebels ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Grundriß des Lagers Abomey.

Die Gefangenen waren in Lehmhütten untergebracht, deren Halbdunkel den Aufenthalt von Moskitos und sonstigem Ungeziefer begünstigte. In den Hütten lagen die Gefangenen auf der bloßen Erde so eng beieinander, daß jeder nur einen Platz von etwa 60 cm Breite zur Verfügung hatte. Als Unterlage diente eine dünne Strohmatte. Trotz der Moskitoplage wurden Moskitonetze erst gegen Ende der Gefangenschaft geliefert. Auch das Holz zur Herstellung von Pritschen wurde erst nach langer Zeit zur Verfügung gestellt. Den offenen Abort mußten die Gefangenen vor den Augen der im Hofe tätigen eingeborenen Weiber mit den schwarzen Soldaten und anderen Eingeborenen teilen.

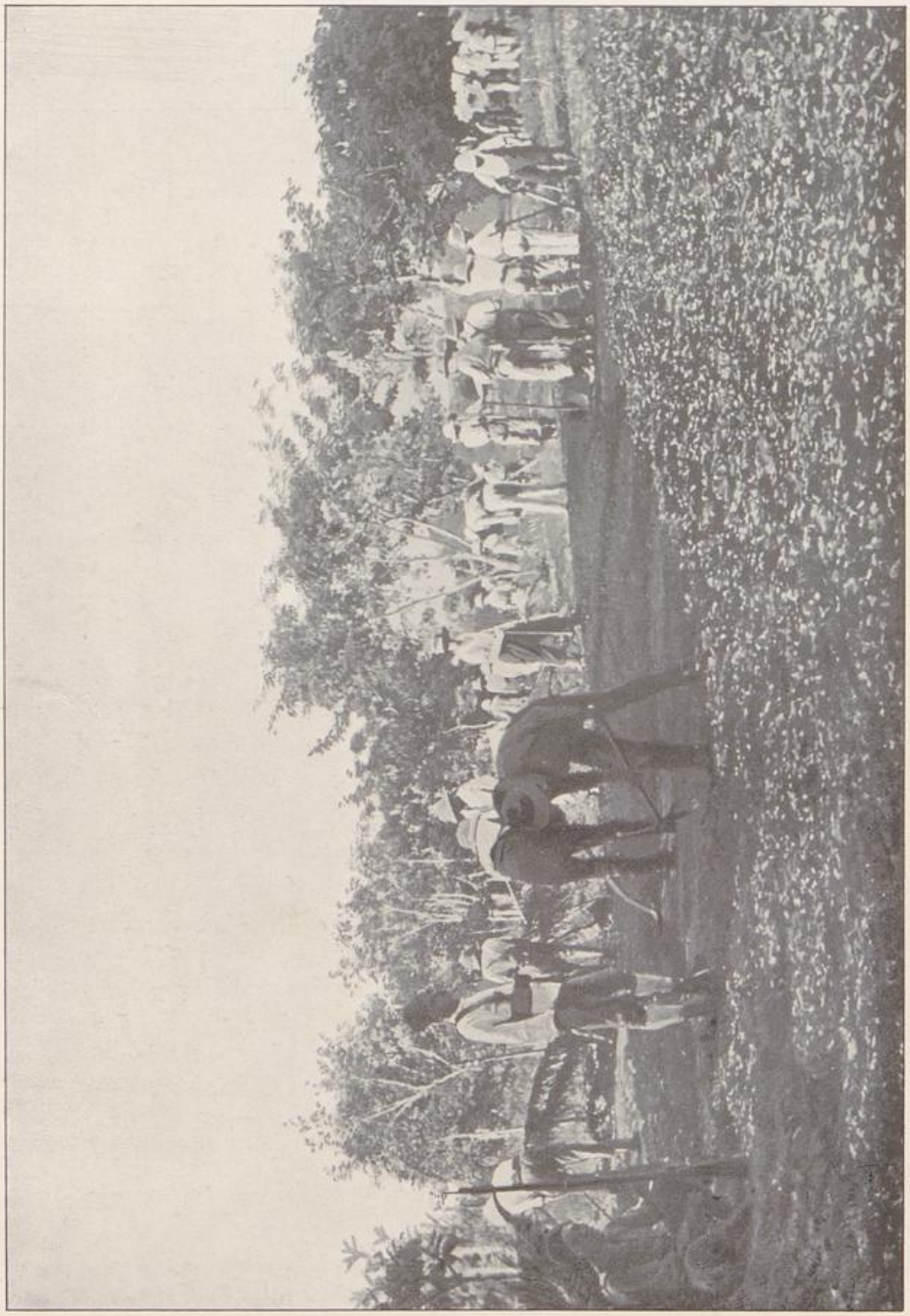
Nach Verlauf der ersten 14 Tage, in denen die Gefangenen nur das Lager zu reinigen hatten, begann für sie mit dem Eintreffen des Adjudanten Venère, eines früheren Zuchthausaufsehers in der Verbrecherkolonie Neukaledonien, eine schwere Leidenszeit. Sämtliche Kriegs- und Zivilgefangenen wurden durch ihn ohne Ansehen der Person

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schweren Arbeiten gezwungen. Eine Bezahlung erfolgte dafür nie. Akademiker, Missionare, Pflanzer, Kaufleute, Heizer und Schiffsjungen hatten trotz ihrer sehr verschiedenen Widerstandskraft gleich schwere Arbeiten zu leisten. Im Lager hatten sie meterdicke, steinharte Lehmmauern mit schweren Hacken umzulegen, außerhalb des Lagers Wege zu bauen, Flächen zu ebnen, Eingeborenenackerland und alte Baumwollplantagen zu roden.

Wegeausbesserung in Abomey.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



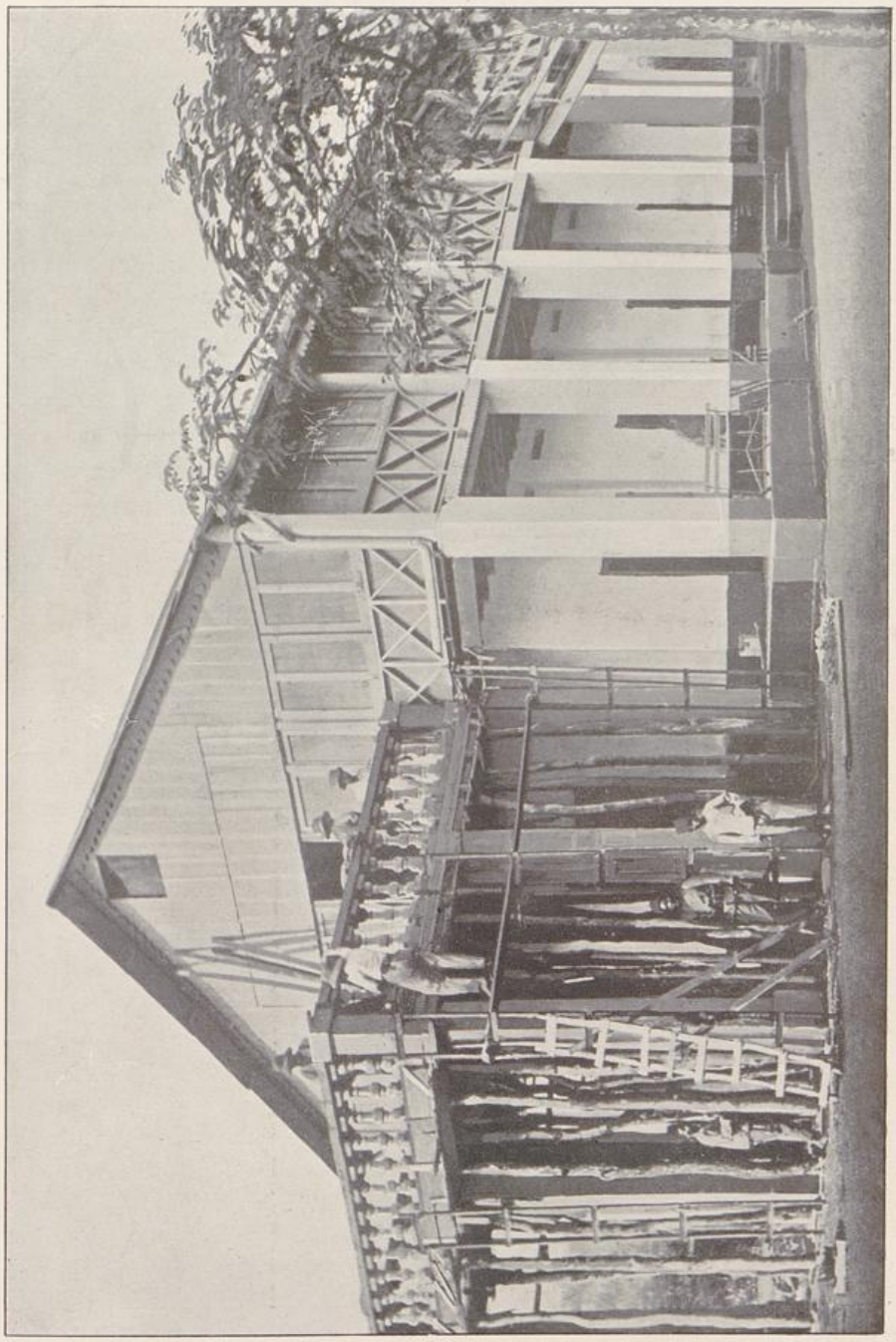
Neuanlage der Straße von Abomey nach Kandi.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neuanlage der Straße von Abomey nach Kandi.

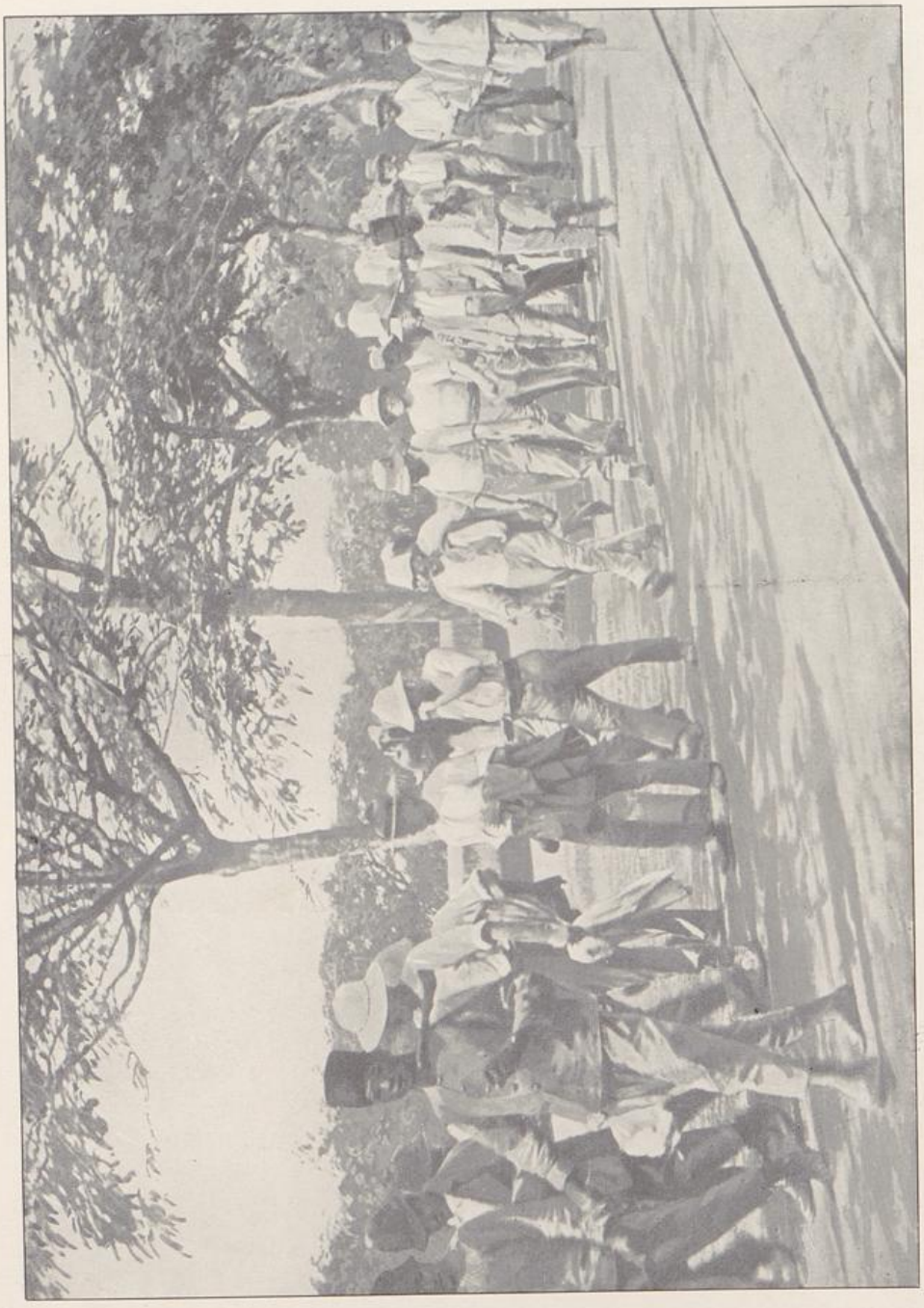
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner hatten die Deutschen ein Arresthaus, das Wohnhaus für den Adjudanten Venère und Bureaugebäude zu errichten.



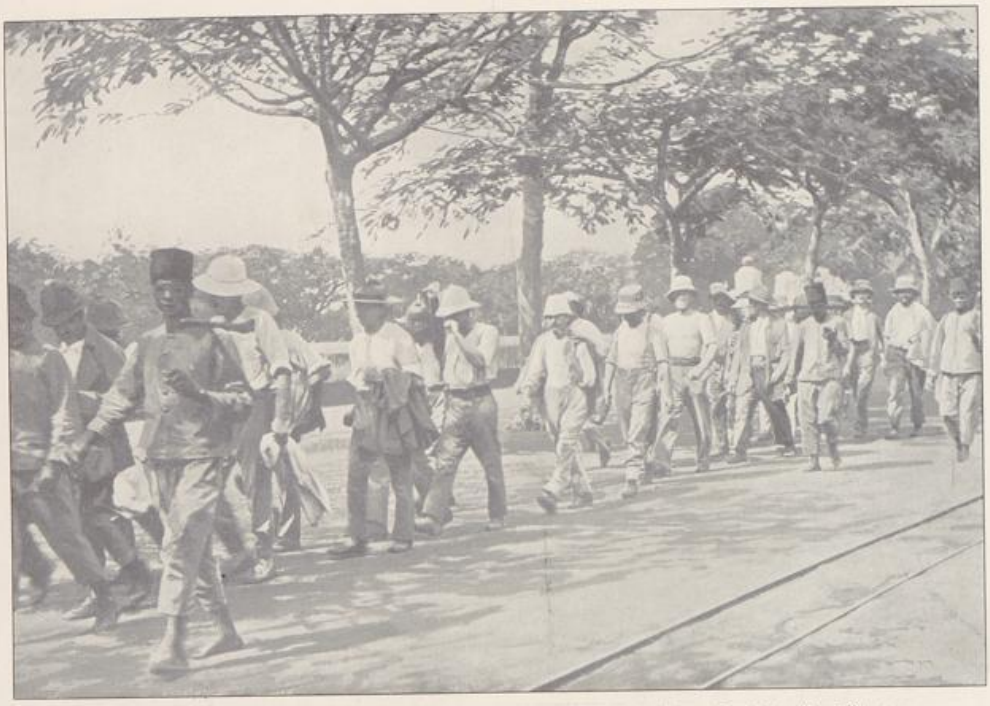
Arbeiten am Hause des Administrators in Abomey.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Als Handwerker beschäftigte Gefangene auf dem Wege nach der Werkstatt in dem Hause des Administrators.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Als Handwerker beschäftigte Gefangene auf dem Wege nach der Werkstatt in dem Hause des Administrators.

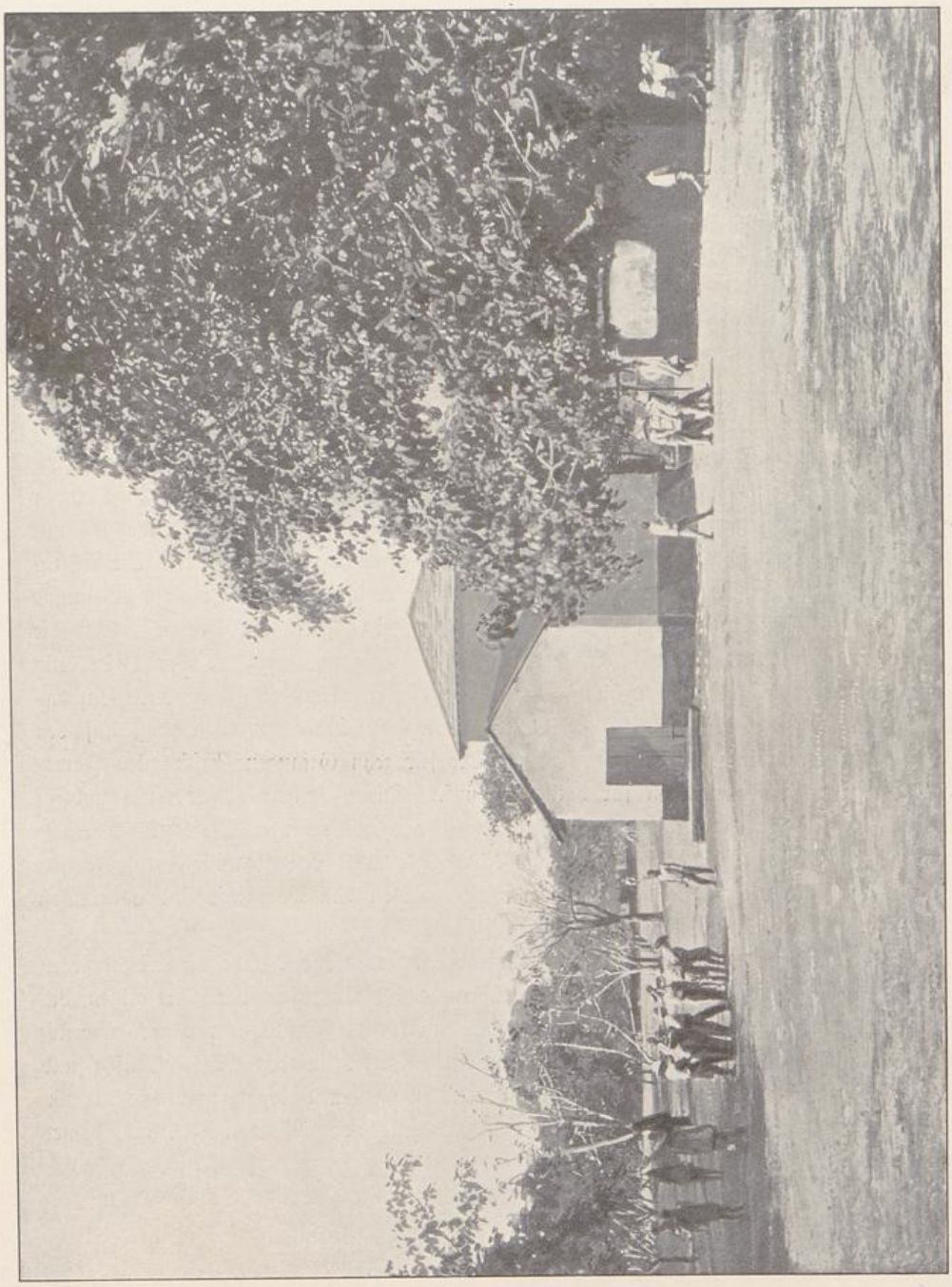
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine harte Arbeit war das Reinigen des Landes von Dornengestrüpp und Schilfgras für Negerkulturen. Von dem scharfen Schilfgras wurden die Hände der Arbeitenden rasch blutig und wund. Waren diese Arbeiten an sich schon in der tropischen Hitze eine Gesundheitsgefährdung, so mußten sie infolge der besonderen Erschwerungen, unter denen sie verrichtet wurden, direkt vernichtend auf die Gesundheit wirken. Die Gefangenen waren nur mit dem Notwendigsten bekleidet, deshalb weder gegen die Sonnenstrahlen, noch gegen die häufig auftretenden Gewitterregen geschützt. Viele hatten keinen Tropenhelm. Hosen, Hemden, Strümpfe und Schuhe waren bei der schweren Arbeit bald verbraucht. Da neue Sachen nicht geliefert wurden, gingen die Gefangenen in ihren zerrissenen einher. Viele waren genötigt, die zum Schlafen ausgehändigte Baumwolldecke wie Eingeborene als Hüftentuch zu tragen. Andere liefen barfuß; noch andere trugen Pantoffeln aus ungegerbtem, schlecht oder gar nicht enthaartem Leder, infolgedessen sich ihre Füße wund scheuerten. Der mangelhafte Schutz der Füße hatte die Folge, daß sich die massenhaft auftretenden Sandflöhe unter den Fußnägeln einnisteten und schmerzhafte Schwellungen und Eiterungen hervorriefen. Für nichts wurde Ersatz geliefert, obwohl, wie sich gegen Ende der Gefangenschaft zeigte, die nötigen Vorräte vorhanden waren.

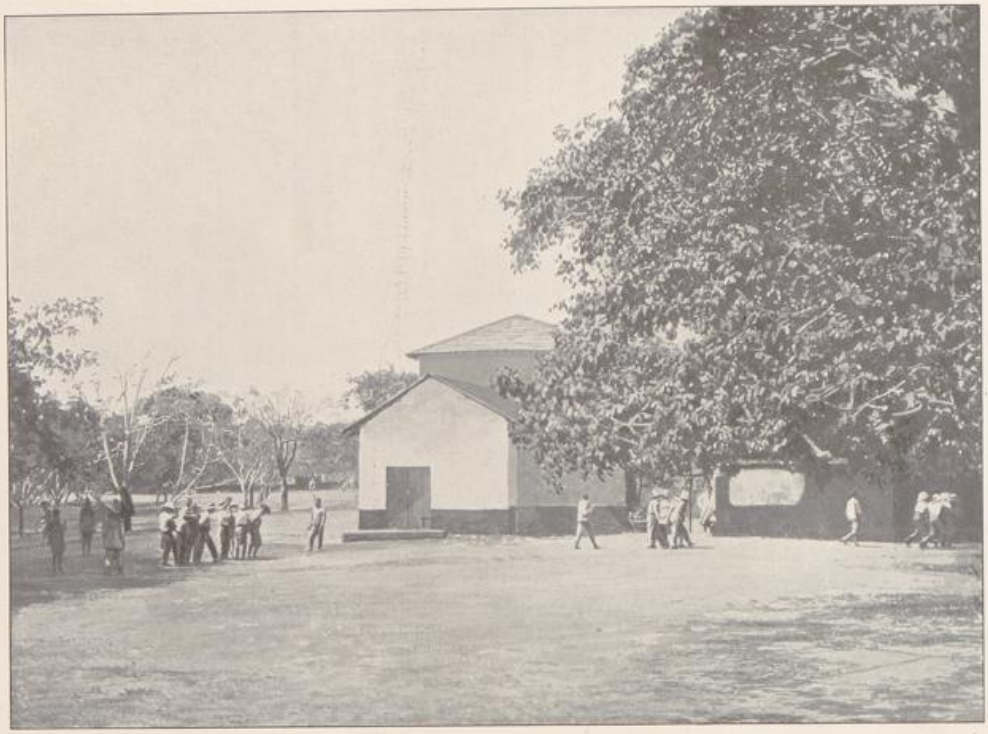
Genügendes Wasser zur Befriedigung des nach der Arbeit in tropischer Hitze lebhaften Reinigungsbedürfnisses wurde nicht geliefert. Ebenso ungenügend war die Ernährung. Morgens gab es eine dünne, fettlose Suppe, die, weil am Tage zuvor gekocht, meistens sauer war, mittags und abends Jams oder Eingeborenenbohnen mit etwas Fleisch, von schwarzen Köchen unsauber und geschmacklos zubereitet. Die 500 g Brot, die dazu gehörten, wurden meist nicht verabreicht. Das Trinkwasser mußte schmutzig, mit Insekten und Larven vermischt, unfiltriert getrunken werden. War die Verpflegung schon in den ersten Wochen kärglich, so begann im Dezember 1914, als sie in die Hände des Adjudanten Venère überging, **ein regelrechtes Hungernlassen,** das bis in den April 1915 anhielt. Die Fleischrationen wurden so klein, daß auf den Mann nur noch wenige Gramm entfielen. Die für zehn Gefangene bestimmten Jams- und Bohnenportionen reichten für höchstens fünf. Die Lieferung von Brot unterblieb wochenlang; wurde es geliefert, so war es, weil aus verdorbenem Mehl gebacken, ungenießbar. Der Heißhunger trieb die Gefangenen dazu, den Marktweibern die für Europäer gesundheitsschädlichen, zum Teil ekelerregenden Eingeborenenspeisen abzukaufen und in den Abfallkörben nach Eßbarem zu suchen.

Beim Roden der Felder war das Aufrichten des Körpers oder das Niedergehen in die Kniebeuge verboten. Auch nur vorübergehendes Ausruhen oder Abtrocknen des Schweißes war nicht gestattet. Ununterbrochen mußten die Gefangenen unter äußerster Kraftanstrengung in gebückter Stellung arbeiten. Selbst in den Mittagspausen und Sonntags wurden die von der Arbeit befreiten Gefangenen sogar zum Tragen von schweren Lasten von dem 1 km entfernten Endpunkt der Feldbahn Bohikou-Abomey nach dem Lager gezwungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Lastentransport vom Ende der Feldbahn Bohikou-Abomey nach dem Lager.



Lastentransport vom Ende der Feldbahn Bohikou-Abomey nach dem Lager.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

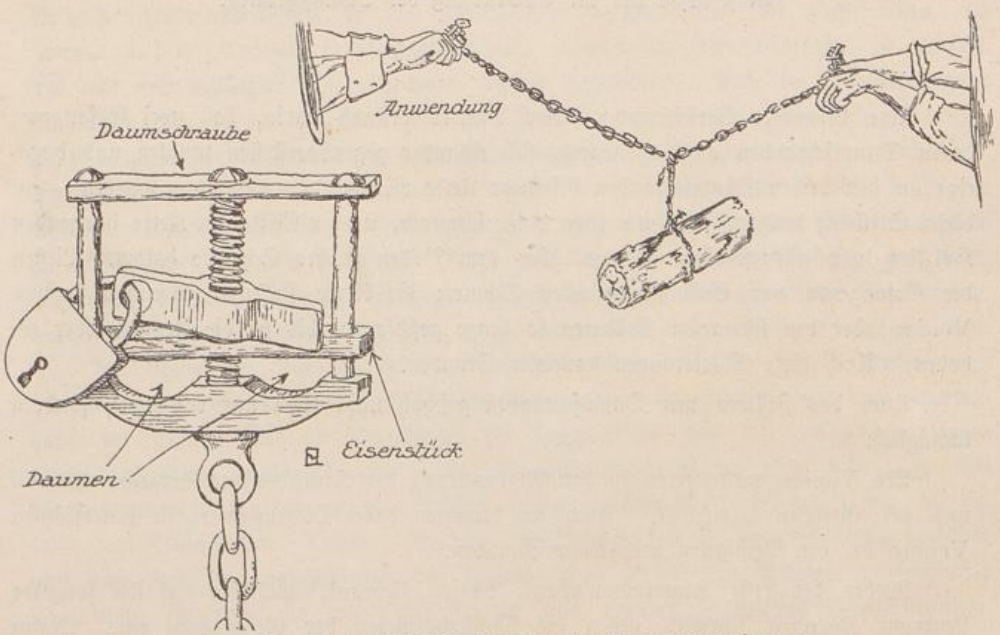
Diese Härten wurden durch die brutale, unbarmherzige Aufsicht der mit Gewehr und Holzkeulen bewaffneten schwarzen Soldaten und des mit Flußpferdpeitschen ausgerüsteten weißen Aufsichtspersonals gesteigert. Die Soldaten trieben die Gefangenen durch Kolbenstöße, Keulenhiebe, Faustschläge und Fußtritte in der willkürlichsten Weise unter den Augen oder auf Befehl des weißen Aufsichtspersonals zu unausgesetztem Arbeiten an. Das kleinste wirkliche oder vermeintliche Versehen, das geringste Nachlassen in der Arbeit wurden von den schwarzen Soldaten sofort mit Drohungen, Schlägen oder Schimpfworten geahndet. Gefangene, die in der Sonnenglut infolge Überanstrengung zusammenbrachen, wurden unter Beschimpfungen und Schlägen aufgerichtet und zur Weiterarbeit gezwungen. Häufig mußten diejenigen, bei denen diese gewaltsamen Bemühungen versagten, krank weggetragen werden.

Die Grausamkeiten des weißen Aufsichtspersonals, vor allem des Adjudanten Venère, übertrafen selbst die Roheiten der Schwarzen. Bei dem geringsten begründeten oder unbegründeten Anlaß wurden die Gefangenen bestraft, gequält und gepeinigt. Zu keiner Stunde, selbst nicht zur Nachtzeit, waren sie vor Arrest oder vor Faustschlägen, Peitschenhieben, Fußtritten und Bedrohungen der weißen Franzosen sicher. Das Arrestlokal war meistens überfüllt, der Aufenthalt in ihm bei der Tropenhitze und der gänzlich unzureichenden Luftzufuhr eine Qual. Die Arreststrafe wurde dadurch verschärft, daß die Bestraften zu besonders schweren und ekelerregenden Arbeiten gezwungen und auf schmale Kost gesetzt wurden. So mußten sie die Ausleerungen von Dysenteriekranken mit bloßen Händen aus den Eimern nehmen.

Der Adjudant Venère schlug die Gefangenen aus Laune, manchmal auch in der Trunkenheit, mit seinem Ochsenziemer über Gesicht und Kopf, über ihren nur mit einem zerfetzten Hemd bekleideten Rücken, über die bloßen Arme und Füße. Er versetzte ihnen Faustschläge ins Gesicht und trat auf die am Boden Liegenden. Häufig wurden sie durch ihn unter Peitschenhieben ins Arrestlokal getrieben und dort oder in seinem Dienstzimmer weiter geschlagen. Die durch diese Schläge hervorgerufenen Verletzungen waren oft so schwer, daß sie ärztlicher Behandlung bedurften und lange Zeit nachher als fingerdicke Striemen zu sehen waren.

Selbst kranke Gefangene und solche, die eben von ihrem Krankenlager aufgestanden waren, trieb Venère mit der Peitsche zur Arbeit.

Das Schmach- und Qualvollste bildete die Folterung mit der Daumschraube.



Daumschraube, wie sie in Abomey zur Verwendung kam.

Bei dieser Folterung wurden die beiden Daumen des Gefangenen in die aus der Abbildung ersichtlichen Öffnungen des Folterinstruments gesteckt, dann wurde durch Anziehen der Schraube ein Stück Eisen so auf die Daumen gedrückt, daß diese qualvoll schmerzten. Diese Marterung dauerte stundenlang, sogar ganze Nächte. Die Folge war, daß die Daumen anschwollen und sogar platzten. Die Gemarterten brachen manchmal bewußtlos zusammen. Nach dem Abnehmen der Folter waren die Daumen lange Zeit wie abgestorben. Die durch Anlegung der Daumschraube wehrlos Gemachten pflegte Venère durch Peitschen- und Faustschläge zu quälen.

Verschärfte Art der Anwendung der Daumschraube.

Eine besondere Verschärfung dieser Marter bestand darin, daß zwei Gefangene, denen Daumschrauben angelegt waren, sich einander gegenüberstellen mußten und durch eine an den beiden Daumschrauben befestigte Kette miteinander verbunden wurden. In dieser Stellung mußten sie einen etwa 2 kg schweren, in der Mitte der Kette hängenden Holzklotz mit ausgestreckten Armen über dem Boden in der Schwebe halten. Ließen die Gefangenen vor Erschöpfung oder Schmerz die Arme sinken, so wurden sie von Venère oder den schwarzen Soldaten so lange geschlagen, bis sie die Arme wieder erhoben. Auch diese Marterungen dauerten Stunden.

Auch das Foltern mit Daumschrauben geschah nicht etwa nur vereinzelt, sondern tagtäglich.

Mit Venère wetteiferten in der Mißhandlung der Deutschen der Sergeant Castelli und der Gefreite Gianzelli. Auch sie benutzten dabei Ochsenziemer; sie unterstützten Venère bei der Peinigung mit Daumschrauben.

Weder der erste Lagerkommandant, Major Beraud, noch der auf ihn folgende Leutnant Bernard schritten gegen die Mißhandlungen der Gefangenen ein. Major

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beraud unterwies sogar die schwarzen Soldaten in Gegenwart der Gefangenen darin, wie sie mit dem Kolben stoßen und mit der Keule schlagen und werfen sollten. Leutnant Bernard mißhandelte eigenhändig mit der Reitpeitsche einen der Togodeutschen bei dessen Eintreffen in Abomey.

Der Lagerarzt, Stabsarzt Dr. Longharé, gab den übrigen an Roheit der Gesinnung nichts nach, trotzdem er die Leiden der geschwächten Deutschen infolge seiner ärztlichen Tätigkeit besonders klar erkennen mußte. Als ihm eines Tages ein bei der Arbeit zusammengebrochener Gefangener in besinnungslosem Zustande gebracht wurde, ließ er ihn liegen und setzte seine Unterhaltung fort. Auf den gefährlichen Zustand des Kranken aufmerksam gemacht, entgegnete er, ohne sich beim Weintrinken stören zu lassen, »auch im Felde liegen Verwundete und Kranke recht lange ohne jede ärztliche Hilfe herum«. Selbst ernstlich Kranke schickte Longharé zum Arbeitsdienst. Er sah gleichgültig zu, daß Venère die von der Arbeit befreiten Kranken mit der Peitsche aus ihren Hütten jagte und schwere Lasten schleppen ließ.

Die ärztliche Behandlung war allgemein eine schlechte und besonders bei Malaria und Dysenterie eine unsachgemäße. Die von den Gefangenen gefürchtete Hungerkur, die darin bestand, daß im Lazarett nur Wasser und etwas Milch, kein Brot verabfolgt wurde, wirkte so abschreckend, daß die Kranken sich aus Hunger wieder zur Arbeit schleppten, ehe sie gesund waren. Bei rheumatischen oder neuralgischen Beschwerden benutzte Dr. Longharé Glüheisen, die empfindliche Brandwunden verursachten. Im allgemeinen überließ er die Krankenbehandlung schwarzen Heilgehilfen. Bei Chininein-spritzungen gingen sie so unsauber vor, daß sich an den Injektionsstellen markstückgroße Entzündungen und Eiterungen bildeten.

Gegen diese unmenschlichen Zustände waren die Gefangenen vollkommen machtlos! Hinter den hohen Lehmmauern ihres Lagers waren sie von der Außenwelt abgeschlossen und ihren Peinigern schutzlos ausgeliefert!

Gleich beim Eintreffen in Abomey wurde ihnen durch den Administrator eingeschärft und später durch die Lagerkommandanten und den Adjudanten Venère in Erinnerung gebracht, daß das Vorbringen von Beschwerden verboten und strafbar sei. Aus Furcht vor Bestrafung und im Hinblick auf die von Venère in Aussicht gestellten Verbesserungen unterließen es die Gefangenen, Vorstellungen bei dem ersten, im Januar 1915 im Lager erschienenen höheren französischen Kontrolloffizier zu erheben. Als aber die zugesagte Besserung weder in der Behandlung, noch in der Verpflegung eintrat, wagten sie es, sich Ende Februar 1915 bei dem zweiten Kontrolloffizier mündlich über unzureichende Ernährung, harte Arbeit und schwere Mißhandlungen zu beschweren. Eine Beschwerdeschrift, die sie hatten überreichen wollen, war durch Venère konfisziert worden. Der Kontrolloffizier traf aber keine Abhilfe. Nach seiner Abreise wurden die Beschwerdeführer mit 14 Tagen Arrest und besonders schweren Arbeiten und Kostentziehung bestraft. Ebenso erfolglos blieben mündliche und schriftliche Beschwerden, welche die Gefangenen dem im Mai 1915 anwesenden Kontrolloffizier unterbreiteten.

Im Laufe der Monate März, April und Mai desselben Jahres trafen noch 15 Kamerundeutsche aus den Kämpfen um Nola, einige Togodeutsche aus dem Krankenhaus in Cotonou und in Abteilungen 80 Togodeutsche aus den aufgelösten Lagern Kandi und Gaya in Abomey ein, so daß die Gefangenenzahl auf etwa 300 stieg. Die Neuankommenden wurden in der gleichen unmenschlichen Weise behandelt wie die bereits dort Befindlichen. Venère, der trotz der Beschwerden in seiner Stellung verblieb, und seine Gehilfen zwangen auch die Togodeutschen zu schweren Arbeiten in sengender Tropenhitze, schlugen sie mit Ochsenziemern und quälten sie mittels Daumschrauben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch sie waren der Willkür und der Brutalität der Schwarzen ausgeliefert. Strenge Verbote gegen das Sprechen und den Verkehr mit den Kamerundeutschen, die Androhung schwerer Strafen bei Anbringung von Beschwerden und andere Willkürlichkeiten erzeugten auch bei ihnen ein Gefühl völliger Recht- und Schutzlosigkeit.

Oberstabsarzt Professor Dr. Zupitza, der Mitte März 1915 zur Unterstützung des französischen Arztes nach Abomey gebracht wurde, schildert seine Empfindungen beim Anblick der Gefangenen und des Lagers in folgenden Worten:

»Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck; man hatte das Gefühl, von aller Welt auf Nimmerwiedersehen abgeschnitten zu sein. Nun gar der erbarmungswürdige Anblick unserer Landsleute! Lebensmüde, abgezehrte, hagere Gestalten, wachsbleiche Gesichter mit tief in den breit umränderten Höhlen liegenden matten Augen, stumm, gebeugt und mit schlotternden Gliedern schlichen sie verschüchtert über den Hof daher! Andere standen, mit verstohlener Neugier nach dem Ankömmling spähend, im Hintergrunde ihrer Hütteneingänge, um sich beim Annähern eines Franzosen scheu wie verschlagene Hunde in das Innere zurückzuziehen. Das waren die **arbeitsfähigen Gesunden!**

Welches Elend sollte sich mir erst offenbaren, als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum ärztlichen Dienst das Lazarett betrat!«

Regierungsarzt Dr. Simon, der Ende Mai 1915 an Stelle des Professors Zupitza von Kandi nach Abomey kam, schildert die gesundheitlichen Verhältnisse in Abomey wie folgt:

»Das Schlimmste war der entsetzliche Gesundheitszustand der Gefangenen. Obwohl ich als Tropenarzt an schwere Krankheitsfälle gewöhnt bin, erschrak ich beim Anschauen der Jammergestalten, die dort zu sehen waren. Schlecht genährt, mit bleichen, hohlen Gesichtern wie Gespenster, niedergedrückt und scheu wie geprügelte Hunde gingen die Leute ihrer Arbeit nach. Fieber und Krankheiten wüteten in ihren Reihen. Das Schauerlichste war das sogenannte »neue Lager«, ein zweites Lager, wohin die chronisch Kranken und nicht mehr Arbeitsfähigen gebracht waren. Alles jammervolle, heruntergekommene Gestalten! Einen solch' trostlosen Anblick habe ich als Arzt selten gesehen. Im ganzen wurden von mir in 42 Tagen von Ende Mai bis Anfang Juli 1915: 4912 Gefangene behandelt, d. h. 117 pro Tag. Davon waren 25 bis 30 täglich im Hospital schwerkrank, 20 bis 30 in »repos« in ihren Hütten als noch krank und arbeitsunfähig, im »neuen Lager« etwa 20 bettlägerig krank, die übrigen chronisch krank und arbeitsunfähig, also 85 bis 100 ständig völlig arbeitsunfähig! An schwersten Komplikationen von Schwarzwasserfieber habe ich in den 7 Wochen 20 Fälle gesehen; davon verliefen 2 tödlich, vor meiner Zeit 6 oder 7. In Togo, wo das gleiche Klima herrscht wie in Dahomey, habe ich in 6 Jahren nur etwa 7 bis 8 Schwarzwasserfälle erlebt, während in Dahomey in knapp einem Jahre 100 Fälle vorgekommen sind!«

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die selbstlosen Bemühungen der deutschen Ärzte vermochten den in ihrem Gesundheitszustand heruntergekommenen Gefangenen keine wesentliche Besserung ihres Loses zu bringen.

Anfangs Juli 1915 wurde — unter dem Druck von Zwangsmaßnahmen der Deutschen Regierung — das Lager in Abomey aufgelöst. Alle Gefangenen litten an allgemeiner Körperschwäche, hochgradiger Blutarmut und schweren nervösen Störungen. 70, fast ein Drittel, waren so krank, daß sie die 9 km lange Strecke nach der Station Bohikou nicht zu marschieren vermochten. Von Bohikou wurden die Gefangenen mit der Bahn nach Cotonou befördert, wo die Schwerkranken im Krankenhaus, die übrigen in Zollschuppen untergebracht wurden. Auch die übrigen in Dahomey internierten Deutschen wurden zum Abtransport in Cotonou vereinigt und dort in gleich demütigender Weise behandelt wie beim ersten Betreten des Bodens in Dahomey[1]).

In Nordafrika.

a. Während des Transports auf den französischen Frachtdampfern „Asie" und „Tibet".

Alle Kolonialdeutschen in Dahomey, auch die Frauen, wurden mit Ausnahme von 100, die wegen Platzmangels zurückbleiben mußten, am 5. Juli 1915 auf dem Frachtdampfer »Asie« nach Nordafrika eingeschifft. Auf dieser 14tägigen Fahrt setzten sich ihre Leiden fort, da die Gefangenen trotz ihrer geschwächten Gesundheit in dem heißen Schiffsladeraum untergebracht waren. Sie lagen eng nebeneinander, zum Teil auf dem bloßen Schiffsboden, und wurden nicht an die frische Luft gelassen. Besonders schlecht war für die Kranken gesorgt. Arzneien waren nicht zu erhalten. Die Verpflegung war unzulänglich und, in Scheuereimern gereicht, ekelerregend[2]).

Am 8. August 1915 fuhren die zurückgebliebenen 100 Gefangenen auf dem alten, schlecht erhaltenen Frachtdampfer »Tibet« aus Dahomey ab. 70 bis 75 von ihnen waren schwer malariakrank; trotzdem hatte ihnen der leitende Arzt des Krankenhauses in Cotonou, Oberstabsarzt Dr. Waggon, die unbedingt notwendige Menge Chinin verweigert. Dieser Arzt hatte sogar die Stirn, dem Transportführer, Kapitän Bonnet, zu melden, es seien keine Kranken unter den Gefangenen. Der für die Unterkunft bestimmte Laderaum auf dem »Tibet« bot kaum für 60 Mann Platz, trotzdem mußten sämtliche 100 Gefangene sich dort aufhalten. Boden und Wände des Raums waren stets naß. Da auch die Luftzufuhr fehlte, war die Unterbringung eine menschenunwürdige und für Rekonvaleszenten, die schwere Krankheiten überstanden hatten, eine höchst ungesunde. Aus diesem Laderaum wurden neue Schwerkranke erst nach ernsthaftem Widerstand des Transportführers in einen besonderen Krankenraum verbracht. Die Malariakranken dagegen mußten dort, auf dem Schiffsboden liegend, ihre Fieberanfälle durchmachen. Besondere Krankenkost wurde trotz der Vorstellungen der deutschen Ärzte nicht verabfolgt. Die Verpflegung war in keiner Weise ausreichend, die Behandlung hart und erniedrigend. Die Hoffnungen der Gefangenen auf Besserung ihres Loses erfüllten sich während der Überfahrt auf den Dampfern »Asie« und »Tibet« nicht[3]).

[1]) Angabe 1, 4, 5, 8—11, 13—26, 29, 31.
[2]) Angabe 2—4, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 28, 29.
[3]) Angabe 3, 8, 11, 19, 31.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b. In Mediouna und Medea.

Aber auch in den beiden Lagern in Nordafrika, Mediouna und Medea, wohin die Gefangenen gebracht wurden, entsprachen die Verhältnisse nicht entfernt den Bedürfnissen der in ihrer Gesundheit zerrütteten Gefangenen.

In Mediouna (Marokko), wohin alle Gefangenen, mit Ausnahme der Offiziere, sowie die Mehrzahl der Frauen aus Togo geschickt wurden, waren Unterbringung, Verpflegung und ärztliche Versorgung ungenügend, zum Teil ganz schlecht. Selbst hier wurden die Frauen wie Kriegsgefangene behandelt. Erst geraume Zeit nach der Ankunft wurden Stroh- und Schlafsäcke geliefert. Die Gefangenen litten in ihren dünnen Tropenkleidern sehr unter der Kälte. Die auf Veranlassung der Deutschen Regierung an sie abgesandten Winterkleider wurden, obwohl sie im Dezember 1915 eintrafen, erst im April 1916 ausgehändigt. Gegen die in Dahomey chronisch gewordene Malaria und Dysenterie der Gefangenen fehlte es an Arzneien und sachgemäßer Behandlung. Da wie in Abomey auch in Mediouna Fieberkranke zu schwerer Arbeit gezwungen und ins Gefängnis geworfen wurden, nahm die Malaria vielfach die schwere Form des Schwarzwasserfiebers an. Nachdem schon in Dahomey 14 Deutsche an Schwarzwasserfieber gestorben waren, gingen hier sieben weitere an der gleichen Krankheit zugrunde. Die Allgemeinbehandlung war rücksichtslos und hart. Kriegs- wie Zivilgefangene mußten Steinbrucharbeiten verrichten und schwere Erdarbeiten ausführen, selbst Aborte entleeren. Harte Strafen wurden über sie verhängt. Eine dieser Strafen bestand darin, daß der Gefangene unter eine in geringer Höhe über dem Boden ausgespannte Zeltbahn kriechen und dort bis zu 30 Tagen, gegen Wind und Wetter ungenügend geschützt, liegen mußte. Eine Verschärfung dieser Strafe bedeutete die Verbringung in das weiter im Innern gelegene Straflager El Borudj; dort waren die Gefangenen, wie in Dahomey, schweren körperlichen Mißhandlungen, selbst solchen durch den Lagerkommandanten, ausgesetzt[1]).

In Medea (Algier), wo der stellvertretende Gouverneur von Togo, die Offiziere mit ihren Frauen und die Ärzte gefangengesetzt wurden, und während des Transports dorthin war die Unterbringung überaus mangelhaft. In Oran bei der Ankunft in Algier hatte man die Frauen sogar als Verbrecherinnen und nicht als Kriegsgefangene behandelt. Die Offiziere aus Kamerun erhielten in Medea als Unterkunftsraum zuerst eine Futterkammer zugewiesen, später, weil der Regen in dicken Strömen durch das Dach floß, einen Pferdestall, in dem zugleich mit ihnen das Pferd des Lagerkommandanten und die Araberwache hausten. Alle Unterkunftsräume waren kalt und gesundheitsschädlich. Trotz Bitten wurden lange Zeit weder Öfen noch Brennholz geliefert. Stühle, Schränke und Waschseinrichtung fehlten. Die Gefangenen mußten sich selbst bei Schneegestöber im Hofe waschen. Da auch ihnen die zugesandten Winterkleider nicht ausgeliefert wurden, litten sie schwer unter der Kälte. Die Verpflegung war schlecht und ungenügend. Verbesserungen waren bei der Hartherzigkeit und Willkür des Lagerkommandanten und seines Unterpersonals nicht zu erreichen. Die Krankenfürsorge war äußerst mangelhaft; Arzneimittel, besonders Chinin, wurden verweigert. Männer und Frauen hatten unter der Gleichgültigkeit des französischen Arztes zu leiden. Die Aufnahme ins Hospital war selbst für Schwerkranke meist erst nach Tagen durchzusetzen. Einer der Gefangenen verstarb an Schwarzwasserfieber.

[1]) Angabe 2, 11, 14, 16–19, 21, 23, 27, 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders hart traf die Kolonialdeutschen in Mediouna und Medea das Verbot des Postverkehrs mit der Heimat. Die Französische Regierung erließ dieses Verbot unberechtigterweise als angebliche Repressalie gegen die deutscherseits verfügten Einschränkungen des Postverkehrs der französischen Bevölkerung in den besetzten französischen Gebieten. Es dauerte von Juni 1915 bis Ende März 1916. Weder Brief-, Geld- noch Paketsendungen wurden den Gefangenen ausgehändigt. Ebensowenig erreichten ihre Sendungen Deutschland [1]).

Unter dem Druck von Zwangsmaßregeln der Deutschen Regierung wurden um die Mitte des Jahres 1916 die Lager in Nordafrika geräumt und die Gefangenen nach Frankreich überführt.

In Frankreich und der Schweiz.

Selbst während der Überführung nach Frankreich dauerte die rücksichtslose Behandlung der in ihrer Gesundheit erschütterten »Dahomeygefangenen« an. In dem unerträglich heißen Laderaum des Schiffes lagen sie auf dem schmutzigen Boden. Dabei war der Raum so überfüllt, daß sie sich nicht ausstrecken konnten. Am Tage durften sie zwar das Deck betreten, sie standen dort aber ohne Schutz gegen die Sonne und zusammengepreßt. Nicht einmal die im Mai 1916 auf der »Chaujia« reisenden kranken, nach der Schweiz bestimmten Gefangenen waren ordentlich untergebracht und verpflegt. Auch sie lagen eng aneinander auf dem bloßen, von Kohlenstaub beschmutzten Schiffsboden im untersten Laderaum, in dem offene Kübel zur Verrichtung der Notdurft standen und die Luft verpesteten. Die Verpflegung war mangelhaft und die Behandlung durch die schwarze Bewachung brutal. Die meisten der aus Togo verschleppten deutschen Frauen hatten dabei ebenfalls unter schlechter Unterkunft und Behandlung zu leiden [2]).

Durch die Verbringung der »Dahomeygefangenen« nach Frankreich ist die Hauptforderung der Deutschen Regierung erfüllt worden. Allein auch ihre jetzige Lage ist nicht dazu angetan, die Nachwirkungen ihrer Leiden zu beseitigen. Es fehlt an hygienisch einwandfreier Unterbringung, angemessener, ausreichender Verpflegung, sachgemäßer ärztlicher Behandlung und Pflege. Ungeachtet aller Vorstellungen seitens der Deutschen Regierung werden in ihrem Gesundheitszustand erschütterte Gefangene zu schweren Arbeiten gezwungen. Nur die Hospitalisierung der noch in Frankreich befindlichen 380 Dahomeygefangenen in der Schweiz kann ihnen Hilfe bringen. Diese Maßnahme, die bisher von französischer Seite abgelehnt wurde, wird deutscherseits mit Nachdruck angestrebt [3]).

[1]) Angabe 4, 12, 29—31.
[2]) Angabe 2, 6, 8, 9, 11, 14—16, 18, 20, 21, 26, 27, 28, 30.
[3]) Angabe 32.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlußbemerkung.

Sowohl bei den Übergabeverhandlungen von Kamina in Togo wie bei denen von Duala in Kamerun wurde den Deutschen seitens des englischen Oberbefehlshabers der englisch-französischen Truppen »Schutz der Person und angemessene Behandlung« zugesichert[1]).

Allen Kolonialmächten ist es ferner bekannt, daß Europäer in den Tropen nur unter günstigen Bedingungen leben und gesund bleiben können, daß sie insbesondere ohne Lebensgefahr keine schwere körperliche Arbeit zu leisten vermögen. Eine Gefangensetzung im tropischen Afrika war deshalb schon an sich eine Gesundheitsgefährdung. Hiezu kam, daß für die Internierung die Kolonie Dahomey gewählt wurde, die wegen ihrer schlechten Gesundheitsverhältnisse berüchtigt ist. Wenn England und Frankreich in Kenntnis dieser Umstände in dieser Weise gegen die Deutschen, die sie aus Kamerun und Togo weggeschleppt hatten, vorgingen, so gestattet ihr Verhalten nur einen Schluß:

Sie wollten das Deutschtum an der Westküste Afrikas auslöschen, die deutschen Pioniere selbst töten. Da den Franzosen der Mut fehlte, die ihnen durch die Engländer ausgelieferten Deutschen auf einmal hinzumorden, suchten sie den gleichen Erfolg durch langsames Foltern und Hinsiechenlassen zu erreichen. Daß es sich nicht etwa bloß um Ausschreitungen untergeordneter französischer Dienststellen handelt, erhellt daraus, daß der Gewaltmarsch in das Innere Dahomeys vom Generalgouvernement in Dakar angeordnet und seine Fortsetzung verlangt wurde, als die Transportführer auf das Unmögliche der Fortsetzung telegraphisch hinwiesen. Ferner wurden durch den stellvertretenden Gouverneur von Dahomey Einrichtung und Betrieb des Lagers in Abomey besichtigt und ausdrücklich gutgeheißen. Die Französische Zentralregierung hat sogar den traurigen Mut gefunden, im März 1915 gegenüber den dringenden Vorstellungen der Deutschen Regierung zu behaupten, »die Behandlung, die den deutschen Gefangenen in den französischen Kolonien zuteil werde, stehe in vollem Einklang mit den Gefühlen der Menschlichkeit, denen unter allen Umständen gewissenhaft zu genügen, die Regierung der Französischen Republik sich zur Ehrenpflicht mache«. (Le Traitement réservé aux prisonniers allemands dans les colonies françaises est entièrement conforme aux sentiments d'humanité que le gouvernement de la République tient à honneur, en toutes circonstances, d'observer scrupuleusement — Note des französischen Ministeriums des Äußern an die Amerikanische Botschaft in Paris vom 9. März 1915.) Unter diesen Umständen kann es nicht weiter befremden, daß die Französische Regierung bislang nicht zu bewegen gewesen ist, trotz des erdrückenden Beweismaterials gegen den Adjudanten Venère und die übrigen Schuldigen einzuschreiten.

[1]) Angabe 33, 34.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einzelfälle von Mißhandlungen.

1. Ein Kaufmann aus Togo, der trotz Malariaerkrankung von dem französischen Arzt in Cotonou für marschfähig erklärt wurde, brach am zweiten Marschtage bewußtlos zusammen. Nachdem er das Bewußtsein wiedererlangt hatte, bemerkte er, daß seine Malaria in Schwarzwasserfieber übergegangen war. Trotz seines Protestes wurde er, statt zurück nach Savé, weiter ins Innere geschleppt. Ein ihn im Auto überholender, französischer Arzt ließ ihn nach Savé zurücktragen. Hier wurde jedoch seine Aufnahme in das Krankenzimmer des Administrationsgebäudes verweigert und der Schwerkranke auf den Erdboden einer Negerhütte gelegt. Da ihm die Franzosen weder Arzneien noch das unbedingt erforderliche Sodawasser gaben, mußte er seinen Durst mit Tee stillen, den ihm seine kranken deutschen Kameraden bereiteten, für den ihnen aber nur verseuchtes Wasser zur Verfügung stand. Am nächsten Tage verlor er wiederum das Bewußtsein. Trotzdem und trotz der Bitten des deutschen Arztes kümmerten sich die Franzosen nicht um den Kranken. Sein Zustand verschlimmerte sich so, daß er aufgegeben wurde. Nach drei Tagen trat aber eine entschiedene Besserung ein. Den soeben der Lebensgefahr entgangenen, infolge Blutverlustes matten Kranken luden die Franzosen trotz des Protestes des deutschen Arztes auf ein Lastautomobil und fuhren ihn nach Parakou. Dort mußte er, obwohl eine Hängematte zur Verfügung stand, in das 1 km entfernte Unterkunftshaus zu Fuß gehen. Unterwegs brach er bewußtlos zusammen, worauf seine deutschen Kameraden ihn ins Unterkunftshaus trugen (Angabe 8, 10).

2. Der Gefangene L.... aus Duala wurde von Venère derart ins Gesicht geschlagen, daß er eine schwere Verletzung des Nasenbeins erlitt und sein Gesicht dauernd entstellt ist (Angabe 15, 17).

3. Dem Gefangenen S.... wurden von Venère zwei Zähne ausgeschlagen. Ein anderer mit gleichem Namen wurde durch Schläge auf den Kopf so schwer verletzt, daß er bewußtlos in die Krankenstube getragen werden mußte und lange Zeit unter Kopfschmerzen und Schwerhörigkeit auf dem linken Ohre litt (Angabe 17a).

4. Am 17. Dezember 1914 wurde der Gefangene L.... auf Grund einer unwahren Meldung des Dolmetschers durch Venère, Castelli und mehrere Eingeborenensoldaten in Gegenwart des Kommandanten Beraud mittels Faust-, Stock- und Peitschenhieben über Gesicht, Kopf und Rücken, mittels Niederwerfens auf den Boden und Fußtritten in den Unterleib mißhandelt. Ferner wurden ihm Daumschrauben so fest angelegt, daß die Haut platzte. Während der Mißhandlung wurde er von Venère außerdem mit Erschießen bedroht (Angabe 14, 15, 17f).

5. Der katholische Missionsbruder Alphons aus Kamerun, dem die Ausbesserung der Motorräder der französischen Beamten übertragen war, erhielt acht Tage Gefängnis, weil der Motor am Fahrrad des Lagerarztes sich entzündete. Beim Abführen ins Gefängnis wurde Alphons durchsucht, dabei fand Sergeant Vergnaud ein Stück Brot und ein Gebetbuch. Vergnaud warf das Brot fort, zerriß das Gebetbuch in kleine Fetzen und zerstreute sie (Angabe 22).

6. Am 1. Juli 1915 wurde ein Gefangener durch Venère mit der Peitsche über Kopf, Hände und Beine geschlagen und über Nacht in die Daumschrauben gespannt, weil er versehentlich eine Lampe zerbrochen hatte (Angabe 4, 17a).

7. Der im Lebensalter vorgerückte Gefangene S.... wurde von den schwarzen Soldaten gezwungen, vier Stunden lang fast ununterbrochen in Kniebeuge sitzend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziegel zu streichen. Der Gefangene trug hierdurch eine Lähmung des Beines davon (Angabe 4).

8. Dem Gefangenen L.... wurde zunächst die Daumschraube angelegt, dann schlug Venère ihn mit dem Ochsenziemer und hielt ihm den Revolver vor die Stirn (Angabe 17, 24).

9. Ein Maschinist der Woermannlinie hatte sich in der Werkstatt des Lagers aus einem Stück alten Eisens ein Brotmesser gefertigt. Dafür wurde er mit acht Tagen Arrest bestraft. Außerdem legte ihm Venère die Daumschraube an und schlug ihn so lange mit der Peitsche, bis er zusammenbrach (Angabe 14, 15, 17a, 26).

10. Beim Gefangenen P.... wurden die Daumschrauben so fest angezogen, daß er ohnmächtig zusammenbrach und in Herzkrämpfe verfiel. Als er sich am Boden wand, versetzte ihm Venère außerdem noch Fußtritte (Angabe 8, 11, 14, 17a, 24, 29).

11. Der Gefangene K.... aus Togo wurde am 11. Februar 1915 mit fünf anderen Kameraden in die durch Schweinekot beschmutzte Arrestzelle gebracht. Am Nachmittage desselben Tages schlug ihn Venère vor seiner Wohnung mit der Peitsche auf Hände und Rücken, so daß blutrünstige Schwellungen entstanden. Dann wurde er durch Kolbenstöße eines schwarzen Korporals gezwungen, die zur Notdurft verwendeten Petroleumdosen zu reinigen und den Kot mit den Händen herauszunehmen (Angabe 15, 17a).

12. Am 5. Februar 1915 wurden zwei Gefangene aus Kamerun auf der Wache mit je fünfzehn Peitschenhieben gezüchtigt. Nachdem ihnen sodann in der Wohnung des Venère Daumschrauben angelegt waren, mißhandelte er sie durch Schläge ins Gesicht und durch Fußtritte. Zur Wache zurückgeführt, mußten die Gefangenen in die Kniebeuge gehen, worauf Venère dem einen von ihnen mit dem Ruf »Revanche pour Duala« ein Bajonett auf die Brust setzte. Alsdann wurden beide Gefangenen durch eine an die Daumschrauben befestigte Kette miteinander verbunden und in der Mitte der Kette ein 2 kg schwerer Holzklotz befestigt. Die Gefangenen mußten diese mit gestreckten Armen so straff halten, daß der Klotz nicht den Boden berührte. Sobald sie die Arme sinken ließen, wurden sie durch die sie beobachtenden schwarzen Soldaten mißhandelt. Diese Quälerei dauerte etwa zwei Stunden (Angabe 14, 15, 16, 17a, 24).

13. Mehrere Togodeutsche kamen mit einem Krankenausweis aus Kandi auf dem Bahnhof Bohikou an. Venère empfing sie dort mit den Worten: »ah, 4 Bestien sind angekommen« und trieb sie mit einem Ochsenziemer unter dem Gelächter der Eingeborenen aus dem Wagenabteil. Sie mußten ihr Gepäck auf zwei bereitstehende Rollwagen der Feldbahn laden und sollten diese nach dem 9 km entfernten Abomey ziehen. Der eine der Gefangenen wies Venère darauf hin, daß sie zur Aufnahme ins Hospital bestimmt und körperlich außerstande seien, die Wagen die lange Strecke zu ziehen. Darauf ließ Venère die Gefangenen noch 8 bis 10 Zentner schwere Säcke mit Reis auf die Wagen laden und trieb sie unter Mißhandlungen mit dem Ochsenziemer zum Ziehen an. Zugleich drohte er mit Anlegen von Daumschrauben, Prügeln und schwerer Arbeit, falls sie versuchen würden, ins Hospital aufgenommen zu werden. Die Soldaten wies er an, sie wie Wilde zu behandeln und ihnen beim geringsten Anlaß das Bajonett in den Leib zu stoßen (Angabe 10, 17h, 24).

14. Mehrere andere Togodeutsche aus Kandi mußten in der Hitze ihr Gepäck auf der Feldbahn von Bohikou nach Abomey fahren, wobei sie von Gianzelli durch Peitschenhiebe und von den Schwarzen durch Kolbenstöße angetrieben wurden. Als ein älterer Deutscher sich vor weiteren Schlägen zu schützen suchte, riß ein schwarzer Soldat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf Zuruf des Gianzelli sein Seitengewehr heraus und hieb dem Gefangenen über den Kopf, so daß eine klaffende Wunde entstand. Schweiß- und blutbedeckt und halb ohnmächtig kamen die Deutschen abends im Lager an (Angabe 4).

15. Eines Tages ließ Venère einen an Milzbrand gefallenen Ochsen zerlegen, das Fleisch durch Gefangene in die Küche bringen und dort für sie zurechtmachen. Obwohl die französischen Beamten und Offiziere nichts von dem Fleisch nahmen, verlangte Venère, daß die Gefangenen das Fleisch essen sollten, was sie aber auf den Rat des deutschen Arztes nicht taten. Sechs der Gefangenen, die mit dem Fleisch zu tun gehabt hatten, erkrankten — einer davon lebensgefährlich — an Milzbrand. Als der deutsche Arzt den Venère bitten ließ, die Platte, auf der das Fleisch des milzkranken Tieres zerhackt worden war, zu verbrennen, wurde er von Venère mit Peitschenhieben bedroht und ihm geantwortet, sich nicht in Angelegenheiten zu mischen, die ihn nichts angingen (Angabe 10, 17, 17a).

16. Im November 1914 erkrankte der Gefangene L... an Malaria-, Schwarzwasserfieber und Dysenterie. Es geschah fast nichts zu seiner Pflege, auch der französische Arzt kümmerte sich nicht um ihn. Als er so eines Tages mit 40 Grad Fieber daniederlag, kam Venère in die Hütte und verlangte, er solle aufstehen und an die Arbeit gehen. Der Gefangene versuchte zu gehorchen, fiel aber sofort kraftlos zurück. Darauf riß ihn Venère von der Matte und schlug ihn unter Beschimpfungen mit dem Ochsenziemer. Schließlich gab er ihm noch Fußtritte und ging weg (Angabe 13).

17. Der Stationsassistent Scharck aus Togo wurde an der Grenze von Togo und Dahomey durch Zerschmetterung des linken Oberarms schwer verwundet und gefangengenommen. Trotz strenger Bewachung durch vier farbige Soldaten und trotz seiner schweren Verwundung wurde er mit einer Kette, die durch ein Vorhängeschloß verschlossen wurde, an beiden Fußgelenken gefesselt und außerdem mittels eines Strickes um beide Beine gebunden. In dieser hilflosen Lage wurde er von einem weißen Engländer seiner Taschenuhr, die ihm bei der offiziellen Durchsuchung gelassen worden war, beraubt und zwei Nächte auf dem Fußboden einer Negerhütte liegen gelassen (Angabe 22).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeugenangaben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 1.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1908/15.

I. Teil des Berichts über Erlebnisse als Kriegsgefangener in Afrika und Europa von Dr. Leuze, Leiter des wissenschaftlichen Laboratoriums in Lome (Togo).

In weitem Halbkreis wurden wir in Kamina von den feindlichen Truppen umstellt, während der stellvertretende Gouverneur, Geheimrat von Doering, mit dem englischen Oberbefehlshaber noch einmal verhandelte. Dieser sicherte uns ehrenvolle Behandlung zu. ..... Am 28. August 1914 mußten wir alle, auch die Frauen, auf dem Bahnhof Atakpame in englischer Sprache das Ehrenwort abgeben. Es wurde ein Zwang auf uns ausgeübt, das Ehrenwort zu geben, da uns im Weigerungsfalle schlechte Behandlung in Aussicht gestellt wurde. .....

Die ganze Stadt Cotonou war in Aufregung, am Strande drängte sich eine dichte Volksmenge von schwarzen und weißen Franzosen, von jedem Hause wehte die Trikolore, am Flaggenmast bei der Landungsbrücke waren die englische und französische Flagge gehißt. Von dem französischen Hauptmann wurde uns offiziell verkündet, daß Geheimrat von Doering und alle Ehepaare nach Porto Novo kämen, die anderen Gefangenen im Hinterland verteilt würden. ..... Am 19. September wurden wir an Land gebracht. .....

Gleich darauf wurden unsere Frauen, die das Handgepäck selbst tragen mußten, in das Krankenhaus von Cotonou abgeführt. Als wir geltend machten, daß man uns in Lome Beisammenbleiben versprochen habe, hieß es, wir würden uns abends wiedersehen. Dann wurden die Männer in langem Zuge durch die gaffende und grinsende Menge unter Bewachung von Senegalesen mit Bajonett nach einem Lagerschuppen geführt. Die schwarze Bevölkerung drängte sich hinter einem Stachelzaun, um uns zu sehen, die Weißen standen auf der Landungsbrücke und auf der Straße. Die Französinnen machten nicht nur höhnische Bemerkungen, sondern streckten auch die Zunge gegen uns heraus. Der Haupteingang des Schuppens lag der Landungsbrücke gerade gegenüber; an den anderen 6 Eingängen wurden die Türen verschlossen und außerdem zugenagelt. ..... Vor der Tür standen zwei Senegalesen mit aufgepflanztem Seitengewehr Posten, welche uns sofort in den dumpfen Raum zurückjagten, wenn man unter die Tür trat, um frische Luft zu schöpfen. Zunächst mußten wir (etwa 30 Personen) uns auf den blanken Steinboden setzen, nach einiger Zeit bekamen je zwei zusammen eine Eingeborenen-Strohmatte, ferner erhielt jeder einen Emailleteller, 1 Emaillebecher und 1 Blechlöffel. Messer und Gabel bekamen wir nicht. Um 1 Uhr wurde uns das Essen in 2 großen eisernen Töpfen mit 3 Füßen hereingestellt. In einem Topf waren Fleischscheiben, im anderen gekochter Jams. Das Fleisch mußte sich jeder mit der Hand herausholen und aus der Hand essen, da wir weder Messer noch Gabel hatten. ..... Vor unserem Gefängnis trieb sich andauernd eine Menge von schwarzen und weißen Franzosen herum. Wir empfanden es als ganz besonders empörend, daß nicht wenigstens die Eingeborenen ferng halten wurden. Aber das war gerade die bestimmte Absicht der Franzosen, die ihren Eingeborenen zeigen wollten, daß sie die Deutschen aus Togo gefangen haben. Die deutschen Mannschaften kamen in einen dem unseren gegenüberliegenden Schuppen. In demselben Schuppen war auch unser ganzes Gepäck untergebracht. Der Gepäckraum war durch einen Lattenverschlag von dem Gefangenenraum getrennt. In dem letzteren standen an dem Verschlag einige Petroleumdosen, welche den Abort vorstellen sollten, die aber nicht rechtzeitig geleert wurden, so daß im Gepäckraum allmählich eine Überschwemmung entstand. Niemand durfte ja den Schuppen verlassen! Es ist nicht zu schildern, wie unser Gepäck aussah! ..... Um 7 Uhr hatten wir wieder in Töpfen für Eingeborenengefangene Essen bekommen. Es war vollkommen ungenügend und schlecht. Da wir keine Decken hatten, wie sie jeder Senegalese bekommt, froren wir in der Nacht sehr, außerdem ließen uns Moskitos, Sandfliegen und Ameisen nicht zur Ruhe kommen. Am nächsten Morgen, 20. September, gab es trotz Bitten kein Wasser zum Waschen. Um 9 Uhr wurden wir in Abteilungen, immer unter Senegalesenbewachung, in den Gepäckraum geführt. Man mußte aus dem Berge von Koffern seine Sachen selbst heraussuchen und, da man nur einen Koffer mit dem Allernötigsten mitnehmen durfte, in diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oben geschilderten Raum umpacken. Plötzlich hieß es, daß auch die verheirateten Männer ins Innere, die Frauen aber nach Porto Novo gebracht würden. Am Tage vorher hatte uns der Major Maroix noch versprochen, daß wir zusammenbleiben dürften. Um 10 Uhr wurden wir Verheirateten von Senegalesen mit Bajonett in die Mitte genommen und zu unseren Frauen in das Spital geführt. Sie waren dort in einem großen, nicht verschließbaren Saal untergebracht worden, in dem sich auch während des Ankleidens die schwarzen Heilgehilfen immer herumtrieben. Die 13 Frauen hatten ein einziges Waschbecken, auch da fehlte es an Wasser. ..... Sie haben einen schriftlichen Antrag gestellt, daß sie entweder uns ins Innere nachgesandt, oder daß die verheirateten Männer auch nach Porto Novo gebracht würden. ..... Am 21. September wurden wir früh um 5 Uhr durch ein Trompetensignal geweckt. Waschwasser gab es auch heute nicht. Nach verschiedenen Befehlen und Gegenbefehlen sollten endlich diejenigen von uns, die ins Hinterland kamen, sich zuerst zur Abreise bereithalten. Regierungsrat Dr. Gruner, Bezirksrichter Fräulin, Dr. Saame und Sekretär Schultze sowie 12 Kranke wurden mit Geheimrat von Doering, Baron Codelli und den 13 Frauen vom Hospital nach Porto Novo gebracht. Der Zug, der die anderen Deutschen ins Innere führte, hielt vor unserem Gefängnis. Die Offiziere und Oberbeamten fuhren in Europäerwagen, die Mannschaften in Eingeborenenwagen. Alle waren eng zusammengepfercht. In jeden Wagen wurde eine Korbflasche mit angeblich filtriertem Wasser gestellt, Essen wurde in den vorgenannten eisernen Töpfen mitgenommen. Der Zug hielt an allen Haltestellen, natürlich in der Absicht, uns möglichst vielen Eingeborenen vorzuzeigen. Die Wagen durften wir auf der ganzen Reise nicht verlassen, zur Bewachung waren Senegalesen mit Bajonett in großer Anzahl im Zug verteilt. Außerdem fuhren etwa 5 französische Offiziere, ein Pater Neu, Lothringer von Geburt, und der Stabsarzt Mazet mit. In den größeren Ortschaften, wo Europäer wohnten, waren die Bahnhöfe und die Häuser beflaggt. Um 12 Uhr kamen wir nach Abomey-Bohikou, wo ein längerer Aufenthalt war. Es wurden ungeputzte Emailleteller und Blechlöffel ausgeteilt, dann mußte sich jeder sein Essen aus den Töpfen holen, die unverdeckt, also allem Staub und Ruß ausgesetzt in einem offenen Gepäckwagen standen. Messer und Gabel bekamen wir wieder nicht. ..... Um $5^3/_4$ Uhr kamen wir an dem Endpunkt der Bahn, in dem reichbeflaggten Savé an. Während die Mannschaften zum Teil in den Eisenbahnwagen bleiben mußten, zum Teil im Rasthaus (Lehmhütte) untergebracht wurden, kamen die Offiziere und Oberbeamten in einen großen mit Wellblech bedeckten Eisenbahnschuppen. ..... Zuerst hieß es, wir sollten am nächsten Tage gleich den Marsch ins Innere bis zum Niger antreten, dann wieder, der Marsch sollte nur versucht werden, da die französischen Offiziere ihn selbst für verkehrt hielten und nicht glaubten, daß wir ihn aushalten könnten. ..... Viele von uns hielten sich ja auch nach den Anstrengungen und Entbehrungen der letzten Zeit für unfähig, einen Marsch von 480 km in den Tropen durchzuführen, wobei noch besonders zu bedenken war, daß manche schon damals Mangel an Kleidung und besonders Schuhwerk hatten, und daß man sich nichts kaufen konnte. Hauptmann von Hirschfeld hatte z. B. nur ein einziges Paar Schuhe, von dem die Sohlen weghingen, ein anderer Herr hatte nur dünne Lackhalbschuhe gerettet. ..... Es wurde am folgenden Tag noch einmal eine ärztliche Untersuchung durch Mazet vorgenommen. ..... Pater Neu erzählte uns, daß die Franzosen in Dahomey den Befehl aus Paris bzw. Bordeaux bekommen hätten, uns recht streng zu behandeln! Ob wir bis nach Gaya am Niger marschieren sollen, sei zwar noch unsicher, jedenfalls soll aber der Marsch angetreten werden, und zwar in 2 Abteilungen. In Savé durften wir den Eisenbahnschuppen zunächst nicht verlassen. ..... Trinkwasser war in dem Schuppen in 4 Behältern aufgestellt. Eingeborene Frauen holten in Kalebassen das Wasser aus einer Pfütze neben dem Bahnhofe, in der sich vorher Eingeborene gebadet hatten. ..... Wir waren von Senegalesen bewacht. ..... Um 4 Uhr nachmittags (22. September) wurde uns offiziell mitgeteilt, daß am nächsten Morgen früh $5^1/_2$ Uhr zunächst 14 Herren der I. und 60 Mann der II. Klasse abmarschieren werden, daß das Gepäck mit Auto vorausgefahren werde und jeder im ganzen 30 kg und eine Bettlast mitnehmen dürfe. ..... Alle Verheirateten kämen nach Cotonou zurück, die Eingabe der Frauen sei von der Regierung in Bordeaux genehmigt worden. Um $5^1/_2$ Uhr begann der Marsch mit leerem Magen! Als unsere Leute um Frühstück baten, sagte ein französischer Offizier, sie sollen sich den Leibriemen enger schnallen, es gebe nichts! Die Reihenfolge des Zuges war folgende: voraus eine Abteilung von Senegalesen mit Bajonett, dann 60 Mann der II. Klasse, dann wieder einige Senegalesen und folgende 14 Herren I. Klasse: von Hirschfeld, Dr. Simon, Schulemann, Dr. Kohls-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dorf, Laverrenz, Wilisch, Pieper, Dr. Sommerfeld, Dr. Ziegler, Kloppenburg, Dr. Schmidt, Schuppius, Dr. Ulrich, Wüst, dann 6 weiße Franzosen, die sich in der Hängematte tragen ließen. Im ganzen waren es 50 Senegalesen mit Bajonett, auch die Franzosen hatten die Revolver umgeschnallt. Nach dem Abmarsch dieser ersten Gruppe wurde verkündet, daß am nächsten Morgen die 8 Verheirateten mit der Bahn nach Cotonou abfahren und eine zweite Gruppe von ebenfalls etwa 70 Mann den Marsch ins Innere antreten werden. Abends 6 1/2 Uhr brachte das Auto drei von den morgens abmarschierten Deutschen in traurigem Zustand wieder nach Savé zurück. Sie erzählten, daß der Marsch durch das bergige Gelände bei der wahnsinnigen Hitze äußerst anstrengend gewesen sei. In der ersten Stunde habe man 6 km zurückgelegt, dann habe sich der Zug aber immer mehr in die Länge gezogen. Unterwegs gab es keinen Tropfen Trinkwasser, schließlich wurde Wasser aus Pfützen getrunken. Nach 9 km machte der erste schlapp, bei 17 km kamen viele nicht mehr mit, so daß alle 10 Minuten halt gemacht werden mußte, damit sich die Zurückbleibenden nachschleppen konnten, sehr viele wurden fußkrank. Sogar von den 50 Senegalesen haben 6 schlapp gemacht! M...., der sich bei Mazet vorher herzkrank gemeldet hatte, bekam Herzkrämpfe und wurde nur durch künstliche Atmung am Leben erhalten! K..., der schon auf der Fahrt von Kamina nach der Küste einen Sonnenstich bekommen hatte, brach auch diesmal wieder zusammen. Z.... blieb ebenfalls erschöpft liegen und erreichte das Quartier erst sehr spät. Die ersten hatten 6 Stunden zu den 25 km gebraucht. Den letzten Teil des Weges mußten die Bedauernswerten in der Mittagshitze und im strömenden Regen marschieren, denn die Regenzeit hatte vor wenigen Tagen eingesetzt. Man muß sich einen tropischen Regen vergegenwärtigen, um sich ein Bild zu machen, was diese armen Menschen auszuhalten hatten. Sie kamen alle bis auf die Haut durchnäßt am Ziele an. Dort wurden je 5 in Rundhütten aus Lehm untergebracht. Die meisten waren so erschöpft, daß sie sofort einschliefen. .....

So fuhren die 8 Verheirateten wieder nach der Küste. Wir hatten zur Bewachung nur Senegalesen, einen Korporal und 2 Soldaten; es war uns gesagt worden, daß wir auf der ganzen Fahrt den Wagen nicht verlassen durften. Man gab uns vom Abend vorher übriggebliebenen gekochten Jams, aber nichts zu trinken mit. ..... Um 6 1/2 Uhr abends kamen wir auf dem Bahnhof in Cotonou an. Dort war eine riesige schwarzweiße Volksmenge versammelt, die uns begaffte und verhöhnte. Ein weißer Adjudant befahl uns im barschen Tone auszusteigen, unser Handgepäck und die mitgebrachten Eier und Früchte mußten wir natürlich selbst tragen. Wir wurden zu zweien hintereinander aufgestellt und von 16 Senegalesen mit Bajonett in die Mitte genommen. ..... Das ganze Volk lief mit. ..... An der Haltestelle der Lagunendampfer angekommen, bildeten die Senegalesen einen Kreis um uns, den wir nicht überschreiten durften, nicht einmal um zu sehen, ob die Träger alle unsere Koffer gebracht hatten. Hier wurde uns gesagt, wir würden sofort in ein Boot gebracht und seien am anderen Morgen um 4 Uhr in Porto Novo. ..... Wir hatten angenommen, daß unser Boot vom Dampfer oder Motorboot geschleppt würde, das war aber falsch, wir fuhren nur mit Segel, da fast kein Wind ging, dauerte die Fahrt sehr lange. Kein Europäer fährt sonst bei Nacht im Segelboot über die Lagune. Um 8 1/2 Uhr fuhren wir endlich ab. ..... Wir wären bei Benutzung des am anderen Morgen abgehenden Dampfers nur wenige Stunden später in Porto Novo angekommen und wären nicht so furchtbar von den Moskitos zerstochen worden, wie dies besonders beim Durchfahren des sumpfigen Kanals zwischen dem Lac Nokoue und der Lagune von Porto Novo der Fall war. Um 4 1/2 Uhr morgens legte das Boot an der Landungsstelle in Porto Novo an. ..... Ehe noch unser Gepäck ausgeladen war, mußten wir, wieder von Senegalesen in die Mitte genommen und unser Handgepäck selbst tragend, in die Stadt marschieren. ..... Wie groß war unser Erstaunen, als man uns in das Eingeborenengefängnis führte! Dort vertrieb der weiße Unteroffizier mit Fußtritten die noch schlafenden Senegalesen der Polizeiwache und gab uns den Befehl, uns an deren Stelle bis zum Tagesanbruch auf den Boden zu setzen. ..... Wir empfanden es als die größte Schmach für einen Europäer, in dieser entehrenden Weise behandelt zu werden, besonders in Gegenwart von Eingeborenen. ..... Um 6 1/2 Uhr wurden wir zu unseren Frauen gebracht. ..... Dann wurde uns noch einmal das Ehrenwort in französischer Sprache abgenommen. Auf dem Zollamt trafen wir mit Geheimrat von Doering zusammen. Er erzählte uns, daß er in Cotonou geradezu gemein behandelt worden sei. Drei Tage lang bekam er trotz Bitten nichts zu trinken, nicht einmal ein Glas Wasser, sein Essen hat er mit Hilfe einer Nagelfeile und einer Visitenkarte zu sich ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nommen, da man ihm kein Besteck gab. Die Franzosen kamen immer vor sein Gefängnisfenster und riefen ihm die gewöhnlichsten Schimpfworte zu. Natürlich wurde auch er nur durch Senegalesen bewacht. ..... In Porto Novo wurden die deutschen Gefangenen zuerst in 4 verschiedenen Häusern untergebracht. ..... Das Essen wurde für alle 8 im Hause wohnenden Deutschen zusammen in großen Schüsseln aus dem Hotel durch schwarze Gefangene unter Aufsicht eines Senegalesen um 12 und 6 Uhr gebracht. ..... Das freie Ausgehen wurde schon am zweiten Tage eingeschränkt. Die Männer durften nur noch von 6 bis 8 1/2 Uhr morgens und von 4 1/2 bis 6 Uhr abends ausgehen, und zwar nur auf ganz bestimmten Wegen. Auf unserer Veranda, also direkt vor unserem Fenster, saß Tag und Nacht ein schwarzer Polizist mit Revolver und Holzknüppel. ..... Er beobachtete uns fortgesetzt und meldete die kleinsten Kleinigkeiten dem Commandant d'armes, einem Kapitän Drot, welcher der Vorgesetzte der deutschen Gefangenen in Porto Novo war. ..... Vor allem aber war es uns streng verboten, mit Eingeborenen zu sprechen und außer dem Waschmann durfte keiner das Haus betreten. ..... Zur Bedienung brachte uns der Kommandant selbst einen Dahomeyjungen; dieser Junge wußte immer ganz genau, was die Franzosen mit uns vorhatten. Am 26. September verließ der Major Maroix Dahomey, um in Anecho den Befehl über die von den Franzosen besetzten Gebiete Togos zu übernehmen. Von diesem Tage an wurden wir schlechter behandelt. ..... Schon am nächsten Tage kam ein Befehl, wonach die 12 Kranken, welche seither an der Küste geblieben waren, sich auf ihre Kosten Küchengeräte kaufen sollten, da sie sofort ins Innere, und zwar nach Kandi am Niger gebracht werden würden. Gleichzeitig wurde allen anderen Deutschen, mit Ausnahme der Frauen, das Verlassen der Häuser bis auf weiteres verboten. Erst vom 30. September an durften wir wieder ausgehen, aber nur noch von 4 1/2 bis 6 Uhr abends. Die seither für uns erlaubten Wege waren ebenfalls weiter eingeschränkt worden. ..... Am 10. Oktober wurde uns Männern wieder ohne Angabe des Grundes das Verlassen des Hauses bis auf weiteres verboten. Ferner wurde das Einkaufen aller Art von Lebensmitteln und Getränken untersagt, außer dem vom Hotel gelieferten Essen durfte nichts mehr ins Haus gebracht werden, nur Toilette- und hygienische Artikel waren noch zu kaufen erlaubt. ..... Wir hatten uns seither wenigstens noch vor Hunger schützen können, indem wir uns Eier, Milch, Fische, Früchte usw. neben dem immer weniger und schlechter werdenden Essen aus dem Hotel verschafften. Um uns das jetzt auf jede Weise unmöglich zu machen, wurden eines Tages alle bei den deutschen Gefangenen angestellten schwarzen Diener auf das Bureau bestellt. Dort wurden sie jedem schwarzen und weißen Beamten vorgestellt und diese beauftragt, darauf zu achten, ob die Diener irgendwo Lebensmittel kaufen. Die Überwachung wurde von Tag zu Tag unerträglicher. ..... Bald darauf kam das sogenannte schwarze Buch, in dem der Kommandant uns fast täglich Befehle mitteilte und in das wir unsere Bitten und Beschwerden schreiben durften. Der neueste Befehl lautete: »Die Verpflegung der Kriegsgefangenen wird nun so geregelt, daß jeder täglich 500 g Brot bekommt, morgens um 7 Uhr gibt es eine heiße fette Suppe, um 12 und 6 Uhr je eine Mahlzeit, bestehend aus einem Fleischgang mit Gemüse und einem besonderen Gang Gemüse. Auf jeden Gefangenen, ob Mann oder Frau, kommen 500 g Fleisch«. Hier wurden die Frauen zum ersten Male schriftlich als Kriegsgefangene bezeichnet. Es fiel von heute an weg der Kaffee, Vorspeise und Nachtisch und der seither gestattete Wein. Gegen früher war das eine ganz bedeutende Verschlechterung, besonders wenn man das Verbot, selbst noch Lebensmittel zu kaufen, dazunahm. Zum Trinken hatten wir jetzt nur noch Wasser; das Essen vom Hotel wurde täglich schlechter und unappetitlicher. Meine Frau konnte schon seit 4. Oktober überhaupt nichts mehr genießen, so sehr hat sie sich davor geekelt. Der Kommandant hatte uns selbst gesagt, daß der Hotelier berechtigt sei, für die Deutschen nur Fleisch zweiter Sorte zu verwenden, da er sonst nicht auf seine Kosten kommen könnte. Solches Fleisch ißt sonst kaum der Eingeborene, aber niemals ein Europäer! Dazu gab es jeden Tag Hülsenfrüchte, die nicht gargekocht waren, manchmal Reis, aber auch nur den allerschlechtesten Hundereis, den kein Eingeborener ißt. 500 g Fleisch bekamen wir niemals und die besondere Gemüseplatte blieb schon vom ersten Tage der Neuordnung an weg. Wir bekamen Hühner, die nicht ausgenommen waren, Schafeingeweide, in denen noch Fäces waren, ungekochte Schweinsohren, in denen lebendes Ungeziefer herumkroch, Spinat, in dem Tausendfüßler und Strohhalme gefunden wurden u.a.m. Das Essen wurde auch in der Regenzeit stets in offenen Emailleschüsseln von den Gefangenen auf dem Kopf getragen und kam immer kalt zu uns. Erst später wurden Strohdeckel eingeführt. Ein Senegalese sagte selbst, »so würde man nicht einmal für einen Hund das Fressen behandeln«. Alle Beschwerden beim Kommandanten halfen nichts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hunger hatten wir von da an immer. Einmal bekamen 3 Personen nur ein kleines Huhn zum Abendessen, statt dreimal 250 g Fleisch. Sie schickten das Huhn zum Kommandanten und baten um Hilfe gegen den Hotelier. Das Huhn wurde zum Hotelier weiter geschickt, der es behielt und nichts anderes dafür gab. Am nächsten Tag schrieb der Kommandant ins Befehlsbuch, daß ein »Huhn von normaler Taille« für 3 Personen genüge, das ihm vorgezeigte sei allerdings kleiner und nur für 2 Personen gewesen. Es sei ein Versehen des schwarzen Kochs. ..... Wir alle wurden von Tag zu Tag magerer; ..... die meisten von uns litten an Magenverstimmungen, Regierungsrat Dr. Gruner bekam Dysenterie und mußte ins Krankenhaus. ..... Als wir uns am 14. Oktober beim Kommandanten wieder mündlich beschwerten, daß wir trotz seiner Erlaubnis keine Eier und Früchte bekämen und immer hungrig seien, sagte er, ... wir sollten jedesmal, wenn wir Eier und Früchte kaufen wollten, den Jungen erst zu ihm schicken, damit er ihm einen Erlaubnisschein mitgäbe. Das taten wir am nächsten Tag, wir wollten für 20 cts Bananen und einige Eier kaufen lassen. Der Junge mußte zunächst 3 Stunden auf dem Bureau auf den Erlaubnisschein warten, dann erhielt er die Erlaubnis, für 10 cts Bananen zu kaufen, das sei genug für 2 Personen und zum Einkauf von Eiern müßten wir erst eine ärztliche Verordnung beibringen. Am 16. Oktober wurden 3 Ehepaare aus Porto Novo nach Savé gebracht. Auf dem etwa 100 Schritte langen Wege wurden sie, also auch die Damen, von Senegalesen mit Bajonett in die Mitte genommen und von einem weißen Unteroffizier nach der Landungsstelle an der Lagune geführt, von wo sie, obwohl Regenzeit war, in offenem Boote nach Cotonou gebracht wurden. Im Befehlsbuch stand an diesem Tage: »Jede Frau, die von jetzt an besseres Essen verlangt, wird in das Krankenhaus gebracht und bekommt dort ihrem Gesundheitszustand entsprechendes Essen; die Männer dürfen ihre Frauen jeden Sonntag zwischen 3 bis 4 Uhr im Krankenhaus besuchen«. Es wurde uns immer klarer, daß die Franzosen alles versuchten, um die Verheirateten zu trennen. Frau Baronin Codelli, die ihrer Entbindung entgegensah und auch immer wieder um besseres Essen gebeten hatte, erhielt an diesem Tage vom Kommandanten den Bescheid, daß sie jeden Tag 3,50 frcs von ihrem Depot abheben dürfe unter der Bedingung, daß sie in das Krankenhaus übersiedle. Sie hat auf das Geld verzichtet, um nicht von ihrem Manne getrennt zu werden. Am 17. Oktober schrieb Geheimrat von Doering in das Beschwerdebuch, daß wir mit dem kargen uns von der Französischen Regierung zugebilligten Essen zufrieden sein wollten, aber das gestrige »Fleisch« habe nur aus Gedärmen bestanden, die man nicht einmal als Hundefutter bezeichnen könne. Es könnte doch unmöglich Absicht der Französischen Regierung sein, uns das als menschliche Nahrung zuzumuten. Darauf kam am nächsten Tage folgende schriftliche Antwort des Kommandanten: »Der Kommandant finde es für unnötig, über solche Sachen mit dem Gouvernement in Kontroverse zu treten. Der Wirt habe den Auftrag, nur das Gesündeste zu verwenden und sauber zu kochen. Bei manchen Sorten von Ragouts, bei denen mehlige Gemüse mitverwendet werden, sei es möglich, daß die ganze Sache auf dem Transport vom Hotel in die Wohnungen Breiform annehme, das könnte dann den Anschein der Unsauberkeit erwecken, sei aber in Wirklichkeit vollständig gesund. Es könne bei keinem Kriegsgefangenen in bezug auf das Essen eine Ausnahme gemacht werden, trotzdem wolle er Herrn von Doering angesichts der besonderen persönlichen Verhältnisse von seinem Depot wöchentlich 15 frcs abzuheben gestatten«. Davon sollte er sich offenbar Nahrungsmittel kaufen dürfen, obwohl das Verbot bestand, etwas in die Häuser einzuführen.

Nachdem die 12 Kranken und die 7 Ehepaare von Porto Novo weggebracht worden waren, wurden alle übrigen deutschen Kriegsgefangenen in 2 Häusern, dem unseren und der alten Bank, untergebracht, die nicht weit voneinander entfernt lagen. Unsere Wache wurde von nun an sogar auf 4 Mann für jedes Haus erhöht. Die Senegalesen benahmen sich meistens, wie wenn sie allein im Hause wären und machten die ganze Nacht Spektakel. ..... Am 21. Oktober durften wir zum ersten Male nach Hause schreiben. Da meine Frau immer elender wurde, bat ich am 22. Oktober den Kommandanten schriftlich, mit ihr zum Arzt gehen zu dürfen, da meine Frau nicht Französisch sprach. Der Kommandant erlaubte das, kam aber selbst und sagte, er müsse mir zur Überwachung einen schwarzen Polizisten mitgeben, der mich hin- und herbegleiten werde! So wurden wir also in das höchstens 2 Minuten entfernt liegende Krankenhaus transportiert. ..... Ich machte dem Arzt gegenüber geltend, daß die Krankheit meiner Frau einzig und allein auf die ungenügende und schlechte Ernährung zurückzuführen sei. Der Arzt, Dr. Spier, Chefarzt des Krankenhauses in Porto Novo, beruhigte mich über den Gesundheitszustand meiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau, indem er sagte: »Wenn die Frauen allein wären, würden sie von den Franzosen selbstredend viel besseres Essen bekommen, aber da sie bei ihren Männern bleiben wollen, ginge es nicht anders. Denn, wenn sie etwas Gutes bekämen, würden sie das mit ihren Männern teilen, und das dürfe absolut nicht sein.« Derselbe Arzt sagte einige Tage darauf im Hinblick auf den Gesundheitszustand meiner Frau zu Frau Dehn: »Für die Frauen würden wir Franzosen gern alles tun, aber wir wollen, daß die Männer in der Kriegsgefangenschaft leiden.« ..... Es war unerhört, daß man ..... täglich die Abnahme der Kräfte feststellen mußte. Wir litten alle in dieser Zeit an heftigen Kopfschmerzen, die wir auf Mangel an Bewegung, hauptsächlich aber auf den fortgesetzten Hunger und die Unterernährung zurückführten. ..... Am 28. Oktober beschwerten wir uns über das Brot, das ja fast unsere einzige Nahrung darstellte, weil das Essen vom Hotel immer schlechter wurde. Das Brot war seit einigen Tagen sauer und fast ungenießbar. Darauf kam der Kommandant selbst und sagte, er wisse schon seit einigen Tagen, daß der Hotelier für uns ein besonderes und schlechteres Brot backen lasse, indem er muffiges Mehl und Maismehl verwende. Er habe nur warten wollen, bis wir uns beschweren, und werde nun dem Hotelier sofort befehlen, uns wieder gutes Brot zu liefern. .....

Ich bat um die Erlaubnis, meine Frau jeden zweiten Tag im Krankenhause besuchen zu dürfen, was »ausnahmsweise« gestattet werden sollte, und zwar unter Begleitung eines schwarzen Polizisten. ..... Da hatte man nun das Ehrenwort geben müssen, daß man nicht fliehen wolle, und durfte nicht einmal die 200 Schritte zu seiner kranken Frau ohne Bewachung ins Krankenhaus gehen! Eine schmachvolle Behandlung! .....

In Wirklichkeit waren die Frauen Kriegsgefangene, denn die Franzosen haben sie meistens so behandelt. Auf den Personalbogen meiner Frau im Krankenhause hatte der Arzt geschrieben: »prisonnière de guerre«. .....

Am 8. November bekamen wir wieder die Erlaubnis zum Ausgehen. ..... 10 Schritte hinter uns ging als »Eskorte« ein schwarzer Polizist mit umgeschnalltem Revolver! ..... Dr. von Raven hat an diesem Tage Beschwerde erhoben wegen des fortgesetzt schlechten Essens, das vom ärztlichen Standpunkt aus ungenießbar sei für Leute, die, wie wir, alle in letzter Zeit an Magenverstimmungen und Dysenterie gelitten hätten. Wir litten in diesen Tagen fast alle an Durchfall, Magenkrämpfen und Kopfschmerzen, was wir nur auf das grauenhafte Essen zurückführen mußten. Auf die Beschwerde Dr. von Ravens schrieb Mazet ins »Schwarze Buch«: »Alle Beschwerden sind grundlos, ... der Kommandant und der Stabsarzt haben das Essen kürzlich geprüft und für sehr gut und sehr sauber zubereitet gefunden.« Es ist natürlich klar, daß sie nicht das Essen geprüft haben, das der Hotelier uns nachher ins Haus geschickt hat! .....

Am 11. November sah ich mich veranlaßt, wegen der unglaublichen Zustände, die im Krankenhause herrschten, meine Frau von dort wieder wegzunehmen. ..... So hatte meine Frau den ganzen Tag fast nichts zu essen bekommen und war doch zur Kräftigung ihrer Gesundheit im Krankenhaus. Daß diese Behandlung auf ihr seelisches Befinden in schlimmster Weise einwirkte, ist wohl selbstverständlich. ..... Im weiteren Verlauf dieses Gesprächs gab der Kommandant zu, daß der Hotelier von der Regierung die Erlaubnis habe, Fleisch zweiter Sorte für uns zu verwenden. Wir sollten aber doch froh sein, daß wir es noch so gut haben, denn nach seinen Instruktionen aus Frankreich müßten eigentlich alle Männer in einem Zimmer, mit einem Moskitonetz und einer Decke untergebracht werden und sie sollten nur eine Mahlzeit am Tage bekommen! ..... Am nächsten Tage beschied er uns dahin, daß der Gouverneur nicht erlaube, daß wir uns selbst kochen, da es noch nicht sicher sei, ob wir in Porto Novo bleiben oder ins Innere kämen. .....

Ich schrieb wieder an den Kommandanten, daß meine Frau ihren Ekel gegen die Hotelküche nicht unterdrücken und nichts von dort essen könne, er soll doch wieder erlauben, daß sie sich selbst koche, und soll das Essen für sie im Hotel abbestellen, da ich nicht alle Tage 3 frcs zum Fenster hinauswerfen könne. ..... Es ist nicht zu sagen, wie sehr wir alle unter diesen fortgesetzten Schikanen seelisch und körperlich litten. .....

Am 17. Dezember hörten wir Ausführlicheres über das Kriegsgefangenenlager in Abomey. Dort befanden sich etwa 300 kriegsgefangene Kameruner. Die Organisation dieses Lagers hatte der stellvertretende Gouverneur und I. Referent, Generalsekretär Sassias, selbst in die Hand genommen, der an diesem Tage mit seinem etwa 17jährigen Sohne von dort nach Porto Novo zurückkehrte. Diesen Sohn verband eine innige Freundschaft mit unserem schwarzen Jungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Joseph. Er sprach immer von seinem »Freund« Sassias, der ihm, sobald er wieder in Porto Novo sei, sicher Zeitungen zu lesen geben werde, die er uns dann zustecken wolle. Dieser Sassias kam denn auch bald nach seiner Ankunft vor unser Haus und pfiff dem Jungen, der sofort alle Arbeit liegen ließ und plötzlich verschwunden war. Nach 3 Stunden kam er endlich wieder und sagte, er sei mit seinem Freund spazieren gewesen, der ihm von Abomey und den dortigen Deutschen viel erzählt habe. Wir erfuhren so, daß den Kamerunern in Abomey zunächst von ihrem Privateigentum alles, was sie nicht ganz notwendig brauchten, weggenommen worden sei, daß die meisten keine Stiefel mehr haben und barfuß gehen müssen, daß sie Steine klopfen und Straßen bauen (Automobilstraße nach Kandi), und zwar unter Aufsicht von Senegalesen mit Bajonett, daß sie in Eingeborenenhütten wohnen, auf Strohmatten liegen, keine Betten und keine Moskitonetze haben, vielen sogar Tropenhelme fehlen, daß sie trotzdem den ganzen Tag im Freien arbeiten müssen! Der junge Sassias selbst habe gesagt, es seien sehr viele von ihnen krank und sie würden genau so behandelt wie schwarze Gefangene. Er fände es nicht richtig, daß sein Vater das angeordnet habe. .....

Am 17. Dezember wurde uns noch mitgeteilt, daß wir von nun an von der Regierung kein Petroleum mehr geliefert bekämen. Seither hatte jede Person im Tag $^1/_4$ Liter bekommen, nun mußte man sich das Petroleum auch noch selbst kaufen. .....

13. Dezember 1915.

gez. **Dr. W. Leuze.**

Abschrift zu A. IV. 463. 16.

Königliches Amtsgericht Berlin-Mitte,
Abteilung 92.

Berlin, den 13. Dezember 1915.

Gegenwärtig:

Gerichtsassessor Dr. Krüger
als Richter,

Bureaugehilfe Zernickow
als Gerichtsschreiber.

In dem zur Vernehmung anberaumten Termine erschien auf Ladung: Herr Apotheker Dr. Leuze. Der Zeuge wurde auf die Bedeutung des Eides hingewiesen und erklärte, nachdem er mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht war:

Ich heiße Wilhelm Leuze, bin am 12. Mai 1877 in Stuttgart geboren, evangelischer Religion, Oberapotheker, wohnhaft Berlin-Schöneberg, Rosenheimer Straße 6.

Herr Dr. Leuze überreicht den ersten Teil seines Berichts. Derselbe wurde mit dem Zeugen durchgegangen und zum Bestandteil des Protokolls gemacht.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

gez. **Dr. Leuze.**

Der Zeuge wurde auf seine heutige Aussage vereidigt.

gez. **Dr. Krüger.** gez. **Zernickow.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 2.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 69/17.

Am 27. August 1914 wurde ich mit meiner Frau in Kamina bei Atakpame (Togo) durch die Engländer gefangengenommen. Am 19. September wurden wir in Cotonou (Dahomey) ausgeschifft.

Offiziere und Verheiratete wurden in einem großen Kerneschuppen untergebracht, die Frauen kamen ins Krankenhaus.

Eine rohe Behandlung wurde uns zuteil.

Am 21. September 1914 wurden wir von unseren Frauen getrennt und mit der Bahn nach Savé, 360 km, ins Innere befördert.

Dort angekommen, wurden wir ebenfalls wieder in einen großen Lagerschuppen eingesperrt, der von Schwarzen bewacht wurde.

Das Essen war schlecht, ebenso das Trinkwasser.

Nach 3 Tagen kam Befehl von Cotonou, daß wir zu unseren Frauen zurückkehren dürfen. Es waren dabei: Dr. Roscher, Sauerwein, Dr. Leuze, Kaufmann Heck, die Beamten Haack, Voß, Schneider und ich.

Vormittags um 6 Uhr ging der Zug von Savé nach Cotonou ab. In Cotonou holte uns ein französischer Offizier von der Bahn ab. Er kam auf unseren Wagen zu, klopfte mit der Peitsche daran und rief: »Heraus ihr Schweine!« Dann wurden wir zu zweien zwischen einer größeren Anzahl Senegalesen mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Lagune abgeführt.

Hier wurden unsere Sachen in ein Flachboot geworfen, dann durften wir einsteigen. Als Begleiter waren uns ein Adjudant namens Venère und etwa 10 Schwarze beigegeben. Das Essen bestand aus Brot und etwas Fleisch und für jeden eine Flasche Wasser.

Gegen 9 Uhr abends stieß das Boot ab. Wir segelten über die Lagune nach Porto Novo, wo wir am anderen Morgen gegen 5 Uhr ans Land stiegen. In dem Boot lagen wir auf unserem Gepäck umher. Wir wurden in den Hof des Eingeborenengefängnisses geführt und angewiesen, uns auf Pritschen zu legen, die eben von den Eingeborenen verlassen waren.

Später wurden wir zu unseren Frauen geführt.

Anfangs war es in Porto Novo noch auszuhalten, doch als der Kommandant Maroix abberufen wurde, fing für uns eine traurige Zeit an.

Schikanen nahmen überhand, z. B. durften keine Eingeborenenfrüchte gekauft werden, ohne sie auf dem Bureau vorzuzeigen; der Wachsoldat, der den ganzen Tag sang oder pfiff, stand unmittelbar vor unserer Stube. Das Essen wurde auf die Dauer ungenügend und ungenießbar. Die Beschwerden wurden als unbegründet zurückgewiesen. Vom Dezember 1914 bis März 1915 durften wir selbst kochen.

In diesem Monat kamen wir von Porto Novo nach Widah. Die Auslagen bei der Reise für Gepäck, Lagunen- und Bahnfahrt mußten wir selbst bezahlen.

Die Behandlung in Widah hing von der Laune des einzelnen französischen Europäers ab; sie war oft beschämend, man wollte die Deutschen quälen und schikanieren. Wegen der geringsten Sachen wurde Gefängnis angedroht.

Am 4. Juli 1915 wurde uns die Abreise nach Marokko bekanntgegeben, und am 6. Juli war die Abfahrt.

Zuerst Bahnfahrt Widah–Cotonou im Negerwagen. Ankunft in Cotonou, sofortige Überführung in die Negerkaserne.

Hier wurden wir mit einer Art Suppe und mit Stinkfischen bewirtet, das Essen mußte auf dem Fußboden sitzend eingenommen werden, weil weder Stuhl noch Bank da war. Die Fische aß man in Ermangelung einer Gabel mit den Fingern.

Nachmittags 3 Uhr war die Einschiffung. Wir kamen auf den Dampfer »Asie«, der uns nach Casablanca bringen sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor unserer Abreise sprach der französische Kapitän Ponzot noch zu Major von Doering: »Alle Deutschen sind Lügner, von der Agentur Wolf angefangen bis hinauf zum deutschen Kaiser.« Major von Doering hatte ihm gesagt, daß man die Deutschen in Abomey geschlagen hätte, was der Kapitän aber in Abrede stellen wollte.

Während der Überfahrt von Land nach dem Dampfer mußten die Boote an den auf der Reede liegenden Schiffen vorbeigesteuert werden. Sobald ein Boot mit Kriegsgefangenen in die Nähe eines solchen Schiffes kam, erhoben die Franzosen ein großes Gebrüll und warfen mit faulen Äpfeln und sonstigem Unrat.

Ein Teil unserer Kameraden aus Abomey wurde gleichzeitig mit uns verschifft. Die Offiziere und ihre Frauen wurden in Kammern 2. Klasse eingesperrt. Alle Nichtoffiziere und ihre Frauen sowie alle Junggesellen kamen in 3. Klasse bzw. in die Laderäume. Das Essen wurde in unsauberen Eimern durch Schwarze gebracht. Als ich einmal einen reinen Eimer verlangte, weil die unsrigen beim Aufwischen der Klosette benutzt wurden, wurde mir erklärt, ich komme in »prison«; dann wurde ich von meiner Frau getrennt und den Rest der Reise, 4 Tage lang, in den Laderaum verbracht, meiner Frau wurde gesagt, ich läge in Ketten.

Die Frauen bekamen etwas besseres Essen, dafür waren sie aber zu 7 in einer Kammer untergebracht.

Alle atmeten auf, als es hieß, Casablanca in Sicht, obgleich man schon im voraus ahnte, daß uns auch in Marokko nichts Gutes bevorstand.

Kaum an Land getreten, wurden wir in grober Weise durchsucht. Man riß mir den Mantel vom Leibe, bei der Durchsuchung halfen sogar Eingeborene. Alles Geld wurde abgenommen. Auch die Frauen wurden durchsucht. Sie kamen mit uns nach Mediouna. Anfangs waren wir bloß mit ihnen und etwa 8 Junggesellen in Mediouna, später aber kamen alle Togo- und Kamerunleute dorthin. In Mediouna hatte man uns in Einzelhäuschen, zum Teil noch nicht ganz fertig, untergebracht. 3 Familien waren in einem Raum von 6 × 2,50 m. Wir schliefen auf einem Strohsack, der auf 3 Brettern lag, später machten wir uns ganz primitive Gestelle. Tische und Stühle wurden uns nicht gegeben. Diese zimmerten wir uns selbst.

Während des Tages mußten wir schwere Arbeit verrichten. Damit jeder einen Raum für sich und seine Frau bekam, mußten einige Räume neu gebaut werden. Als man mich dauernd mit schweren Arbeiten (Hacken von Kalkboden, Zubereitung von Mörtel, Herbeifahren von Steinen) beschäftigte, wurde ich vorstellig und machte geltend, daß Sergeanten in Deutschland nicht zu arbeiten brauchten, hierauf wurde ich auf dem Bureau beschäftigt.

Nunmehr waren in der Zwischenzeit die übrigen Kameraden aus Dahomey in Mediouna angekommen. Es war traurig, wie die Leute aussahen. Das Essen in Mediouna war sehr schlecht. Für Medizin, medizinische Geräte und für eine Krankenstube war nicht gesorgt. Erst später wurde es etwas besser, doch fehlte beständig Medizin, hauptsächlich aber Chinin. Im Januar 1916 wurde ich krank. Durch die beständige Unterernährung verlor ich 30 kg. Der Arzt stellte doppelseitige Ischias fest. Ich lag 4 Monate zu Bett und wurde dann später für die Schweiz bestimmt. Wir reisten am 9. Mai 1916 mit dem Dampfer »Chaujia« nach Marseille weiter. Die Überfahrt war grauenhaft und die Behandlung menschenunwürdig. Alle wurden wir, die Frauen mit eingerechnet, in die untersten Schiffsräume verbracht. 5 Frauen und ich bekamen einen schmutzigen Raum, den eben die eingeborenen Schiffsarbeiter aus Marokko verlassen hatten. Kein Tisch, kein Stuhl war vorhanden. Die Strohsäcke waren in den alten Bettstellen teilweise verfault, es fehlten Bettwäsche und Decken. Die Kameraden waren in einem Laderaum untergebracht. Alle zusammen bekamen wir schlechtes Essen.

Am 13. Mai kamen wir in Marseille an, wo wir von der Bevölkerung mit Spott und Hohn empfangen wurden. Schwarze Soldaten begleiteten uns durch die Straßen Marseilles bis zu einem großen Schuppen, in dem wir während der Nacht untergebracht wurden. Nur ein bißchen Stroh, ohne Decken, war hier vorhanden. Den Frauen bauten wir aus Strohballen ein kleines Abteil, und so erwarteten wir den nächsten Morgen, den Tag der Abfahrt nach Lyon.

gez. Fr. D....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 3.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 199/17.

Gegenwärtig:

1. Oberleutnant Bartmann
als Gerichtsoffizier,
2. Unteroffizier d. L. Köhler
als Militärgerichtsschreiber.

Gießen, den 2. November 1915.

Es erschien als Zeuge Dr. Saame. Nachdem er mit dem Gegenstande der Untersuchung bekannt gemacht und auf die Bedeutung des zu leistenden Eides hingewiesen worden war, wurde er wie folgt vernommen:

Zeuge Dr. Saame: Ich heiße Dr. phil. et med. O. Saame, bin 39 Jahre alt, evangelischen Glaubens, von Stand Regierungsarzt, früher in Togo, zur Zeit wohne ich in Gießen.

Über den Gegenstand seiner Vernehmung befragt, sagte er folgendes aus:

Nach der Übergabe von Togo an die englischen Kolonialtruppen — durch die Kapitulation von Kamina bei Atakpame am 27. August 1914 — kam ich mit der Mehrzahl meiner Landsleute in englische Kriegsgefangenschaft. Wir wurden vorläufig auf dem englischen Dampfer »Obuasi«, der auf der Lome-Reede ankerte, untergebracht, um uns in ein gesundes Klima zu bringen. Nach dreiwöchigem Aufenthalt auf dem Dampfer in Lome wurde uns mitgeteilt, daß wir nunmehr den französischen Militärbehörden von Dahomey ausgeliefert würden. Den Frauen wurde es freigestellt, entweder nach England oder Holland unter englischem Schutz zu reisen oder aber gemäß den Kapitulationsbestimmungen von Kamina bei ihren Ehegatten zu bleiben. Dafür, daß die Frauen Holland erreichten, wurde allerdings keine Garantie übernommen. Sämtliche verheirateten Frauen erklärten einstimmig, das Los der Kriegsgefangenschaft mit ihren Männern teilen zu wollen.

Am 19. September 1914 kamen wir auf der Reede von Cotonou an. Am Vormittag des 20. September wurden zunächst die Gepäckstücke, im Anschluß daran die Leute ausgeschifft. Die Frauen wurden im Hospital in einem gemeinschaftlichen Schlafsaal untergebracht. Zum Waschen war für 16 Frauen eine Waschschüssel vorhanden. Die Bewachung der Frauen erfolgte durch farbige Truppen. Offiziere und Mannschaften wurden je für sich in einem Lagerschuppen untergebracht. Als Lagerstätten dienten Binsenmatten, je eine für zwei Personen. Mückennetze wurden nicht geliefert. Die Verpflegung, die zweimal am Tage, mittags und abends, gereicht wurde, bestand in Eingeborenenbohnen mit Fleisch, in einem Kessel mit Wasser gekocht und ohne jedes Gewürz bereitet, sowie Maisbrot. Als Getränk diente angebliches Filterwasser, welches aber durch schwarze Flocken und allerlei andere makroskopische Bestandteile verunreinigt war. Zur Befriedigung der Bedürfnisse waren in dem Unterkunftsraum für die Offiziere Zinktonnen, für die Mannschaften Petroleumdosen vorhanden. Da die Urin- und Fäkalienbehälter in dem Mannschaftsschuppen in nicht hinreichender Anzahl vorhanden waren und trotz Bitten unserer Leute nicht rechtzeitig entleert wurden, kam es zum Überlaufen der Dosen, so daß der Fußboden mit Urin und Fäkalien verunreinigt wurde und das Gepäck unserer Leute buchstäblich in Exkrementenpfützen lag. Durch die beschleunigten Fäulnisvorgänge infolge der tropischen Temperatur machte sich, namentlich des Nachts, während der keine Tür offenstehen durfte, der Fäulnisgeruch trotz der Seebrise in sehr unangenehmer Weise geltend. Unseren Leuten war es nicht gestattet, die in alle nächster Nähe befindlichen Abortanlagen zu benutzen. Des Tags über war meistens eine Tür der Schuppen geöffnet. Ein zahlreiches Publikum, Farbige und Weiße, spazierte vor dem Eingang. Hierbei waren wir Augenzeugen, wie mehrere Damen der Gesellschaft sich über uns in herausfordernder Weise lustig machten. Eine von den »Damen« brachte es sogar fertig, uns unter Zuhilfenahme ihrer Hände eine Fratze zu schneiden, wie es unartige Gassenkinder tun.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Cotonou begann der Abtransport nach den verschiedenen Lagern. Solche waren vorgesehen in Porto Novo und der Eingeborenenstadt von Porto Novo, Beconville, in Savé, Parakou, Kandi und Gaya am Niger im Senegal. Vor dem Abtransport

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden die Leute von dem französischen Militärarzt Dr. Mazet auf Marschfähigkeit untersucht; hierbei wurde von diesem mit großer Willkür verfahren und Leute für marschfähig erklärt, bei denen es ganz offensichtlich war, daß sie an Krankheiten litten, die ihre Marschfähigkeit ausschlossen. Ich will nur zwei Fälle anführen: Oberleutnant Mans, welcher, wie ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, an einer Sehnenscheidenentzündung der Wadenbeinmuskulatur litt, und Rittmeister v. Roebern, welcher an chronischer Amöbendysenterie erkrankt war. Anfänglich wurden der stellvertretende Gouverneur und die Verheirateten in Porto Novo und Beconville untergebracht, desgleichen 12 absolut Marschunfähige. Nach vier Wochen wurden 7 Familien aus Porto Novo weggeschickt, von denen 3 nach Savé und 4 nach Parakou kamen. Die große Mehrzahl der Kriegsgefangenen wurde zur Hälfte nach Kandi, zur Hälfte nach Gaya am Niger (Haut Dahomey) geschickt. Bis Savé wurden die Leute mit der Eisenbahn transportiert. Von da ab mußten die Leute marschieren.

Apparate zur Bereitung von Filterwasser wurden den zum Marschieren bestimmten Gefangenen abgenommen. Da viele Koffer erbrochen und bestohlen waren, mangelte es an Kleidung und Schuhzeug. Unter dem felsigen Quarzboden Dahomeys zerrissen die Sohlen der dünnen Moskitoschutzstiefel und Promenadenschuhe, die viele Gefangene am Fuße hatten, sehr bald. Darauf mußten sich die Gefangenen der primitivsten Eingeborenensandalen bedienen, die lediglich aus einem Stück Leder bestanden, an dem eine schräg verlaufende Spange von vorn durch den Zwischenraum der großen und zweiten Zehe nach einem seitlichen Sohlenrand ging. Diese Spange schnitt tief in die Haut ein, und blutende, allmählich eiternde Wunden waren die Folge. Dr. Mazet, der es sich in seiner Hängematte bequem machen konnte, hatte auf die Klagen der Leute nur die Antwort: »Er muß marschieren.« Nach Beendigung des Tagesmarsches wurde ein Stück Vieh geschlachtet, das Fleisch noch warm in einem Kessel mit Wasser und Jams zusammen meist nur halb gar gekocht und den Gefangenen als Nahrung gereicht. Durch die Strapazen im Verein mit der ungenügenden Ernährung kamen die Leute so herunter, daß manche an Körpergewicht in erschreckender Weise abnahmen. Regierungsarzt Dr. Ullrich hat auf dem Marsch 60 Pfund an Körpergewicht abgenommen und war derart abgemagert, daß er kaum zu erkennen war.

In Porto Novo wohnte ich mit dem stellvertretenden Gouverneur, zwei unverheirateten Beamten, mit meiner Frau und drei Ehepaaren in der Eingeborenenstadt Becon im Hause des früheren Negerhäuptlings Tofa. Bewacht wurden wir durch farbige Soldaten. Als unser Gepäck ankam, machten wir die Entdeckung, daß zwei Gepäckstücke gewaltsam erbrochen waren und eins vollständig, das andere bis auf einen geringen Rest ausgeraubt war. In einem Koffer hatten die Diebe nur noch ein paar Handtücher gelassen, auf welchen sich überall die schwarzen Handabdrücke fanden, die von den berußten Händen des Maschinen- und Heizerpersonals des Heckraddampfers, der uns von Cotonou nach Porto Novo brachte, herrührten. Die Koffer waren während der Fahrt im Laderaum des Dampfers erbrochen worden. Auf die Anzeige des Diebstahls, die an den Militärgouverneur Maroix gerichtet war, erfolgte keine Verfolgung der Diebe, obgleich es ein leichtes gewesen wäre, diese zu ermitteln. In Becon wurde uns unser Geld von den Militärbehörden abgenommen und zu einem Zwangskurs unter Verlust von 25 % gewechselt.

Nachdem wir nochmals den französischen Behörden unser Ehrenwort schriftlich gegeben hatten, erfreuten wir uns für kurze Zeit des Ausgangs zu bestimmten Stunden. Doch schon nach kurzer Zeit wurde das Ausgehen untersagt, von neuem wieder einige Tage erlaubt und darauf schließlich endgültig verboten. Das Essen, das aus dem Hotel geliefert wurde, war anfänglich gut und ausreichend. Auch wurde täglich pro Person ungefähr 1 Liter Wein bewilligt. Ferner durften wir anfänglich Lebens- und Genußmittel sowie Toilettenartikel kaufen. Das Essen verschlechterte sich mit der Zeit zusehends, die Weinlieferung hörte auf. Gleichzeitig wurde eine Verordnung bekanntgegeben, daß das Kaufen von Europäerprovisionen einschließlich Kaffee, Tee, Zucker, Tabak verboten sei. Außerdem wurde uns eine Verfügung in Erinnerung gebracht, wonach von jetzt ab auch das Kaufen von Eiern und Früchten jeder Art, wie Bananen, Ananas, Tomaten, Apfelsinen usw., verboten sei, obgleich solche in überreichlicher Menge vorhanden waren. Diese Maßnahme stellte eine große Härte dar, zumal das Essen sich inzwischen so weit verschlechtert hatte, daß es zur Ernährung nicht mehr ausreichte, wenn der Körper im Vollbesitz der Kräfte bleiben sollte, um den Gefahren des Tropenaufenthalts zu trotzen. Zuletzt wurde die Summe, die von den Militärbehörden zu unserer Verpflegung ausgeworfen war, wieder gekürzt, so daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf 10 Personen für die Mahlzeit nur noch zwei Hühner kamen; das beste Fleisch daran wurde aber auf dem dreiviertel Stunden langen Weg vom Hotel nach Becon wahrscheinlich durch die schwarzen Überbringer entwendet, so daß nur noch spärliche Fleischreste an den Knochen zu bemerken waren. Nach 14tägigem Aufenthalt in Porto Novo wurde 7 Familien mitgeteilt, daß sie nach zwei Wochen ins Innere von Dahomey transportiert würden, 3 Familien nach Savé, 4, darunter die meine, nach Parakou.

Am 19. Oktober 1914 früh morgens wurde meine Frau und ich sowie ein Polizeimeister und dessen Frau von Becon aus unter Bewachung von vier schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr, einem Franzosen mit geladenem Gewehr und einem Transportführer mit Revolver bewaffnet, nach Porto Novo gebracht, um mit noch zwei anderen Familien nach Cotonou zu reisen. Nachmittags zwei Uhr wurden die vier Familien unter Bedeckung von 16 schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr und zwei Weißen nach der Lagune weggeführt. Wir wurden auf das Deck von zwei Lastkähnen gebracht, auf dessen Boden die Männer sich legen mußten. Am Abend kamen wir bei Dunkelheit in Cotonou an. Wir wurden, trotzdem wir eine Menge Handgepäck bei uns trugen, um von dem Wenigen, das wir gerettet hatten, das Notwendigste zu behalten, von den schwarzen Soldaten zum Laufschritt angetrieben. Die Frauen kamen für die Nacht ins Krankenhaus, wir 4 Männer in eine enge Arrestzelle. Als ich bat, austreten zu dürfen, da ich an Durchfall litt, bedeutete mir der Sergeant Ollivier, daß eine Petroleumdose in der Zelle stünde. Daneben stand eine weitere mit Wasser gefüllt zum Trinken und Waschen. Als ich darauf hinwies, daß es weder der Würde noch der Hygiene entspräche, in diesem engen Raum, der uns zum Schlafen angewiesen sei, seine Bedürfnisse zu verrichten, nahm uns der Sergeant unter Schimpfworten das Licht weg. Am andern Morgen fuhren wir mit der Bahn 2. Klasse nach Savé, wo wir 6 Uhr abends ankamen. Dort mußten wir die Nacht in einer Lehmhütte zubringen, je zwei Familien in einer Hütte. Am andern Morgen wurden wir um halb 6 Uhr nach der Autohalle geführt und unser Gepäck auf ein Lastauto verladen. Wir Männer wurden angewiesen, auf den Gepäckstücken Platz zu nehmen, die so hoch aufgetürmt waren, daß wir in Hockstellung verharren mußten, um nicht mit dem Kopf an das Holzdach zu stoßen. Für die Füße hatten wir ungefähr 20 cm zwischen den Koffern und der Kastenwand des Autos zur Verfügung. Wir konnten die Füße nicht geradestellen. Auf diese Weise hockten wir zu vieren in einer elenden Zwangslage auf Kisten und Koffern 16 Stunden lang; drei von den Damen konnten vorn neben dem Chauffeur sitzen, die vierte mußte sich's ebenfalls auf den Koffer bequem machen. Unter dem Hohnlachen der Franzosen, die uns zu photographieren versuchten, fuhren wir ab. Abends um $9^1/_2$ Uhr kamen wir in Parakou an. Je zwei Familien kamen in ein Lehmhaus, daß 3 Räume besaß, von denen die nach außen gelegenen durch je eine Familie belegt wurden.

An Einrichtungsgegenständen fanden wir in Parakou eine Matte zum Schlafen, eine Eingeborenen-Schibutterlampe (eine Tonschale mit Stiel und Fuß mit Naturbaumwolldocht mit Palmrippenstäbchen und einem Stück Schibutter) und ein Tongefäß mit Wasser. Ein Eingeborener, der als Koch für die 4 Familien bestimmt war, gab uns in einer Petroleumdose Fleisch und Jams zusammengekocht. Anderen Tags gingen wir daran, uns einzurichten; ein paar Klötze, die wir im Busch aufgetrieben, dienten meiner Frau und mir zum Sitzen, ein Koffer als Tisch. Von den Eingeborenen kauften wir uns eine große Kalebasse als Waschschüssel und mehrere Eingeborenentöpfe zur Bereitung der Mahlzeiten. Der schwarze Koch bereitete das Essen so zu, daß es kaum genießbar war. Für uns war das Einkaufen von Lebensmitteln nicht erlaubt. Daher hat uns der Koch, der das Einkaufen besorgte, außerordentlich übervorteilt. Nach einiger Zeit wurde uns von dem Administrator mitgeteilt, daß wir nunmehr uns selbst kochen müßten. Pro Kopf wurde uns geliefert für 40 Centimes Fleisch und für 10 Centimes Jams pro Tag. Früchte usw. konnten nur heimlich beschafft werden. Nach einiger Zeit wurde für je eine Familie ein Bett geliefert und nach 6 Wochen Haushaltungsgegenstände und Möbel nach folgendem Verteilungsplan: für jedes Haus (2 Familien) ein Tisch, 4 Stühle, 4 Messer, 4 Gabeln, 1 Stieltopf, 2 Trinkgläser, 8 Teller, 2 Stallaternen und ein großer, etwa 4 Liter fassender Topf für sämtliche 4 Familien. Im Januar 1915 kam ein neuer Administrator mit Namen Antonio Ferluis. Dieser schikanierte uns in jeder Hinsicht. Nach den Bestimmungen, betreffend die Ernährung der Kriegsgefangenen in Dahomey, sollte uns europäisches Mehl geliefert werden. Das Mehl wurde auch geliefert, war aber muffig, feucht und voller Würmer. Von der Menge, die uns nach den Bestimmungen zustand, erhielten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir innerhalb von 5 Monaten das Quantum für 9 Wochen. Reklamationen scheiterten an der passiven Resistenz der französischen Organe, der wir überall begegneten. Obendrein mußten wir noch die hohen Transportkosten des Mehls von der Küste nach Parakou bezahlen. Während uns unter dem ersten Administrator mit wenigen Ausnahmen genießbares Fleisch geliefert wurde, machten wir die Erfahrung, daß unter der Verwaltung seines Nachfolgers uns in der Mehrzahl der Fälle schlechtes Fleisch geliefert wurde. Er scheute sich nicht, uns Fleisch von Tieren zu schicken, die nur die Notschlachtung vor dem natürlichen Tode bewahrte; außerdem wurde uns das Fleisch gewöhnlich auf 4 Tage geliefert. Einmal wollte man uns sogar für 8 Tage geben. Wie lange sich Fleisch in den Tropen bei 40—45° Schattentemperatur hält, kann man sich denken. Das Fleisch wurde uns direkt nach der Schlachtung noch warm ins Haus geliefert. Aus Fleischbefunden, die ich festgestellt habe, ergab sich in vielen Fällen, daß das Fleisch von einem Tiere stammte, dessen Organismus sich im Zustande des völligen Marasmus befand. Unter anderem ergab gelegentlicher Befund Knochentuberkulose. Alle Reklamationen waren lange Zeit erfolglos. Dabei bestand bei der französischen Behörde kein Zweifel über die Ungenießbarkeit des Fleisches. Der Schweizer Kaufmann Haag, der in Parakou eine kleine Faktorei hatte, ließ uns durch einen Eingeborenenkoch wissen, daß sowohl die Franzosen wie er in dem Fall, bei welchem ich Tuberkulose festgestellt hatte, von der Verwaltungsbehörde benachrichtigt worden seien, das Fleisch sei ungenießbar und dürfe nicht verkauft werden. Der Koch erzählte aber, daß der Sekretär, Unteroffizier Santonis, den Schwarzen sagte, »sie sollten von dem Fleisch 16 kg für die ‚boches' abwiegen«. Als ich mich mit meinen Mitgefangenen besprach, ob wir wegen des Fleisches reklamieren wollten, meinte die Mehrzahl, jede Reklamation sei nach den bisherigen Erfahrungen unnütz. Zufällig wurden wir an demselben Tage zum Administrator gerufen. Als die geschäftlichen Angelegenheiten, die er mit uns zu besprechen hatte, erledigt waren, fragte er uns, ob wir sonst noch einen Wunsch hätten. Darauf sagte eine von den Damen, das Fleisch, das wir geliefert bekämen, sei meistenteils ungenießbar, so daß wir es hätten wegwerfen müssen. Einmal hätten wir doch davon gegessen und hätten daraufhin Schmerzen im Unterleib und Darmstörungen bekommen. Auch das heutige Fleisch sei schlecht, stamme von einem kranken Tier und sei ungenießbar. Der Administrator sah mich hierauf an; ich schwieg. Plötzlich sprach er: »Da sitzt ja der Arzt, er kennt die Verhältnisse genau, er sagt nichts.« Nunmehr erklärte ich ihm, daß es ein Skandal wäre, uns derartiges, von kranken Tieren stammendes Fleisch zu liefern. Daß das Fleisch von kranken Tieren stamme, sei so offensichtlich, daß selbst ein Laie die krankhaften Veränderungen auf den ersten Blick erkennen könne. Er heuchelte Erstaunen und sprach, er habe bereits selbst von dem Fleisch gegessen. Als Zeugen ließ er seinen schwarzen Koch rufen und fragte diesen in meiner Gegenwart: »Hast Du mir nicht auch von dem Fleisch des heute geschlachteten Tieres das Essen zubereitet und habe ich nicht davon gegessen?« Der Koch, der nicht ahnte, wo der Administrator mit seiner Frage hinaus wollte, beantwortete die Frage mit »Nein«, worauf der Administrator in große Verlegenheit geriet. Er entließ den Koch mit den Worten, er habe ihn nicht verstanden. Wir baten den Administrator, das Fleisch wieder zurückzunehmen, worauf er uns zur Antwort gab: »Sie brauchen das Fleisch ja nicht zu nehmen, aber es wird angerechnet.« Zeitweise bekamen wir auch Hülsenfrüchte und Reis geliefert. Der Reis war von der schlechtesten Sorte, die an Eingeborene verkauft wird, die Hülsenfrüchte meistens minderwertig. Außer Lebensmittel wurde uns das Holz zum Kochen geliefert, d. h. wenn es wirklich in unseren Besitz gelangte. In der Mehrzahl der Fälle verkauften die schwarzen Soldaten das Holz auf dem Markt, und wir hatten das Nachsehen. Da die Männer nicht ausgehen durften und meine Frau Französisch sprach, reklamierte diese die Holzlieferung. Die schwarzen Soldaten sagten in Gegenwart des Administrators und seines Sekretärs, sie hätten das Holz uns gebracht, die weiße Frau lüge. Daraufhin sagte der Sekretär, »Sie hören, daß Sie das Holz bekommen haben, die Wache sagt mir, daß Sie mich belogen haben. Gehen Sie, ich will nichts mehr hören!«

Am 25. März 1915 wurden meine Frau und ich als krank nach Cotonou geschickt. Wir fuhren mit dem Lastauto von Parakou ab, meine Frau neben dem Wagenlenker auf einer Bank, ich auf dem Gepäck sitzend. Abends um 6 Uhr kamen wir in Savé an. Wir wurden in einem Rasthaus untergebracht, da ein Zug nach Cotonou erst am vierten Tage weiterging. Weder für ein Bett noch für eine Matte zum Schlafen war gesorgt. Wir legten eine Kamelhaardecke auf die Erde, worauf meine Frau und ich die 4 Nächte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zubrachten. Am 29. März fuhren wir mit noch mehreren kriegsgefangenen Kranken, die später als wir in Savé eingetroffen waren, 3. Klasse, d. h. im Eingeborenenwagen nach Cotonou. Ein Engländer, der nicht weit von Cotonou den Zug bestieg, nahm Anstoß daran, daß eine Dame im Eingeborenenwagen transportiert wurde, und machte in Abomey-Cana den Bahnhofsvorstand darauf aufmerksam, daß es nicht recht wäre, selbst eine kriegsgefangene Dame im Eingeborenenwagen befördern zu lassen. Ich muß erwähnen, daß das Abteil von schwarzen Passagieren überfüllt war, welche getrocknete Fische (den Afrikanern unter dem Namen Stinkfische bekannt), getrocknete Ratten und ähnlich übelriechende Leckerbissen bei sich führten, so daß der Aufenthalt für einen Europäer geradezu unerträglich war. Abends spät kamen wir in Cotonou an und wurden nach dem Krankenhaus gebracht.

Dort erfuhr ich, daß eine österreichische Dame, die mit ihrem Gatten die Kriegsgefangenschaft in Porto Novo teilte, daselbst von einem Mädchen entbunden wurde. Da sie gesundheitlich nicht in der Lage war, ihr Kind selbst zu stillen, versuchte der Ehegatte, bei den französischen Kaufleuten in Porto Novo Dosenmilch für das Kind zu kaufen. Allein er hatte nicht mit dem weitgehenden Haß der Franzosen gerechnet, der sich sogar auf die Säuglinge des Feindes erstreckte; kurzerhand lehnten sie den Verkauf der Milch ab.

Der deutsche Konsul von Libreville, Kaufmann Strauch, ein älterer Herr, wurde als Zivilgefangener nach Cotonou geführt. Sein Gepäck mußte er bei der Einschiffung selbst auf den Dampfer bringen und bei der Ankunft in Cotonou aus der Ladeluke schaffen. Sodann wurde er mit anderen in einen Schuppen nach Cotonou transportiert; sein Gepäck mußte er den 20 Minuten weiten Weg selbst tragen, obwohl er krank war. Wenige Stunden darauf brach er vollständig zusammen und starb plötzlich.

Am 17. April 1915 wurden wir auf den Frachtdampfer »Tibet« mit noch anderen Kranken eingeschifft, Regierungsarzt Dr. Ullrich, meine Frau und ich in der 2. Klasse, die anderen in der 3. Klasse. Auf dem Wege zur Einschiffung schlug der Transportführer, ein Oberleutnant namens Meyer, den Bezirksleiter P. ... mit der Nilpferdpeitsche über den Tropenhelm und sagte, man müsse den Deutschen die Schnauze einschlagen. Auf dem Dampfer durften wir uns auf einem bestimmten Teil des Decks frei bewegen. Bei der Abfahrt des Dampfers am 19. April wurden uns vom Transportführer unsere Verhaltungsmaßregeln für die Überfahrt bekanntgegeben sowie die Strafen für Übertretungen:

»Bücher, welche die Gefangenen lesen wollen, müssen dem Transportführer zur Einsicht vorgelegt und von ihm namentlich gezeichnet werden. Auf Befehl hat sich jeder unter Deck zu begeben. Singen ist verboten.

Strafen sind: Teilweise oder vollständige Entziehung der Kost und körperliche Züchtigung!«

Am 22. Mai 1915 erreichte der Dampfer Marseille.

Nach Durchsicht genehmigt und unterschrieben:

gez. **Otto Saame.**

Der Zeuge wurde beeidigt.

Geschlossen.

gez. **Bartmann,**
Oberleutnant d. R.,
als Gerichtsoffizier.

gez. **Köhler,**
Unteroffizier d. L.,
als Militärgerichtsschreiber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 4.

Abschrift zu A. IV. 164/17.

Protokoll.

Gegenwärtig:
Leutnant d. L. Fleischmann,
Gerichtsoffizier,
Jäger Ludwig,
Militärgerichtsschreiber.

Aschaffenburg, den 10. Februar 1917.

Es erscheint der Stabsarzt d. L. Dr. Simon in Aschaffenburg.

Nachdem er mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekanntgemacht und über die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides belehrt worden war, wurde er als Zeuge vernommen, wie folgt:

Zur Person: Dr. med. Simon Rudof, 37 Jahre alt, evangelisch, ledig, Kaiserlicher Regierungsarzt beim Gouvernement Togo, Westafrika, zur Zeit Stabsarzt d. L. am Reservelazarett Aschaffenburg, wohnhaft in Aschaffenburg.

Zur Sache: .....

Den von mir an das Reichs-Kolonialamt am 17. Oktober 1916 erstatteten Bericht über meine Kriegsgefangenschaft habe ich nochmals durchgelesen. Derselbe entspricht vollkommen der Wahrheit und habe ich ihm nichts mehr hinzuzufügen.

Ich nehme daher bei meiner Aussage auf diesen Bericht Bezug und mache denselben gleichfalls zum Bestandteil meiner heutigen Aussage.

Auf Selbstlesen genehmigt und unterschrieben.

gez. **Dr. Simon.**

Der Zeuge wird hierauf gesetzlich beeidigt.

gez. **Fleischmann.** gez. **Ludwig.**

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1375/16.

Bericht über meine Kriegsgefangenschaft in Dahomey, Algerien und Frankreich vom 27. August 1914 bis 4. Oktober 1916.

Ich war bei Ausbruch des Krieges Kaiserl. Regierungsarzt in Lome. Am 2. August 1914 wurde ich als Oberarzt mobilisiert. Bei Übergabe der Station Kamina wurde ich den Engländern als Arzt übergeben. Mit den übrigen Gefangenen wurde ich auf den Dampfer »Obuasi« gebracht.

Am 18. September wurden wir von den Engländern den Franzosen übergeben und sofort nach Cotonou in Dahomey weggeführt, wo wir am 19. September landeten. Die Unterbringung von Mannschaften und Offizieren im Zollschuppen war sehr primitiv. Jeder bekam zum Schlafen eine Strohmatte, am 2. Tage eine Decke; außer dem Eßbesteck erhielten nur einzelne einen Teller und einen Becher. Als Essen wurde mittags und abends Fleisch mit Yamsknollen gekocht. Als Trinkwasser diente schmutziges Regenwasser.

Am folgenden Tage wurde uns mitgeteilt, daß wir im französischen Sudan am Niger, 800 km im Innern, interniert würden, daß wir 250 km mit der Bahn fahren und 500 km zu Fuß marschieren müßten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als wir den Befehl erhielten, uns für den Marsch zu rüsten, legte ich zunächst Protest ein und zugleich ein Gesuch vor, als Arzt ausgeliefert zu werden. Es wurde mir gesagt, daß ich zwar das Recht dazu habe, und daß mein Gesuch weitergegeben werde, daß die Ärzte jedoch vorderhand mit müßten, da keine französischen Ärzte mitgehen könnten. Es wurde den Offizieren erlaubt, eine Traglast der nötigsten Wäsche mitzunehmen und eine Bettlast, d. h. die zusammengerollte Strohmatte, je zweien der Mannschaften eine Traglast und eine Matte.

21. September Abfahrt nach Savé, 250 km nördlich Cotonou. 6 Uhr abends erstes und einziges Essen. Unterkunft der Offiziere im Eisenbahnschuppen, Mannschaften in Negerhütten. Marsch von Savé aus in zwei Abteilungen. Ich wurde von der Französischen Regierung beauftragt, die ärztliche Behandlung der ersten Abteilung zu übernehmen. Die nachstehende Schilderung des Marsches folgt nach meinen Tagebuchaufzeichnungen.

Der Marsch dauerte vom 22. September bis 27. Oktober. Die Strecke von Savé bis Gaya ist 520 km, Gaya selbst etwa 800 km von der Küste entfernt. Der Marsch erfolgte auf der einzigen Straße, die von Savé nach Norden zum Niger führt und für Truppentransporte angelegt, auch für Lastautos fahrbar ist. Der Abmarsch erfolgte zuerst um 5 oder 6 Uhr morgens, so daß wir in der größten Tageshitze marschieren mußten; später schon um 1 oder 2 Uhr nachts; wir kamen aber auch so immer in die Tageshitze hinein, da die Sonne bereits um 8 Uhr sehr unangenehm zu brennen anfängt, die Fußkranken nur mühsam sich vorwärts schleppen konnten und immer größere Pausen eingeschoben werden mußten. Manchmal marschierten wir auch nachmittags. Die Hitze war immer zwischen 30°—45°, in der Sonne stieg sie durch die intensive Bestrahlung über 80°. Für den Marsch im Tropenklima waren wir durchweg nicht ausgerüstet. Nach kurzer Zeit mußten einige auf dem glühenden Erdboden sogar barfuß laufen. Da die meisten unserer Leute für Märsche nicht trainiert waren (Kaufleute, Beamte, Missionare, Lehrer), zum Teil auch durch langen Tropenaufenthalt erschlafft und widerstandsunfähig geworden, so wurden fast alle krank und marschunfähig. Sehr viele bekamen Malaria und Dysenterie. Trotzdem mußten alle Kranke sich weiterschleppen, die einzelnen Abteilungen lösten sich auf 10—15 km Länge auf. Nachzügler wurden oft spät abends noch von dem Gepäckauto eingebracht. Ich habe selbst gesehen, wie Leute, die zusammengebrochen im Straßengraben lagen, von den schwarzen Bedeckungsmannschaften mit Kolbenstößen vorwärts getrieben wurden. Es kamen viele Hitzschläge vor. Unterwegs war nirgends Wasser zu haben, da zwischen den einzelnen Tagesraststplätzen gewöhnlich keine Dörfer lagen. Es mußten also 20—35 km lange Durststrecken durchlaufen werden. Absolut marschunfähig waren meist 20 Leute. 4 oder 5 von ihnen wurde erlaubt, auf dem begleitenden Gepäckauto aufzusitzen. Die übrigen mußten weiterhinken. Der französische Offizier fuhr im Auto. Häufig hieß es aber auch aus unbekannten Gründen: tout le monde marche! Dann mußte eben alles weiterhumpeln. Proteste von meiner Seite halfen nichts. Die Kranken stolperten in Gruppen von 2 oder 3 unter Begleitung von je einem schwarzen Soldaten weiter, oft den ganzen Tag auf der glühenden Landstraße.

Wenn der Beschluß der Französischen Regierung, europäische Kriegsgefangene in tropischem Klima zu internieren, an sich schon unverständlich und inhuman zu nennen ist, so war es eine unnütze Quälerei, absolut ungeübte und schlecht ausgerüstete Leute, die zum Teil schon durch einen langen Tropenaufenthalt erschöpft waren, ohne vernünftigen Grund zu solchen Marschleistungen zu zwingen, wie sie schon in heimischem, gesundem Klima keinem Gefangenentransport zugemutet werden können, hier aber unter der Gluthitze der Tropensonne, unter den Gefahren des Klimas und der Tropenkrankheiten geradezu ein Hohn gegenüber den Forderungen der Tropenhygiene und der Menschlichkeit bedeuteten. Es ist ein Wunder, daß wir nur einen Kameraden unter 146 infolge dieses Marsches verloren haben. Sicher aber ist, daß infolge dieses Marsches durch Überanstrengung und Entbehrungen ein großer Teil der Leute für ihr Leben an ihrer Gesundheit gelitten hat.

Von richtiger Behandlung der Kranken konnte keine Rede sein. Wir haben von der Französischen Regierung keinerlei Medikamente für die mancherlei Tropenkrankheiten mitbekommen, da angeblich auf den Stationen im Innern genügend vorhanden waren. Es war jedoch nichts zu erhalten, und wenn wir Ärzte nicht persönlich noch Medikamente von Lome aus mitgebracht hätten, so wäre die Zahl der Todesfälle sehr groß gewesen. Ich hatte bei nur einer Abteilung von 80 Mann täglich 30—50 Kranke zu behandeln. Im ganzen habe ich in 30 Tagen 1 100 Leute behandelt, d. h. 37 für den Tag. Es gab viele Fußkranke, Erschöpfte, Malaria, Dysenterie und Schwarzwasserfieber. Selbst diese schwerkranken Leute mußten weitergeschleppt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. ..... Sie wurden mitgeschleppt, obwohl sie ebensogut nach den Krankenhäusern der Küste hätten gebracht werden können.

Auf eine telegraphische Anfrage des französischen Offiziers, der die Verantwortung nicht mehr übernehmen wollte, kam von Dakar der telegraphische Befehl, alle Deutschen müssen den Marsch fortsetzen, coûte que coûte! Ein weiterer Vorwurf ist der Französischen Regierung daraus zu machen, daß für unseren Marsch in dem völlig unkultivierten Land keinerlei Vorbereitungen getroffen waren, weder für Verpflegung, für Unterkunft noch vor allem für Krankenfürsorge.

Die Unterkunft bestand für Offiziere wie für Mannschaften aus schmutzigen kleinen strohbedeckten Negerhütten, in denen man seine Strohmatte als Unterlage für die Nacht auf die nackte Erde legte. Die Mannschaften mußten oft im Freien schlafen und wurden von den im September und Oktober täglich auftretenden Tornados (Gewitterstürmen) völlig durchnäßt.

Die Verpflegung bestand darin, daß ein mageres kleines tsetsekrankes Rind geschlachtet, zerstückelt und sofort in einem großen eisernen Topf mit Jamsstücken von Negern gekocht wurde. Dieses Essen bekamen wir monatelang, Tag für Tag, mittags und abends ohne die geringste Abwechselung. Frühstück oder gar Kaffee habe ich viele Monate lang nicht gesehen. Nüchtern mußten wir von nachts 1 oder 2 Uhr bis mittags marschieren. Zu kaufen gab es unterwegs nichts, als Getränk nur schmutziges, in großen Tontöpfen von Eingeborenen aufgefangenes Regenwasser, das meist von Moskitolarven wimmelte.

Eine richtige Krankenverpflegung war unter diesen Umständen unmöglich. In den ersten Tagen schickte ich mehrere Dysenteriekranke und einen Kranken mit Blinddarmentzündung nach der Küste ins Krankenhaus zurück. Die Leute wurden jedoch von der zweiten marschierenden Abteilung zurückbehalten und mit nach oben geschleppt. Später wurde mir verboten, Leute nach der Küste zurückzuschicken. Auch Leute mit schwerem Schwarzwasserfieber, für die der Transport den Tod bedeuten konnte, durften nicht zurückgelassen werden, sondern wurden mitgeschleppt. Nur der aufopfernden Pflege ihrer Kameraden verdanken alle diese Leute ihr Leben.

Nachdem die Leute so 270 km bis Bembereke marschiert waren, legte ich an einem eingeschobenen Rasttage entschieden gegen den Weitermarsch Protest ein. Die Leute waren völlig erschöpft, zumeist krank, vielen waren die Stiefel völlig zerrissen, alle waren geschwächt durch Überanstrengung und unzureichende Ernährung. Da der französische Offizier nunmehr einsah, daß ein Weitermarsch unmöglich sei, bekam ich den Auftrag, alle wirklich Marschunfähigen und Kranken sowie die Stiefellosen auszusuchen, etwa 45—50 Mann. Diese wurden mit dem Gepäckauto bis Kandi, d. h. 110 km, weiterbefördert. Mit dem Rest von 25 marschierte ich noch 110 km, da die übrigen Ärzte alle krank waren. Ich habe so 380 km in 20 Tagen einschließlich 6 Rasttagen marschieren müssen.

In Kandi, einer größeren Militärstation, blieben wir und die später nachfolgende 2. Abteilung, zusammen etwa 180 Mann, etwa 14 Tage, um uns zu erholen.

Die Offiziere waren in zwei großen strohbedeckten Lehmhütten untergebracht, die Mannschaften in kleinen Rundhütten der schwarzen Soldaten, je 3—4 auf etwa 4 qm Raum. Als Bett diente immer die Strohmatte, als Essen wurde täglich mittags und abends Fleisch mit Jams, als Getränk lehmiges Brunnenwasser gegeben. Hier konnte gegen teures Geld Mais, Fufu, d. h. gestoßener Jams, wie ihn die Eingeborenen herstellen, von Eingeborenen gekochte Mehlklöße, wässerige, meist saure Milch, Hirsebier und Feuerholz gekauft werden. Auch hier traten infolge Chininmangel schwere Malariaanfälle auf. Endlich erhielt ich aus der Stationsapotheke 50 g Chinin, aber was war dies für 180 Mann? Ferner wurden für die Stiefellosen 20 Paar Promenadenstiefel von Cotonou geschickt. Sie waren schon in 14 Tagen zerrissen.

In Kandi legten wir nochmals Protest gegen den Weitermarsch ein und forderten bessere Kost, vor allem Morgenkost und bessere Krankenfürsorge. Kapitän Losch bezeichnete uns jedoch als »außerhalb des Völkerrechts stehend«. Am 26. Oktober wurde ich beauftragt, aus den Mannschaften 60 Leute auszusuchen, die nach Gaya marschieren sollten. Da es in Gaya viel Dysenterie gäbe, sollten nur solche, die noch nicht an Dysenterie oder Darmkrankheiten gelitten hätten, ausgesucht werden; außerdem müßten sämtliche Offiziere dorthin, auch wenn sie Dysenterie hätten. Am 26. und 27. Oktober fuhren wir in zwei Lastautos ab und mußten nach 100 km Fahrt nochmals 20 km in glühender Mittagssonne bis Gaya am Niger marschieren.

Der ganze Marsch von Savé bis Gaya war eine unnötige, zwecklose Quälerei, und es war

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemand unter uns, der nicht die Überzeugung hatte, daß die Franzosen durch diesen Marsch uns absichtlich zugrunde richten wollten. Dazu die niederdrückende Art der Behandlung, wir wurden einfach für rechtlos erklärt! Noch zu erwähnen ist, daß Offiziere wie Unteroffiziere und Mannschaften in allem gleiche Behandlung erfuhren, was Verpflegung, Unterkunft, Bewachung und Behandlung anbelangt.

Etwa 100 Leute waren unter Professor Zupitza als Lagerältesten und Dr. Herrmann und Schmidt als behandelnden Ärzten im Lager Kandi zurückgeblieben. Die übrigen 80, darunter fast alle Offiziere, waren von Ende Oktober bis Ende März im Lager Gaya, Hauptmann von Hirschfeld als Lagerältester, ich als behandelnder Arzt.

Gaya am Niger im französischen Sudan gehört zum Territoire militaire Haut-Sénégal. Es liegt nicht ganz 800 km von der Küste entfernt im Innersten Afrikas in vollkommen unkultivierter Gegend. Das Land ist Grassteppe und wird von viehzuchttreibenden Eingeborenen bewohnt. Der Ackerbau (Mais und Hirse) ist gering. Es ist eine kleine Station, besetzt von drei Europäern; ein kleines Negerdorf von etwa 500 Einwohnern liegt dabei. Das Klima ist heißer, aber trockener als an der Küste. Besonders in der Trockenzeit war die Hitze fürchterlich, 46° im Schatten; auch die Nächte waren sehr heiß und schwül. Es gibt viel Malaria und Dysenterie. Der letzteren wegen mußte ich in Kandi die gesündesten und widerstandsfähigsten Leute aussuchen. Es gab sehr viel Moskitos dort, so daß man sich abends nicht im Freien aufhalten konnte, ohne entsetzlich gestochen und infiziert zu werden. Moskitonetze hatten die wenigsten, später nach Monaten wurden von der Französischen Regierung solche geliefert.

Wenn ich die ganze Leidenszeit von Gaya überblicke, so war es ein jammervolles Leben, das wir hier oben in einer völlig unwirtlichen und unzivilisierten Gegend zu führen gezwungen waren. Namentlich die ersten Monate waren fürchterlich. Später besserten sich die Verhältnisse etwas dadurch, daß wir mehr Abwechselung in der Kost bekamen und uns auch etwas häuslich einrichten konnten. Trotzdem waren die Verhältnisse geradezu unwürdig, namentlich für uns Offiziere.

Die Unterkunft war primitiver, als es die anspruchslosesten Neger gewöhnt sind, die doch in Lehmhütten oder doch in regendichten Grashütten wohnen. Wir wurden in einen Dornenkraal gesperrt, innerhalb dessen auf enger Fläche etwa 20 Strohhütten aufgestellt waren. Jede Hütte für 4 Leute berechnet. Die Wände bestanden aus dünnen, von Eingeborenen geflochtenen Strohmatten, die an in die Erde geschlagene Baumstämme gebunden waren. Das Dach war von einer einfachen Strohlage gebildet und schützte uns weder vor der Glut der Trockenzeit noch vor den Gewitterregen der Regenzeit. In der Trockenzeit herrschte auch im Innern dieser Hütten eine Temperatur von 40° bis 46°, die selbst nachts wenig herunterging. Einrichtung war überhaupt nicht vorhanden, kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, keine Waschschüssel. Nichts als der nackte Erdboden! Als Bett dienten uns die Strohmatten, die uns in Cotonou mitgegeben waren. Diese wurden einfach auf die Erde gelegt, wurden aber meist bald von den Millionen Termiten aufgefressen. Neue wurden nicht geliefert. Wir machten uns später selbst Betten, indem wir von den Soldaten Baumstämme und Zweige und geflochtene Baststricke kauften. Vier kurze Stämme wurden im Rechteck in den Boden geschlagen, das waren die Bettfüße. Dann wurde ein Rahmen von vier kräftigen Zweigen darauf gebunden und nun in diesem Rahmen Baststricke kreuz und quer geflochten, das war die Matratze. Darauf wurde dann die Strohmatte gelegt....., Stühle und Tische hatten wir lange Zeit nicht. Erst als die ersten Proviantkisten ankamen, zimmerten wir uns aus den alten Kistenbrettern Stuhl und Tisch..... Alte Konservenbüchsen waren zur Vervollständigung der Einrichtung begehrte Luxusartikel. Zur Beleuchtung diente Schibutterfett, das von den Eingeborenen aus den Früchten des Schibutterbaumes hergestellt wird. Unsere Ausrüstung wurde mit der Zeit sehr mangelhaft. Namentlich die Stiefel zerrissen bald; von Januar bis März mußte ich im Lager meist barfuß laufen, da nichts zu kaufen war. Die meisten Leute waren sehr schlecht mit Wäsche versehen, so daß sie bald halb nackt herumliefen. Neue Kleidungsstücke wurden weder geliefert, noch konnten sie gekauft werden. Unsere Wäsche wuschen wir selbst, erst später wurde den Offizieren die Wäsche durch eine eingeborene Frau gewaschen. Die Offiziere mußten selbst ihre Hütten in Ordnung halten, das Geschirr reinigen und kochen. Sehr hart war für uns die schlechte Nachrichtenverbindung mit der Heimat, erst nach fünf Monaten Gefangenschaft kamen die ersten Briefe. Zeitungen waren verboten. Wir bekamen nur drei- oder viermal Bruchstücke von Zeitungen zu Gesicht, die gefunden worden waren. An Büchern hatten wir nur einige wenige, die einzelne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ihrem Koffer mitgenommen hatten. Zu kaufen gab es keine. Sportliche Spiele waren verboten.

Die Verpflegung bestand lediglich aus Landesprodukten. Es sollte uns geliefert werden täglich pro Mann 300 g Schlachtgewicht Fleisch (es wurde aber nie geliefert), 250 g Maismehl, $^1/_2$ kg Gemüse, d. h. Jams oder Bataten, 500 g Hirsemehl, 30 g flüssige Butter, sehr selten Zwiebeln, Salz reichlich. Die Menge hätte hingereicht, wenn sie voll geliefert worden wäre; da auch keine Zutaten, wie Gewürze, Milch, Eier, Früchte, d. h. eben nichts als die 5 obengenannten Rohmaterialien geliefert wurden, so war nur die denkbar einfachste Zubereitung möglich und tagtäglich immer in der gleichen Art, so daß das Essen bald zum Ekel wurde. Zu kaufen war verboten. Dabei hätte man im Lande reichlich und billig Eier, Butter, Honig, Pfeffer, Milch und vieles andere haben können. Erst von Mitte Dezember ab erhielten wir oder sollten wir erhalten pro Kopf 250 g Weizenmehl täglich und monatlich $^1/_3$ Liter Öl, $^1/_6$ Liter Essig, 1 kg Kaffee, 150 g Tee, 1 kg Zucker, 30 g Pfeffer. Doch erhielten wir nur einmal volle Ration, sonst immer nur die halbe Ration, weil angeblich nicht mehr vorhanden war. Wir hatten also bis Mitte Dezember keinen Kaffee, keinen Tee, kein Brot erhalten. Erst jetzt konnten wir uns Brot backen, das zur Hälfte aus Weizenmehl, zur Hälfte aus Hirsemehl bestand. Wir bauten uns selbst einen Backofen, zu dem wir auch selbst die Lehmziegel strichen.

Die Küche wurde von zwei deutschen Unteroffizieren geführt. Sie bestand aus 2 großen eisernen Töpfen, über denen wir ein Strohdach gegen die Sonne errichteten. Sonst war uns an Küchengeräten nichts geliefert. Tontöpfe kauften wir von Eingeborenen, alles übrige wurde von uns selbst verfertigt, denn zu kaufen gab es sonst nichts. Das Holz mußte täglich von unseren Leuten weit hergeholt werden. Kaffee kochten wir bis Mitte Dezember aus geröstetem Mais, der zwischen zwei glatten Steinen gemahlen wurde. Erst später bekamen wir richtigen Kaffee. Tee bereitete ich für die Kranken aus Citronella, einer säuerlich schmeckenden, wildwachsenden Grasart. Brot machten wir im Anfang aus Hirse- und Maismehl, als Bratenfett und Schmalz diente das bitter schmeckende Schibutterfett. Das Kochen in glühendem Sonnenbrand, wobei man zwischen drei Feldsteinen ein Feuer anmachte, war schwer zu ertragen. Als Trinkwasser diente das schmutzige Wasser des Nigerflusses, das von unsauberen eingeborenen Strafgefangenen, unterhalb der Badeplätze der Eingeborenen, geholt wurde.

Ein besonderes Kapitel ist die Krankenfürsorge. Die Dysenterie verbreitete sich infolge der hygienischen Mißstände sofort im ganzen Lager. Im ganzen erkrankten 70 % der Kriegsgefangenen an Dysenterie. An Malaria erkrankte jeder ein- oder mehreremal. Es war Chininprophylaxe eingeführt, doch konnte sie bei dem zeitweiligen vollständigen Mangel an Chinin nicht streng durchgeführt werden. Die Folge waren zahlreiche Malaria- und etwa 8 Schwarzwasserfieberanfälle. Auch kam ein Typhusfall vor. Magen- und Darmerkrankungen waren infolge der unzureichenden und ungewohnten Kost außerordentlich häufig. Der Krankenbestand betrug 35—50 täglich, im ganzen 3500 Krankentage an 150 Tagen, d. h. 25 pro Tag. Höchstzahl der Kranken 54 von 80 = 67,5 %.

Die Versorgung mit Medikamenten war äußerst mangelhaft. Die von Togo mitgebrachten Medikamente waren bald verbraucht, neue wurden nur sehr wenig und erst auf wiederholte Beschwerden geliefert, aber in unzureichender Menge. Trotz wiederholter Gesuche, Schreiben und Telegramme nach Njame, Sindere, Cotonou und Dakar blieb die Arzneiversorgung mehr als mangelhaft. ..... Für die Dysenteriekranken gab es nichts. Von Kandi aus hatte ich als einzige Instrumente ein Messer, eine Spritze, eine Schere erhalten; doch wurden sie nach vier Wochen wieder abgeholt. Verschiedene Male mußte ich Abszesse und Panaritien mit einem eigens zu diesem Zweck geschliffenen Taschenmesser öffnen. Als am 24. November der französische Arzt Dr. Bonrepaux durchreiste, machte ich eine Beschwerde und gab ihm eine große Bestelliste der allernotwendigsten Medikamente mit. ... .. Nach 4 Wochen kamen nur einige wenige Sachen, und zwar solche, die gar nicht angefordert waren, jedenfalls aber für die große Menge Kranker, die der französische Arzt selbst gesehen, völlig unzureichend. Auch wurden keinerlei Instrumente geliefert. Auch von Cotonou wurde nichts geschickt, obwohl bereits im November, Dezember, Januar je ein Schreiben nach Cotonou, ferner telegraphische Anforderungen nach Cotonou und Dakar wiederholt geschickt worden waren. Einer unserer Offiziere las in der Schreibstube der Station folgendes Telegramm: »Für die deutschen Kriegsgefangenen können keinerlei Medikamente geliefert werden, da der Etat überschritten ist.« Als am 27. Februar 1915 Dr. Bonrepaux wieder hier durchreiste, richtete ich nochmals sofort eine Beschwerde an ihn. Er sagte, er habe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die früheren Gesuche und Beschwerden weitergegeben, aber er könne nichts weiter machen. Auch könne er keine Medikamente mehr schicken, da er selbst nur sehr wenig bekommen habe. Er rate, möglichst viele von den Kranken nach Cotonou zu schicken, wozu er die Genehmigung einholen wolle. Dann würde die Regierung einsehen, was sie für einen Fehler gemacht habe, und daß die Sache so nicht weitergehen könne. Er habe selbst der Regierung dazu geraten, das Lager aufzuheben und uns nach Frankreich zu schicken. Aber die Regierung wolle nicht zugeben, welchen Fehler sie gemacht habe. Auch erhielt ich jetzt am 6. März 1915 ein Messer, eine Schere, eine Pinzette und eine Injektionsspritze. .....

Für sonstige Krankenfürsorge war nichts getan. Ein Krankenhaus war nicht vorhanden. Die allereinfachsten Geräte zur Krankenpflege fehlten vollständig. Die Kranken lagen in ihren Hütten auf dem Boden und wurden von ihren noch gesunden Kameraden verpflegt. Als Apotheke wurde eine leere Hütte angewiesen, Stuhl, Tisch und sonstige Gerätschaften wurden nicht geliefert. In Ermangelung einer Apothekerwage verfertigte ich selbst eine solche aus zwei leichten Pappdeckelchen. Als Grammgewicht diente eine Grammtablette Aspirin.

Auch die Verpflegung der Kranken, speziell der vielen Dysenterie- und Darmkranken, war äußerst mangelhaft. Ich erhielt für die Verpflegung der Kranken täglich pro Kopf etwa 100 g Eingeborenenreis, 5—6 Liter Milch, für alle etwas Maismehl, dazu 5—6 Eier täglich für alle. Erst nach dem Besuch des französischen Arztes von Mitte Dezember 1914 ab erhielt ich für die Kranken einigermaßen angemessene Verpflegung. Am 9. März 1915 ging auf Veranlassung des französischen Arztes ein erster Transport von Kranken nach Cotonou, dem weitere folgten. Am 17. März besuchte uns ein französischer Inspektionsoffizier namens Durif, der Beschwerden entgegennahm. Auf unsere bescheidene Anfrage, ob wir denn außerhalb des Völkerrechts ständen, wie uns Kapitän Bosch gesagt hatte, meinte er, wir würden hier in Gaya wie die Fürsten behandelt »comme des princes, comme des Grand-Seigneurs«. Im übrigen kämen wir noch in diesem Monat wegen »Verpflegungsschwierigkeiten« nach der Küste.

Ende März wurde das Lager aufgehoben. Die Offiziere wurden nach Widah an der Küste gebracht, eine größere Anzahl Kranker ging nach Frankreich, der Rest wurde nach Abomey gebracht. Ich selbst ging auf Anordnung der Französischen Regierung nach dem Lager Kandi.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß die örtliche Behörde, die ja selbst nichts hatte und nichts liefern konnte, an diesen unglaublichen Verhältnissen nicht so sehr die Schuld trifft. Die Schuld lag an der Zentralbehörde in Cotonou und Dakar, die uns 800 km weit in die Wildnis schickte und dort verkommen ließ.

Auch in Kandi mußte schließlich das Lager aufgehoben werden. Einige der Kranken kamen nach Frankreich, der größere Teil nach Abomey.

Im Lager Abomey ..... waren seit September 1914 etwa 200 Deutsche aus Kamerun untergebracht, später von März 1915 ab kamen Togoleute dazu, so daß schließlich etwa 300 bis 350 Leute vereinigt waren.

Was sich dort bis zu meiner Ankunft am 21. Mai 1915 abgespielt hat, kann ich nur auf Grund von Mitteilungen der Gefangenen aussagen. Die Angaben stimmten im wesentlichen immer überein. Danach waren Mißhandlungen schwerster Art durch weiße und schwarze Franzosen an der Tagesordnung; die Leute wurden geprügelt mit Stöcken, Ochsenziemern, Gewehrkolben, Reitpeitschen, mit Faustschlägen und Fußtritten bearbeitet, ständig beschimpft (cochon, cochon allemand, »Deutsche Sau«), mit Erschießen und Hungern bedroht, alle Augenblicke mit Gefängnis bestraft, vom Arzt als »Schwerverbrecher« bezeichnet.

Bestrafung mit Daumschrauben war für die kleinsten Vergehen etwas Alltägliches. Beide Daumen wurden mittels einer Daumschraube aneinandergeschraubt, auch sogar über Nacht blieben sie manchmal eingespannt. Es kam vor, daß zwei Leuten je beide Daumen zusammengeschraubt und, nachdem sie sich gegenübergestellt worden waren, beide Daumschrauben durch einen Strick verbunden wurden, an dem ein schwerer Klotz oder Stein hing. Die Leute mußten dann die Hände wagerecht halten, daß der Stein den Boden nicht berührte. Hierbei wurden sie geschlagen, auch wurde ihnen oft noch ein Revolver vor den Kopf gehalten.

An Einzelfällen habe ich folgende in Erinnerung:

Der Gefangene L.... aus Kamerun wurde von dem Adjudanten Venère und einigen Negern gebunden, in einer Einzelzelle zu Boden geworfen und mit Fäusten, Fußtritten und Knüppeln so lange bearbeitet, bis er bewußtlos liegen blieb; später noch einmal dasselbe Manöver, dabei beständig den Revolver vors Gesicht, später Daumschrauben.

Unteroffizier L.... aus Togo: Gefesselt, Daumschrauben angelegt, dabei mit vorgehaltenem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Revolver gezwungen, vor dem Adjudanten Venère niederzuknien. Mit Faustschlägen und Peitschenhieben bearbeitet.

Beamter B.... aus Togo bekam von mir bei der Abreise von Gaya einen Ausweis, daß er wegen hochgradiger entzündlicher Schwellung des Auges sofort bei Ankunft in ärztliche Behandlung müsse. Als er diesen Ausweis dem Venère übergab, erhielt er einen Schlag mit dem Ochsenziemer über das verbundene Auge und 14 Tage Gefängnis. Als er Beschwerde einlegte, kam er bei besonders strenger und übelwollender Bewachung zu der Abteilung, die schwere Arbeiten zu verrichten hatte.

Mißhandlungen ähnlicher Art sind mir zu Dutzenden berichtet. Jeder neu ankommende Trupp Gefangener aus Kandi und Gaya wurde erst verprügelt, ins Gefängnis gesteckt und mit Nahrungsentziehung bestraft, dann wurden sie, wenn sie noch nicht mürbe waren, zu schwerer Arbeit gezwungen.

Der Krankenstand war nach den Aussagen der Leute immer außerordentlich hoch, besonders viel Malaria und Schwarzwasserfieber, da die Leute nur unregelmäßig, oft Wochen kein Chinin erhielten. Gestorben waren an Schwarzwasserfieber bis zu meiner Ankunft sieben.

Wer sich krank meldete und Fieber hatte, kam ins Krankenhaus und bekam dort erst 3 Tage régime spécial, d. h. nichts zu essen. Von den Fieberkranken ließ sich der französische Arzt die Temperaturen schicken, er selbst kam nur selten. Alle, die Fieber hatten, bekamen vom Arzt in der Liste ein Kreuz angezeichnet, diesen hatte der schwarze Heilgehilfe Chinineinspritzungen zu machen. Alle mußten sich gleichzeitig auf den Bauch legen und aus einer gemeinsamen Chininlösung und mit einer gemeinsamen Spritze bekamen alle eine Einspritzung ins Gesäß. Die Spritze wurde nie desinfiziert, auch wenn die Nadel einmal auf den Boden gefallen war. Natürlich bekamen alle schmerzhafte Infiltrate und Abszesse. Ich habe solche selbst noch gesehen. Ein weiteres Mittel war, bei rheumatischen Beschwerden, wie sie oft bei Malaria vorkommen, die schmerzenden Gegenden mit dem Glüheisen zu brennen. Ich habe selbst solche Brandwunden von großer Ausdehnung gesehen. Es ist natürlich, daß kein Mensch sich mehr krank meldete, sich alle selbst behandelten und dadurch noch mehr herunterkamen, namentlich die Schiffsbesatzungen der Woermannschiffe, die nichts von Malaria verstanden. Sie litten alle an hochgradiger Anämie, Kachexie, Schwarzwasserfieber.

Die Unterkunft und die Ernährung ist die gleiche gewesen wie bei meiner Ankunft in Abomey. Von Anfang an wurden die Leute zu schwerer Arbeit angehalten, und zwar gerade in der heißen Tageszeit, und dabei von Schwarzen geschlagen und bedroht. In gebückter Stellung mußten sie 2—3 m hohes dickes Elefantengras mit der Wurzel mit bloßen Händen ausreißen und durften sich nicht aufrichten. Viele brachen bei dieser für den Europäer ungewohnten Arbeit in der Hitze ohnmächtig zusammen. Andere mußten Straßen bauen, Häuser und Mauern einreißen und neue Hütten bauen. Einmal kam Venère abends betrunken in die Hütten und fing blindlings an, auf sämtliche Gefangenen mit dem Ochsenziemer loszuschlagen. Dabei war er immer von Negersoldaten begleitet und hatte in der Faust den Revolver. Einmal ließ er eine Anzahl Deutscher mit vorgehaltenem Revolver niederknieen und sagte zu den schwarzen Soldaten: »Diese Deutschen wollten Euch unterjochen, aber jetzt sind sie Eure Sklaven und müssen vor Euch knieen.«

Bei einer Inspektion durch einen höheren Offizier wurde den Leuten unter Androhung mit Gefängnisstrafe verboten, sich zu beschweren. Als trotzdem einige Togoleute eine Beschwerdeschrift überreichten, wurden sie am nächsten Tag mit 14 Tagen Gefängnis und Versetzung zur schweren Arbeitsabteilung bestraft. .....

Auch wurden die Leute aufgefordert, gute Berichte nach Hause zu schreiben. Da keiner dieses tat, wurden 8 Leute ausgesucht und ihnen bei Strafe befohlen, nach Hause zu schreiben, daß es ihnen gut gehe, und daß sie gut behandelt würden.

Ich betone, daß ich die Leute, die mir dieses alles zum Teil dienstlich berichteten, persönlich als durchaus glaubwürdige Leute kenne.

Im folgenden berichte ich nach meinen Tagebuchaufzeichnungen, was ich persönlich in Abomey erlebt habe.

Abomey liegt etwa 100 km von der Küste entfernt in der Ölpalmzone. Das Klima ist richtiges Tropenklima, heiß und schwül, für Europäer nicht geeignet. Auf keinen Fall kann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Europäer dort körperliche Arbeit geleistet werden. Dazu herrscht schwerste Malaria, Dysenterie und Typhus.

Ich kam mit 10 unserer Leute am Bahnhof an. Einem unserer Leute wurde vom französischen Leutnant Bernard die Kokarde von der Mütze gerissen. Da früher das Tragen der Kokarde nicht verboten gewesen war, war der Betreffende etwas verblüfft und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Daraufhin erhielt er einen Peitschenhieb vom Leutnant über Arm und Gesicht. Einige der ruhig danebenstehenden unbeteiligten Leute erhielten vom französischen Sergeanten unter wüstem Geschrei ebenfalls Schläge mit der Peitsche über Brust, Arm und Gesicht. Ich erhob Einspruch. Der Gefangene F...., ein großer ruhiger Mann, bat im ruhigen Ton um einen Dolmetscher, da die Leute nicht Französisch verständen. Er wurde gleich abseits geführt, eine Menge Schwarzer sah sich das Schauspiel unter Gelächter an. Ohne daß er sich gerührt hätte, bekam er von dem französischen weißen Unteroffizier einen Faustschlag ins Gesicht, daß das Blut floß. Er wehrte ruhig die folgenden Schläge ab, ohne wiederzuschlagen. Da nahm der Unteroffizier eine Reitpeitsche und suchte ihn damit zu bearbeiten, schließlich riß er dem schwarzen Soldaten das Gewehr aus der Hand und wollte den F.... damit bearbeiten. Allein dieser hielt ruhig das Gewehr fest. Dann wurde er einstweilen abgeführt. Ich erhob wieder Einspruch. Was mit den andern geschah, entzog sich meinen Blicken. Ich hörte jedoch abends ihre Erzählungen und sah ihre Verletzungen. Sie mußten ihr Gepäck und das ihrer schwarzen und weißen Begleiter auf eine Feldbahn laden und es auf der 9 km langen Feldbahn in glühender Mittagssonne um 2 Uhr nach dem Gefangenenlager schieben. Obwohl sie dies taten, so gut sie konnten und sich nicht wehrten, bekamen sie unter fortwährendem Geschimpfe und Peitschenhieben des weißen Unteroffiziers Gianzelli von den schwarzen Soldaten Kolbenstöße ins Kreuz und auf die Beine. Der Gefangene G. .., ein älterer ruhiger Mann, wurde ebenfalls mit Fußtritten und, als er sich zu Gianzelli umwandte, mit Peitschenhieben über den Körper mißhandelt. Er hielt den Arm des Gianzelli fest, darauf nahm dieser sein Gewehr und wollte mit dem Kolben schlagen. Als G.... auch dies festhielt, rief Gianzelli dem Schwarzen zu, scharf zu laden und zu schießen. Dieser riß das Seitengewehr heraus und hieb dem G.... über den Kopf, so daß eine klaffende Wunde entstand. Ein anderer französischer Sergeant Vergnaud beruhigte dann seinen Landsmann. Die Deutschen kamen schweiß- und blutbedeckt und halb ohnmächtig gegen Abend im Lager an, hier wurden sie sofort auf 14 Tage ins Gefängnis geworfen. Ich sah einzelne Leute abends und konstatierte, daß sie über und über am ganzen Körper mit blauen Flecken und Striemen bedeckt waren. Es war kaum ein Flecken normale Haut zu sehen. Am nächsten Tag wurde ihnen eröffnet, wenn sie sich noch weiter so aufführen würden, würde keiner die Heimat wiedersehen. Den Franzosen sei es ein Leichtes, »zu machen, daß sie verreckten« (so wurde vom Dolmetscher übersetzt); sie hätten mancherlei Mittel dazu: schwere Arbeit, Hunger, Gefängnis, Prügel, Daumschrauben.

Als ich selbst an das Ende der Feldbahn kam, von wo noch etwa 800 m bis zum Lager zurückzulegen sind, kam ein Trupp Deutscher unter Bedeckung schwarzer Soldaten, um mein Gepäck zu holen. Teilweise mußte ich es selbst tragen. Als ich anfangs zögerte, da ich als Offizier nichts zu tragen brauche, schrie mich der Schwarze an: »Was, Du cochon, Du willst nicht tun, was ich sage.« Ich erwiderte ruhig, ich bin Offizier, médecin major. »Was willst Du sein, Du deutsche Sau«, schrie er und ging mit dem Kolben auf mich los. Die umstehenden Deutschen riefen mir zu, ich sollte den Soldaten nicht noch reizen, und da ich mich mit dem Schwarzen nicht herumprügeln wollte, nahm ich meinen Koffer und trug ihn selbst ins Lager. Im Lager ging ich sofort zu Leutnant Bernard und beschwerte mich. »Was wollen Sie«, entgegnete er, »wenn die Deutschen ihre Gefangenen nicht so schlecht behandelten, würden wir Sie auch besser behandeln«. ..... »Außerdem verständen die Schwarzen kein Französisch. Und das wolle er mir gleich von vornherein sagen, Beschwerden seien unzulässig und ganz umsonst. Gerade so könne ich gegen die Wand sprechen, so wenig Erfolg hätten sie. Außerdem würde ich bestraft, wenn ich mich nochmals beschwere«. Er benahm sich jedoch in der Folgezeit mir gegenüber korrekt. Auch hatte ich den Eindruck, daß, seit deutsche Ärzte im Lager waren, Mißhandlungen nachließen. Ich habe jedoch noch mit eigenen Augen gesehen, wie Gefangene mit dem Ochsenziemer geschlagen wurden und Daumschrauben angelegt wurden.

1. Juni. Ein Mann über Nacht mit Daumschrauben bestraft, weil er eine den Franzosen gehörende Lampe zerbrochen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Juni. Ein Mann ins Gefängnis mit Daumschrauben, weil er sich über den Dolmetscher mißfällig geäußert hatte. .....

6. Juni. 16 Leute im Gefängnis, einer mit Daumschrauben, weil er beim Essenholen nicht schnell genug gegangen.

20. Juni. 4 Leute mit Daumschrauben ins Gefängnis, sie waren ..... wegen Ungehorsams gemeldet. Sie bekamen Prügel und schwere Arbeit.

27. Juni. Ein Heilgehilfe mit Daumschrauben ins Gefängnis, weil er mir hinterbracht hatte, daß der Dolmetscher über mich geschimpft hatte.

Das Gefängnis, ein Lehmhaus von etwa 5 × 5 m, war ständig belegt mit 10—20 Mann, die wegen der lächerlichsten Vergehen 8—14 Tage eingesperrt wurden und oft tagelang nichts zu essen bekamen.

Am 29. Juni sperrte Venère aus purer Laune 50 Kranke 3 Stunden lang in den engen Gefängnisraum.

Der Gefangene S...., ein älterer Herr, wurde von Soldaten gezwungen, für ihren Hausbau, mit dem sie es sehr eilig hatten, von 6—10 Uhr vormittags, fast ununterbrochen in Kniebeuge sitzend, Ziegel zu streichen. Er bekam hierdurch eine Lähmung des Beines (Peroneuslähmung).

Obermatrose Linde aus Kamerun mit schwerer Basedowscher Erkrankung, kolossal abgemagert, bat den französischen Arzt, ins französische Krankenhaus aufgenommen zu werden, weil er hoffte, dort besser verpflegt zu werden. Er wurde nach 2 Tagen zurückgeschickt. Der französische Arzt sagte mir persönlich, dem Linde fehle nichts. Er dürfe vor allem nicht oder nur wenig zu essen bekommen, dann würden die nervösen Beschwerden vergehen. Er habe ihm schon 2 Tage régime spézial verordnet, d. h. »Hungerkur«.

Der Gefangene R.... aus Kamerun, sehr durch Fieber heruntergekommen, bat den französischen Inspektionsoffizier, ihn in europäisches Klima bringen zu lassen. Der Offizier versprach, sich dafür zu verwenden. Nach einigen Tagen erklärte der französische Arzt zu R.... im Krankenhaus: »solange er darüber zu bestimmen habe, käme kein Deutscher aus Dahomey heraus.«

Lagerkommandant war vom April 1915 ab Leutnant Bernard. Er versuchte, wie er sagte, die Leute streng, aber korrekt zu behandeln. Er wohnte jedoch nicht im Lager und hatte keine Gewalt über seinen Adjudanten. Venère, der der Tyrann des Lagers war und zu allen »du« sagte, bestrafte die Leute bei den geringsten Gelegenheiten mit Gefängnis, Daumschrauben und schwerer Arbeit und verprügelte sie eigenhändig. .....

Zur Unterkunft der Leute dienten Lehmhäuser, mit Gras bedeckt, als Betten Pritschen. Sie waren zu eng belegt und verlaust.

Ich selbst hauste in einer offenen, dumpfen, feuchten Lehmhütte. Ein aus Baumstämmen und Palmrippen roh gezimmertes Bettgestell mit Strohsack, ein roh gezimmerter Stuhl und Tisch waren die ganze Einrichtung. Ich durfte außer im Krankenhaus mit den Leuten nicht verkehren und nicht in die Hütten gehen.

Verpflegung bestand mittags und abends je aus Fleisch mit Jams oder Bohnen, dazu 250 g Brot, später morgens Kaffee oder Tee. Trinkwasser aus Brunnen mußte von auswärts geholt werden. Waschwasser wurde sehr spärlich geliefert. Alle 2 Tage war Eingeborenenmarkt. Bananen, Apfelsinen, Zucker, Tabak, Konserven, alles sehr teuer. Bananen wurden später verboten. Die meisten Kameruner hatten kein Geld, da sie, wie sie gingen und standen, aufs Schiff geschleppt worden waren. Die Kleidung war sehr mangelhaft. Deutsches Geld wurde zum Kurs von 70 Franken für 100 ℳ gewechselt.

Die Leute mußten ohne Rücksicht auf Stand und Beruf arbeiten. Es waren viele Gebildete aus akademischen Berufen unter ihnen, auch viele altgediente Unteroffiziere, Sergeanten und Feldwebel. Die Arbeit bestand aus Wegebau, Hausbau, Brunnenbau, Aufräumungsarbeiten, Ziegelstreichen, Lastentragen unter Bewachung von schwarzen Soldaten, die zu schlechter Behandlung durch die Franzosen angelernt waren.

Das Schlimmste in Abomey war der gesundheitliche Zustand der Gefangenen. Obwohl ich als Tropenarzt an schwere Krankheitsfälle gewöhnt bin, erschrak ich beim Anschauen der Jammergestalten, die zu sehen waren, als ich zum ersten Male das Lager Abomey betrat. Schlecht genährt, mit bleichen, hohlen Gesichtern wie Gespenster, niedergedrückt und scheu wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geprügelte Hunde gingen die Leute ihrer Arbeit nach. Fieber und Krankheiten wüteten in ihren Reihen. Fast alle litten mehrmals im Monat an Fieber. Die meisten waren anämisch, kachektisch, hatten Ödeme, und viele bekamen Schwarzwasserfieber.

Das Schauerlichste war das sogenannte nouveau camp, ein zweites Lager, wohin ein Teil der Leute, etwa 40, gebracht waren, die als chronisch Kranke nicht mehr arbeiten brauchten, alles jammervoll heruntergekommene Gestalten. Einen solch trostlosen Anblick habe ich als Arzt selten gesehen.

Der Grund war, daß die Leute oft wochenlang kein Chinin bekamen, sich wegen der oben geschilderten schlechten Behandlung des französischen Arztes lieber nicht mehr ins Krankenhaus begaben und, selbst mit der Malariabehandlung nicht vertraut, Fieber auf Fieber bekamen. Dazu schwere körperliche Arbeit und psychische Depression infolge der miserablen Behandlung, die sie erdulden mußten.

Das sogenannte Krankenhaus war eine Lehmhütte mit Strohdach, darin standen 30 Pritschen, aus den dicken Rippen der Raphiapalme angefertigt. Diese waren ständig belegt, die Anzahl war viel zu gering. Es konnten nur Schwerkranke aufgenommen werden. Wenn einer entfiebert war und weniger pflegebedürftig, so mußte er entlassen werden, um anderen Platz zu machen. Diese Leute, die dann revierkrank geschrieben wurden (repos) und in ihren Hütten lagen, wurden trotz aller Proteste oft zur Arbeit herangeholt; namentlich wenn neuer Proviant kam, wurden alle »repos-Kranke« herangezogen. Es handelte sich um Lasten von 30—40 Kilo, die vom Bahnendpunkt in Abomey 1 km weit nach dem Lager getragen werden mußten, es ist oft vorgekommen, daß Leute unter diesen Lasten zusammenbrachen.

Die Ernährung der Kranken war im Anfang sehr mangelhaft. Nach einigen Tagen régime spécial, d. h. Hungern, bekamen sie die allgemeine Kost mit Ausnahme von Brot. Für Schwerkranke standen etwa 3 Liter Rotwein zur Verfügung.

Aus der Apotheke war sehr wenig zu haben, trotzdem ich meine Wünsche immer schon auf das Allernotwendigste beschränkte. Doch gelang es mir, wenigstens Chinin in den nötigen Mengen zu erhalten. Auch von Gerätschaften zur Krankenpflege wurde uns nur das Allernötigste gegeben.

Die Arbeitszeit, die früher von 6 bis 10 und 2 bis 5 Uhr war, wurde auf 6 bis $^1/_2$10 und 3 bis 5 Uhr verkürzt. Für die Kranken erlangte ich nach viel Schwierigkeiten Rotwein, etwa 8 bis 10 Liter pro Tag, ebenso Milch, etwa 10 bis 12 Liter für alle und als frische Milch knapp wurde, etwa 308 Dosen Konservenmilch, etwas Zucker und Brot. Für die Schwerkranken auch Früchte, d. h. 30 Apfelsinen und etwas Bananen sowie für jeden ein Ei und zur Abwechselung in der Krankenhauskost auch Reis, Makkaroni und Nudeln. Das war natürlich nicht viel für 30 Kranke, aber für uns schon ein Fortschritt. Auch wurde das sogenannte Krankenhaus um 15 Pritschen vergrößert. All dies mußte schrittweise den Franzosen abgerungen werden. Leutnant Bernard war nach dem ersten Zusammenstoß am Tage meiner Ankunft gegen mich korrekt höflich und wurde später zugänglicher, doch mußte er mit seinem Adjudanten und dem französischen Arzt rechnen; die uns am liebsten hätten verkommen lassen. .....

Ich war manchmal über die Zustände geradezu trostlos und hoffnungslos, und es war gar nicht auszudenken, wie es enden würde, wenn die Gefangenschaft in diesem Klima noch länger sich hinzog.

Im ganzen wurden 4 912 Leute in 42 Tagen behandelt, d. h. 117 pro Tag. Davon waren 25 bis 30 täglich im Hospital schwer krank, 20 bis 30 täglich »repos« in ihren Hütten als noch krank und arbeitsunfähig, im neuen Lager chronisch krank und arbeitsunfähig; also 85 bis 100 ständig völlig arbeitsunfähig, 50 bis 60 in poliklinischer Behandlung beschränkt arbeitsunfähig. Zum größten Teil handelte es sich um akute Malaria, teilweise perniziös mit Gehirnerscheinungen, chronische Malaria (Anaemie, Kachexie, Hydropsie). Von Schwarzwasserfieber als schwerste Komplikation habe ich in den sieben Wochen 20 Fälle gesehen. ..... Davon sind 2 tödlich verlaufen, vor meiner Zeit sind daran 7 gestorben. Weiter waren Dysenterie, Typhus, Schwächezustände, Herzleiden zu behandeln. Am 28. Juni 1915 wurde uns mitgeteilt, daß wir alle diese »Hölle« verlassen würden, allerdings wurde gesagt, die Leute sollten in Marokko am Bahnbau arbeiten und würden es so schlecht haben, daß sie sich noch nach Abomey zurücksehnen würden. Am 4. Juli früh 3 Uhr Abreise nach Cotonou. 70 Leute waren so krank, daß sie die 9 km nach der Bahn nicht marschieren konnten, auch für die übrigen war es eine große Anstrengung, so heruntergekommen waren sie. Kurz, es war ein jammervoller Auszug!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir kamen mittags in Cotonou an, die Schwerkranken kamen ins Krankenhaus, die übrigen in den Zollschuppen. Am 5. Juli sah ich sie wieder auf dem Transportdampfer »Asie«.

Während der Fahrt, die bis 18. Juli dauerte, waren Offiziere und ihre Frauen in guten Kabinen untergebracht; sie durften jedoch kein einziges Mal an Deck frische Luft schöpfen. In den Kabinen herrschte fürchterliche Hitze. Für das halbjährige Kind der Baronin Codelli konnte nur unter den größten Schwierigkeiten und nur in ungenügender Menge Milch beschafft werden.

Die Mannschaften lagen im Schiffslagerraum eng wie die Heringe nebeneinander, teils in Zwischendeckbetten, teils am Boden. Sie kamen niemals an die frische Luft, trotz der furchtbaren Hitze und des Gestanks, die in ihrem Raum herrschten.

Für die Kranken konnte nur sehr schlecht gesorgt werden. Medikamente hatten wir etwas von Abomey mit, aus der Schiffsapotheke war nichts zu erhalten. Zwei schwere Typhuskranke wurden im Schiffshospital aufgenommen und in Dakar an Land gebracht. An Bord kamen mehrere neue Schwarzwasserfieber vor. Am 17. Juli wurden die Leute in Casablanca an Land gesetzt und kamen ins Gefangenenlager Mediouna (Marokko).

In der Zeit vom 27. August 1914 bis 17. Juli 1915 habe ich an 235 Tagen 10 379 Leute behandelt, d. h. 41 pro Tag. Dabei war dieses nur ein Teil der in Dahomey internierten Deutschen.

An Schwarzwasserfieber erkrankten

in Gaya	8,	gestorben	—,
» Kandi	9,	»	3,
auf dem Marsch nach Gaya	1,	»	—,
in Cotonou	5 (?),	»	2,
» Savé	1,	»	—,
» Abomey bis 21. Mai	20 (?),	»	7,
» Abomey 21. Mai bis 4. August	20,	»	2,
auf dem Dampfer »Asie«	2,	»	—,
in Casablanca	30 (?),	»	7,
» Medea	1,	»	1.
Zusammen	97,	gestorben	22.

In Friedenszeiten kommt in Westafrika infolge der bei uns streng durchgeführten Chininprophylaxe Schwarzwasser wenig mehr vor.

Ich selbst habe in Togo, wo genau dasselbe Klima herrscht wie in Dahomey, in 6 Jahren nur etwa 7—8 Fälle erlebt, während in Dahomey in knapp einem Jahr etwa 100 Fälle vorgekommen sind, von denen ich selbst 34 gesehen habe. Diese Ziffern zeigen, welche Grausamkeit es bedeutet, Europäer in tropischem Klima zu internieren. Während die Mannschaften in Médiouna interniert wurden, kamen wir Offiziere, 2 Offiziersfrauen, 1 Kind und 1 Kammermädchen nach Algier. Da mir in Cotonou das Handgepäck gestohlen war, war es mir 4 Wochen lang nicht möglich, ein einziges Mal die Wäsche zu wechseln, was in der Tropenhitze und in der Sommerhitze in Algier sehr unangenehm war. ..... Wir waren in Medea vom 11. August 1915 bis 30. Mai 1916.

Zuerst war die Behandlung gut. Wir durften zweimal wöchentlich spazierengehen. Nach 14 Tagen wurde die Spaziergangerlaubnis aufgehoben, das Lager wurde Repressalienlager (auf den Briefumschlägen stand mehrmals otage!). Die Repressalien bestanden in schlechter Unterkunft, schlechter Verpflegung, Sperre des Brief-, Paket- und Postanweisungsverkehrs bis März 1916. Ein Jahr lang habe ich keine Post erhalten und absenden dürfen. Ferner herrschte schlechte Krankenfürsorge. Jegliche Erleichterung war verboten.

Unsere Vorgesetzten waren Kapitän Schmidt, persönlich unliebenswürdig und unvornehm, und zwei Unteroffiziere, denen die Möglichkeit gegeben war, uns zu bestrafen.

Unterkunft: 14 Togoleute in einem Raum, sehr eng.

Die Offiziere aus Kamerun wurden erst in einer Futterkammer untergebracht, später, da es hier durchregnete, in einem großen Pferdestall, in dem auch das Pferd des Kapitäns stand und die Araberwache untergebracht war, und der uns gleichzeitig als Eßsaal diente.

Weder in unserem Raum noch im Stall waren Stühle, Schränke oder gar eine Wascheinrichtung, zwei alte Tische und Bänke bildeten das ganze Mobiliar. Waschen mußten wir uns im Hof, auch bei Regenwetter und im Schneegestöber. Solange es warm war, war es auszu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten. Als es Winter wurde (Dezember bis März war oft hoher Schnee, Medea ist 950 m hoch gelegen), mußten wir in unseren Tropenanzügen (Khaki oder Weißleinen) furchtbar frieren. An den kalten Tagen brachten wir daher den ganzen Tag im Bett zu. Öfen wurden nicht geliefert. Dagegen bekamen wir Erlaubnis, einen Ofen zu kaufen. Wir hatten jedoch kein Geld dazu.

Als Sold erhielten wir 75 frcs monatlich, davon für Essen ab 60 frcs für Mittag und Abend. Da die Frauen kein Geld hatten, mußten wir sie und das Kind mit durchfuttern. Allerdings wurde den Frauen und dem halbjährigen Kinde Mannschaftskost geliefert, doch konnten wir ihnen nicht zumuten, das nach Araberart gekochte Essen zu genießen. Auch unser Essen war schlecht und wenig. ..... Als wir kein Geld mehr hatten, mußten die meisten hungern. Da wir die Waschfrau nicht mehr bezahlen konnten, wuschen wir selbst, auch im Winter im Schneetreiben.

Bereits Ende Dezember 1915 waren warme Wintersachen für uns vom Roten Kreuz angekommen. Sie wurden uns erst bei Beginn der heißen Zeit, etwa April 1916, ausgeliefert, nach 14 Tagen aber wieder eingezogen, da es Zivilkleider waren.

Die Krankenfürsorge war sehr schlecht. Die meisten von uns bekamen Malariarückfälle. Wenn man den französischen Arzt forderte, kam dieser nach 3 Tagen oder überhaupt nicht. Die Kranken mußten mit hohem Fieber im Winter im kalten Stall liegen. Als ich für Oberstabsarzt Zupitza, der an fieberhafter Blinddarmentzündung erkrankte, wegen der vorzunehmenden Operation den Arzt forderte, kam dieser selbst auf mehrfaches Ersuchen gar nicht. Nur dreimal gelang es mir, für schwerkranke Herren die Aufnahme ins Hospital zu erwirken. Medikamente mußten wir selbst bezahlen, obwohl wir nur wenig Geld hatten; für uns ankommende Geldanweisungen wurden uns bis März 1916 nicht ausgehändigt.

Es war uns absolut verboten, Musik zu machen oder zu singen.

Zur Bewegung stand uns ein kleiner Hof von 40×50 m zur Verfügung. Bücher konnten nicht gekauft werden. Dagegen hatten wir seit Mitte August Erlaubnis, eine Zeitung zu halten.

Ende Januar 1916 kam eine neutrale Kommission von 2 Schweizern; doch es war ihnen verboten, mit uns zu sprechen; sie wurden auf 20 m Entfernung an uns vorbeigeführt.

Später kam eine neutrale Ärztekommission, doch durfte sie unser Lager nicht betreten.

Erst am 24. März 1916 kam die Erlaubnis, daß wir regelmäßig Briefe schreiben und auch Briefe, Pakete und Geldanweisungen empfangen durften.

Vom 1. April bis 30. Mai bekamen wir einen neuen Lagerkommandanten, der sich korrekt und höflich uns gegenüber verhielt. .....

Würzburg, den 17. Oktober 1916.

gez. **Dr. med. Rudolf Simon,**
Oberarzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 5.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 186/17.

Am 18. September traf plötzlich der Befehl ein, daß die auf der »Obuasi« befindlichen Deutschen den Franzosen in Cotonou zu übergeben seien. Die Engländer stellten den deutschen Frauen frei, nach England zu fahren. Die Engländer rieten zur Abfahrt der Frauen, da sie glaubten, für die Behandlung der Frauen in französischer Gefangenschaft sehr wenig günstige Aussichten machen zu können. Mir sprach der englische Kapitän Redfurn sein Bedauern aus, daß wir den Franzosen übergeben werden müßten, da zu erwarten sei, daß wir sehr schlecht behandelt werden würden.

Die Übergabe an die Franzosen erfolgte am 19. September morgens unter starker Bewachung durch farbige Soldaten. In Cotonou wurden wir durch eine johlende Menge von Franzosen empfangen. Die Frauen von Offizieren und Gouvernementsbeamten steckten ihre Zungen aus und riefen uns Beschimpfungen zu. Dies geschah alles angesichts einer nach Hunderten zählenden Menge von Eingeborenen. Wir wurden in 2 Faktoreischuppen untergebracht. Die Schuppen hatten keine Fenster, sie waren mit nichts anderem ausgestattet, als mit einigen leeren Petroleumbehältern, die als Abort dienen sollten. Am Abend des Tages erhielten wir 2 Kalebassen mit etwas Fleisch und Linsen; wir hatten aber weder Teller, Löffel, Messer noch Gabeln. Wer essen wollte, mußte mit den Händen in die Kalebassen greifen, was besonders unangenehm war, da kein Wasser zum Waschen vorhanden war. In dem dicht belegten Schuppen herrschte eine furchtbare Hitze. Schließlich erhielten wir auch Trinkwasser. Das Wasser war unfiltriert und unabgekocht. Dieses Verfahren gewinnt erst die richtige Bedeutung, wenn man bedenkt, daß Cotonou von allen Plätzen der afrikanischen Westküste am meisten von der Tropendysenterie beherrscht wird. Die Nacht verbrachte man auf dem Boden mit Ausnahme einiger, die ihre Feldbetten gerettet hatten. An Schlaf war infolge der vielen Stechmücken nicht zu denken, auch war der Geruch der völlig gefüllten, zwischen uns stehenden Aborte ohne Deckel überaus unangenehm. In dem einen Schuppen liefen die Behälter sogar über. Ein französischer Offizier, den man auf diese Zustände aufmerksam machte, sagte: »Sie werden nicht mit Milde, sondern mit Strenge behandelt werden.«

Nach 2 Tagen wurden wir, am 21. September, mittels Bahntransports nach der Eisenbahn-Endstation Savé gebracht. Dort verblieb ich in einem fensterlosen Schuppen ohne Bett, Moskitonetz, Stuhl oder dergleichen Einrichtung bis zum 1. Oktober. Am 28. September brach bei mir Dysenterie in schwerer Form aus. Arzneimittel waren nicht vorhanden. Es war besonders lästig, daß die Posten einen bei Tage nur mit Mühe, nachts überhaupt nicht aus dem Schuppen ließen. Zu schildern ist der dadurch hervorgerufene Zustand nicht. Gleichzeitig erkrankten noch mehrere von uns an Dysenterie und Malaria. Trotzdem wurde der Fußmarsch nach dem von Savé über 500 km entfernten Niger angetreten. Nur einige wenige von den Kranken, zu denen Oberstabsarzt Zupitza, Rittmeister v. Röbern und ich gehörten, wurden auf einem Lastauto befördert, und zwar zunächst nach Parakou. Auf dem Fußmarsche blieben mehrere liegen, die dann von dem Kraftwagen mitgenommen wurden, so der schwer an Dysenterie erkrankte Unteroffizier Sch. ... und der an Schwarzwasserfieber erkrankte Reservist Reimers. Letzterer war wiederholt besinnungslos, ferner der an Blinddarmentzündung erkrankte Obermatrose B. ... und der Unteroffizier Vierzigmann, der an schwerer Malaria litt. Auf unsere Vorstellung, ob die schwerkranken Leute nicht in ein Krankenhaus an der Küste geschafft werden könnten, telegraphierte der französische Hauptmann an den Gouverneur, erhielt aber abschlägigen Bescheid. Alle schwererkrankten Leute wurden bis Kandi bzw. Gaya am Niger mitgeschleppt, ohne irgend welche ärztliche Behandlung zu haben, da von den Franzosen keine Medikamente geliefert wurden. Unsere Leute hatten zum Teil für den Marsch keine oder keine genügende Fußbekleidung; auch waren sie in keiner Weise für einen Marsch von über 500 km im tropischen Afrika vorbereitet. Außerdem war eine große Anzahl von Leuten dabei, die niemals Soldat gewesen und mit Leistenbrüchen und anderen Leiden behaftet, schon an sich zu Marschleistungen unfähig waren. Den Leutnant d. Res. K. ... sah ich ohne Schuhwerk marschieren. Hauptmann von Hirschfeld wurde mit Kolbenstößen durch Tirail-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leurs sénégalais vorwärts getrieben. Der Heizer G. ... wurde durch einen französischen Unteroffizier in die Dörfer geschleppt und den Eingeborenen als deutscher Soldat gezeigt. Bei diesen Schaustellungen wurde er wiederholt geschlagen.

Von den Franzosen wurden auch nicht die allergeringsten sanitären Maßnahmen getroffen. Die völlig erschöpften Leute erhielten nur unfiltriertes unabgekochtes Wasser. Das Essen bestand aus einer blutigen Brühe mit meist halbrohem frischgeschlachtetem Fleisch. Mehrfach war das Fleisch auch verdorben. Teilweise waren die Leute gezwungen, Pfützenwasser zu trinken. Zum Beispiel erhielt einmal nach einem Marsch von 36 km niemand einen Tropfen Wasser. Man ließ die mit Wasser gefüllten Kalebassen vor den Hütten stehen, aus denen niemand heraus durfte. Da der Marsch in der Regenzeit ausgeführt wurde, konnten sich die Leute vor dem durch die schadhaften Dächer der Negerhütten strömenden Regen wieder an anderen Tagen nicht schützen und mußten, um nicht im Wasser zu liegen, nachts versuchen, in den Hütten mit den Händen Ableitungsrinnen zu graben.

In Parakou (5. Marschtag) meldete der französische Kapitän Castain telegraphisch an sein Gouvernement, daß er für den Weitertransport die Verantwortung nicht übernehmen könnte. Er bat nochmals, daß wenigstens die Schwerkranken zur Küste geschafft würden, erhielt aber abschlägige Antwort. Kapitän Castain äußerte zu mir und anderen, daß ein derartiges Kommando eines französischen Offiziers unwürdig sei, gleich darauf wurde er durch den Kapitän Bosch abgelöst. Dieser erklärte öffentlich, daß »wir Deutschen infolge unserer Greueltaten in Belgien von den neutralen Mächten als außerhalb des Völkerrechts stehend erklärt worden wären. Alles, was wir überhaupt zum Lebensunterhalt erhielten, sei lediglich eine Gnade der Französischen Republik. Deutsche Offiziere gäbe es im übrigen für ihn nicht«.

Am 18. Oktober kam ich in Kandi an. Am 25. Oktober wurde ich mittels Lastautos nach Gaya am Niger geführt. Im ganzen wurden dort 80 Leute von uns untergebracht, außerdem alle Offiziere, ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand. Die übrigen 65 Leute blieben in Kandi. Hier starben sehr bald der auf dem Marsch erkrankte Unteroffizier Vierzigmann an Schwarzwasserfieber, desgleichen an Schwarzwasserfieber Kaufmann Eberwein und Leiter der Kabelstation Lome Jahnke an Starrkrampf, Vizefeldwebel Lendt unmittelbar nach seinem Transport nach Cotonou.

Wie uns die französischen Offiziere und der als Dolmetscher tätige Pater Neu noch ausdrücklich versicherten, galt Gaya als der ungesundeste Ort in Dahomey und im ganzen Territoire militaire au Sénégal et Niger. Das Lager war in einer sandigen Mulde etwa 400 m vom Niger angelegt. In den Hütten wohnten je 4 Leute zusammen. Außer einem Napf und Wasserkrug hatten die Hütten keinerlei Ausstattung. Das Lager war durch eine Dornhecke eng umgeben; auf allen 4 Seiten standen eingeborene Soldaten als Posten. Die Aborte lagen innerhalb der eng umschließenden Dornhecke. Dicht neben den Aborten (niedrig ausgehobene Gräben) lag der Platz für die Küche. Diese bestand aus einem auf 3 Steinen stehenden Kessel. Es wurde lediglich Fleisch, Salz und Wasser geliefert, ganz ausnahmsweise Jams oder Kürbis; letzterer hatte überhaupt keinen Nährwert. Die Ernährung war an sich völlig unzureichend, für die vielen Dysenteriekranken aber im höchsten Maße gesundheitsschädlich. Fast alle, die den Marsch von Savé bis Gaya zu Fuß zurückgelegt hatten, waren an Dysenterie erkrankt. Von den 80 litten einige 60 an Dysenterie, einer an Typhus, alle an Malaria. Irgendwelche Medikamente oder ärztliche Instrumente waren nicht vorhanden. Moskitonetze, Betten, Tische, Stühle, Eßgerätschaften fehlten ebenfalls. Von den Eingeborenen etwas zu kaufen war verboten. Das nötige Brennholz mußte unter Aufsicht eines französischen Unteroffiziers und farbiger Mannschaften von uns, die wir meistens krank waren, selbst von den Offizieren, gesammelt werden. Sehr unangenehm fühlbar machte sich das Fehlen von Brot, dann der völlige Mangel an Gemüse, Kaffee, Tee, Zucker oder dergleichen.

Nach 2 Monaten, Mitte oder Ende Dezember 1914, erhielten wir zum ersten Male Mehl, allerdings so schlecht, daß wir uns nach Erbauung eines Ofens nur ein brotähnliches Gebäck bereiten konnten. Wir bekamen jetzt auch etwas Tee oder Kaffee und etwas Zucker. Später wurden uns diese »douceurs« wieder gesperrt. Im Januar 1915 kamen Moskitonetze und pulverisiertes Chinin. Dieses stellte sich aber als wirkungslos heraus.

Der Gesundheitszustand verschlimmerte sich immer mehr, da durch die Milliarden von Fliegen und Mücken der Ansteckungsstoff von den innerhalb der Hecke unmittelbar an unseren Hütten gelegenen Aborten herumgetragen wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Endlich konnte der typhuskranke Reservist Sch. ... in einer besonderen Hütte untergebracht werden. Die Aborte wurden außerhalb der Dornhecke verlegt, bei der Verlegung aber anscheinend absichtlich der Kot im ganzen Lager verstreut.

Die Temperatur stieg bei Tage auf 47 Grad Celsius. Da das Lager in einer Mulde lag, wurde es von keinem Luftzug erreicht. Nachts wurde es zeitweise empfindlich kalt. Man hatte aber nichts, um sich gegen die Kälte schützen zu können. An den französischen Generalgouverneur war im Dezember 1914 von uns eine Beschwerde eingereicht worden, in welcher Stabsarzt Simon ärztlich begründet hatte, daß diese Behandlung nicht nur zur schwersten Schädigung unserer Gesundheit, sondern in nicht zu ferner Frist zum Ende führen müsse. Auch war darin die Äußerung des Kapitäns Bosch, daß wir als außerhalb des Völkerrechts stehend zu betrachten seien, erwähnt, auch verschiedene andere Einzelheiten waren darin angegeben worden. Im Februar 1915 erschien ein französischer Arzt, der die sanitären Zustände als unglaublich bezeichnete, sich aber dahin aussprach, er glaube nicht, daß es ihm möglich sei, das französische Gouvernement von den einmal getroffenen Maßnahmen abzubringen.

Am 19. März 1915 wurde ich zusammen mit Unterarzt Dr. Berger und mit 4 Leuten nach Cotonou gebracht, da sich mein Zustand infolge der seit September 1914 unbehandelten Tropendysenterie, der häufigen Malariaanfälle und der Unterernährung verschlimmert hatte. Unterwegs konnten wir keine Nahrung durch die Franzosen erhalten. Sogar das Wasser wurde uns an zwei Stellen verweigert. Auf dem Bahnhof Abomey wurden 15 Leute von uns ausgeladen, die gleichzeitig mit uns von Gaya heruntergeschafft worden waren, um in dem Lager Abomey untergebracht zu werden. Diese Leute mußten das Gepäck eines französischen Majors und eines französischen Arztes sowie andere Lasten auf eine Feldbahn laden und wegführen. Die aufsichtführenden farbigen Franzosen hatten Peitschen in den Händen, desgleichen ein weißer französischer Adjudant. Unterarzt Dr. Berger und ich sahen, wie der Gouvernementsbeamte D. ... von einem farbigen Unteroffizier in das Rückgrat geschlagen wurde. Desgleichen erhielt Sergeant B. ..., dem ich aus dem Wagenfenster die Hand geben wollte, einen Schlag und Stoß, um ihn vorwärts zu treiben. Es waren durchweg ältere Leute — Gouvernementsbeamte oder Kaufleute —, die, größtenteils schwer krank, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte die Lasten tragen und die Feldbahn unter dem Zuruf und Peitschenschwingen der Soldaten vorwärts bewegen mußten. Hunderte von Eingeborenen sahen in tiefem Schweigen zu. Oben auf der Rampe überblickte der französische Major mit dem französischen Arzt das Bild.

gez. M...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 6.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 73/17.

Von Savé begann der Fußmarsch von etwa 150 Gefangenen nach Gaya am Niger. Den ersten Tag marschierte eine Abteilung von 30—40 Gefangenen um 5 Uhr morgens los. In der kolossalen Tropenhitze machten gegen 10 Uhr eine größere Anzahl schlapp. Selbst Kranke waren gezwungen, zu marschieren. Es war nur ein Personenauto vorhanden, das der französische Arzt und Offizier benutzten, außerdem gab es 2 Gepäckautos, die aber so voll geladen waren, daß höchstens 1 oder 2 Gefangene darauf gelegt wurden. Wurde ein kranker Gefangener unterwegs ins Personenauto aufgenommen, mußte er auf dem Gepäck des französischen Arztes Platz nehmen, während die schwarzen Soldaten auf dem gepolsterten Vordersitz saßen. Übernachtet wurde in Strohhütten. Es gab keine Moskitonetze, nur eine Strohmatte für zwei Personen und eine Decke pro Mann. Zog man sich die Decke über den Kopf, war es zu heiß, und ohne Decke plagten einen die Moskitos, so daß man nicht schlafen konnte. Das Trinkwasser war sehr schlecht, nicht einmal filtriert, meist mit Froschlaich und Moskitolarven. Es gab kaum Wasser zum Waschen, was bei den Marschanstrengungen besonders hart empfunden wurde. Es herrschte Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie. Am 25. Oktober 1914 traf ich in Gaya ein. Wir wurden in Strohhütten untergebracht, und zwar 2 Mann in einer Hütte. In der Hütte selbst befand sich außer einem Kruge für Wasser absolut nichts. Weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl war uns geliefert. Erst später haben wir für unser eigenes Geld Baumstämme gekauft und daraus Betten, Bänke und Tische gezimmert. Als wir auf dem Erdboden schliefen, haben wir sehr unter der Plage von Skorpionen, Schlangen und Ameisen gelitten. Das Lager war durch Baumstämme, welche lange Dornen hatten, eingeschlossen. Diese Baumstämme bildeten einen Unterschlupf für Ungeziefer und Schlangen, welche in unsere Hütten kamen. In Gaya hatten wir anfangs auch nur mittags und abends eine Suppe mit Rindfleisch und Jams, erst am 1. Dezember 1914 wurde uns Kaffee, Tee, Salz, Pfeffer, Zucker, Öl, Mehl usw. geliefert, aber nur halbe Ration für den ganzen Monat. Leider bekamen wir die andere Hälfte nicht, ebenso erging es uns im Januar. Erst Februar erhielten wir die volle Ration für den ganzen Monat. Wir mußten uns auch einen Backofen bauen und selbst das Brot backen, da wir nur Mehl erhielten. Auch mußten wir das Holz, welches für die Küche gebraucht wurde, selbst holen.

Am 9. März 1915 kam ich wegen schwerer Dysenterie und Malaria ins Krankenhaus Cotonou. Wir wurden allerdings mit Hängematten und Automobil hinuntergeschafft, haben aber nirgends Verpflegung oder Geld für solche erhalten, im Gegenteil! wir mußten in Savé noch Fracht für unser Gepäck bezahlen. In Cotonou haben wir eine Eingabe wegen Zahlung der Verpflegungsgelder gemacht, aber leider nie was erhalten. Von dort wurde ich am 24. März 1915 nach Frankreich verbracht, woselbst ich am 28. April in Marseille eintraf. Hier verblieb ich etwa 2 Wochen und kam dann in das Militärgefangenlager Sisteron. Wir mußten hier Steine klopfen. Da ich keine Uniform hatte und auch wegen Krankheit nicht arbeiten konnte, kam ich ins Zivilgefangenlager Uzès. Dasselbe bestand aus einer Kaserne mit einem Hof in der Mitte von etwa 70 m Länge und 30 m Breite. Im Lager befanden sich etwa 700 Personen. Heraus kamen wir nie, die Fenster nach der Straße waren sogar noch mit Kalk beschmiert und zugenagelt. Tische und Bänke wurden uns erst im Juni 1916 geliefert. Sowohl in Marseille als auch in Sisteron und Uzès wurden wir mit Steinen, Dreck und Schimpfworten beworfen. Am 8. Juli 1916 kam ich nach Carpentras, am 14. Juli nach Lyon und am 19. Juli 1916 nach der Schweiz.

gez. E. St....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 7.

Abschrift zu M. 175/17. D.

Eidliche Vernehmung.

Im Felde, den 4. März 1917.

1. Oberleutnant d. L. K. I. Wilhelm Siemens
als Gerichtsoffizier.
2. Feldwebel d. L. Karl Pollak
als Militärgerichtsschreiber.

Vorgerufen, erscheint der Unterarzt d. Res. Dr. H. O. W. Berger, 32 Jahre alt, evangelischer Religion, ledig, und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht, folgendes zu Protokoll:

Zur Sache: Die im Bericht vom 26. September 1916 ausgesagten Tatsachen entsprechen der Wahrheit.

Unterarzt d. Res. Dr. Berger ist darauf vereidigt worden.

Geschlossen.

Der Gerichtsoffizier.
gez. **Siemens,**
Oberleutnant d. L. K. I.

Der Militärgerichtsschreiber.
gez. **Pollak,**
Feldwebel d. L.

Auszugsweise Abschrift zu Nr. A. IV. 1414/16.

Bericht über meine Erfahrungen in englischer und französischer Kriegsgefangenschaft in Afrika.

Neustadt, den 26. September 1916.

Ich wurde zusammen mit den Verwundeten im befestigten Bahnhofsgebäude von Agbeluvohe untergebracht. Die Behandlung war schlecht. Wir lagen mit einigen dünnen Decken auf dem Boden und erhielten als einzige Nahrung Hartbrot und Büchsenfleisch, d. h. die Kost der englischen eingeborenen Soldaten, trotzdem ich schwere Dysenterie hatte.

Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhause in Lome wurde ich am 1. September 1914 zu den übrigen deutschen Kriegsgefangenen auf den englischen Dampfer »Obuasi« verlegt.

Am 19. September wurden wir in Cotonou gelandet. Von diesem Tage ab begann die Dahomeyphase unserer Kriegsgefangenschaft und damit eine Behandlung, die nur zwei Ziele verfolgte, einmal, den Eingeborenen Dahomeys die Europäer der deutschen Nachbarkolonie als Kriegsgefangene vorzuführen, zum anderen, nebenher die Kolonialdeutschen durch Krankheit zu vernichten oder dauernd zu schädigen.

Die Gründe, die deutschen Togogefangenen in ihrer ganzen Erniedrigung möglichst vielen Eingeborenen Dahomeys zu zeigen, sind klar. Diese Absicht der Franzosen war auch den Engländern bekannt. Der Kapitän der »Obuasi«, Sola, hatte dafür den Ausdruck »Monkey-show« (»Affenschaustellung«). Diese Absicht wird bestätigt durch die Tatsachen, daß während der Eisenbahnfahrt nach Savé zur Bahnhofsbewachung schwarze Hilfskrieger verwendet waren, und daß wir in Etappen zu Fuß auf der Automobilstraße durchs Hinterland geschleppt wurden.

Daß der andere Zweck der Internierung der Togogefangenen in Dahomey ihre Vernichtung gewesen ist, davon sind alle überzeugt, die ins Hinterland gebracht wurden; die Französische Regierung war sich über die Folgen einer Internierung von Europäern in den Tropen völlig klar und mußte Katastrophen voraussehen. Ja, gerade deshalb wählte sie ohne jeden zwingenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund das berüchtigte Dahomey. Dies ergibt sich aus der großen Erfahrung der Französischen Regierung über Anhäufung von Europäern in den Tropen, aus den Äußerungen von französischen Offizieren und Beamten und schließlich aus der verbrecherischen Vernachlässigung aller in den Tropen notwendigen, auch in den französischen Kolonien geübten hygienischen Maßnahmen. Der Transport in Fußmärschen, das Fehlen von Malariaprophylaxe und Tropenhüten, die Unmöglichkeit ordnungsgemäßer Krankenbehandlung und die unzureichende Lieferung von Arzneimitteln mußten die schlimmsten Folgen haben.

Über die Frage der Lebens- und Arbeitsmöglichkeit des Europäers in den echten Tropen stehen der Französischen Regierung, im besonderen der in Frage kommenden Kolonialbehörde, größere Erfahrung zur Verfügung als jeder anderen. Die offizielle französische Tropenmedizin befaßt sich eingehend mit dieser Frage und verneint sie durchaus. Ich verweise auf Le Dantée: Précis de pathologie exotique. Französische Militärärzte und Universitätslehrer haben dementsprechend offiziell vor der Anhäufung von Weißen in den Tropen als Siedler oder Soldaten gewarnt und sind gegen die Europäerarbeit in den Tropen aufgetreten. Als Beispiele werden von ihnen neben der Sterblichkeit der nach Französisch-Guyana Deportierten, über die keine Statistik veröffentlicht wird, die Krankheitsstatistiken der zahlreichen kolonialen Feldzüge mit gemischten Truppen angegeben. Unter ihnen wird der Dahomeyfeldzug 1893 mit 121 Krankheitstodesfällen auf 1000 für die weißen Truppen angeführt; und noch schlimmer schneidet der Sudan (Gaya am Niger, Kandi 110 km südlicher) ab, wo in den Feldzügen von 1883—87 für die weißen und farbigen Truppen eine Krankheitsmortalität von 200—280 auf 1000 angegeben wird. Hinzu kommt, daß Cotonou und Abomey-Bohikou bekannte Gelbfieberorte sind, und daß Gaya den Franzosen als ein Platz bekannt ist, wo niemand der Dysenterie entgeht. Es ist also klar, daß die Regierung in Dakar über die Folgen einer Kriegsgefangeneninternierung in Dahomey unterrichtet war.

Wie aus zahlreichen Äußerungen französischer Offiziere und Beamten hervorgeht, wurden von den ausführenden Organen in Dahomey die Maßnahmen der Regierung in Dakar für außerordentlich hart gehalten und die Gefahren klar vorausgesehen. Eine Anzahl von ihnen billigte auch keineswegs das Verfahren des Gouvernements, konnte aber trotz anständiger Gesinnung nichts ändern. Zum Teil wurden aber auch Rachegedanken offen ausgesprochen. So erklärte der Kapitän Bosch, wir hätten keinen Anspruch auf milde Behandlung und ständen außerhalb des Völkerrechts, da unsere Landsleute in Belgien Kinder mordeten und die Kathedrale von Reims beschossen hätten; ähnliche Argumente brachte ein Major auf einer Besichtigungsreise in Gaya vor.

Bei Auswahl der für das Lager Gaya zu bestimmenden Mannschaften machte der Dolmetscher Pater Neu in Kandi darauf aufmerksam, es dürften sich nur die Stärksten und Gesundesten melden, da Gaya sehr ungesund sei und jedermann Dysenterie bekomme. Unter den Offizieren wurde dagegen keine Auswahl getroffen, sie mußten auf Befehl der Regierung in Dakar alle nach Gaya. In Gaya sprachen der Administrator Sadoux und der Lagerkommandant, Oberleutnant Truffy, sehr bald ihre Ansicht dahin aus, daß es in der Regenzeit der Mücken wegen unmöglich sein werde, in Strohhäusern zu leben. Auch der Militärarzt Bonrepaux hielt den Platz für ungeeignet und ist wohl bei der Regierung dahin vorstellig geworden. Vor dem Antritt des Fußmarsches durch das Hinterland erklärte der Kapitän Castain in Savé, er halte einen Transport zu Fuß bis Gaya für unmöglich, und versuchte die Benutzung der vorhandenen Lastautomobile zur Personenbeförderung zu erreichen. Er erhielt von der vorgesetzten Behörde abschlägigen Bescheid, und ein Teil der Kriegsgefangenen hat wirklich die 489 km von Savé bis Gaya zu Fuß zurückgelegt. Derselbe Hauptmann erklärte später, er empfinde es persönlich als eine solche Schande, einen derartigen Transport zu führen, daß es ihm lieber wäre, im Gefecht an der Chra gefallen zu sein.

Bei der Beurteilung der Fußmärsche muß berücksichtigt werden, daß es sich keineswegs nur um Soldaten, sondern auch um Zivilgefangene und tropengeschwächte Leute handelte, daß die Verpflegung nicht organisiert war und der übliche Komfort des freien Europäers in den Tropen und alle gesundheitlichen Maßnahmen wegfielen. Die ärztliche Prüfung auf Marschfähigkeit wurde dazu von dem französischen Militärarzt Dr. Mazet in gewissenloser Weise ausgeführt: Alter über 50 Jahre, Leistenbruch, beginnendes Fieber und Schwarzwassergefahr waren keine Hinderungsgründe. Als Durchschnittsmarschleistung wurden gewöhnlich über 20 km verlangt. Ich gebe die Zahlen für die ersten Marschtage:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

25. September, 3 Uhr morgens Abmarsch von Savé, Ankunft 10 Uhr a. m. in Alafia, 25 km.
26. » Abmarsch 2 Uhr 45 Min. a. m., Ankunft in Kokoru 9 Uhr a. m., 25 km,
27. » » 2 » 45 » » » » Kilibo 9 » » 21 »
28. » nach Tui, 12 km,
29. » » Tschauru, 24 km,
30. » Rasttag in Tschauru.

Schlappe und Fußkranke waren infolgedessen an der Tagesordnung, so daß der Hauptmann Castain entgegen der Anordnung schon vom zweiten Tage an einigen Kranken die Benutzung der Lastautomobile gestattete. Mißhandlung von Maroden kamen vor; z. B. wurde Hauptmann von Hirschfeld von den Senegalesen geschlagen, als er am Wege zusammengebrochen war.

Die Märsche wurden aber durch die schlechte Kost und die dauernde Mühe, sich Essen zu beschaffen und zu bereiten, besonders unerträglich. Der Abmarsch erfolgte stets nüchtern. Die Mahlzeit wurde meistens bei der Ankunft zubereitet. Sie bestand aus einer Suppe aus Fleisch von frischgeschlachtetem Ochsen und Jams und war infolgedessen kaum genießbar. Brot oder irgend ein europäisches Nahrungsmittel wurde wenigstens 3 Monate lang nicht geliefert, obwohl die Beschaffung keineswegs unmöglich war, wie sich später zeigte.

Bei längerem Rasten, wie in Parakou und Kandi, wurden 2 Mahlzeiten der angegebenen Art geliefert und außerdem eingeborenes Guineakorn oder Maismehl verteilt, Mehlsorten, die unvermischt nicht backfähig sind. Zeitweise wurde der Handel mit den Eingeborenen gestattet, so daß Eingeborenenkost eingekauft werden konnte, ein anderes Mal war der Handel untersagt.

Im Lager Gaya, wo in den ersten Monaten die Beköstigung nicht anders war, war uns jeder Verkehr mit den Eingeborenen und ganz besonders der Einkauf von Honig verboten, da der Lagerkommandant den Befehl hatte, uns »ohne Milde« zu behandeln. Infolgedessen war unsere Kost lange Zeit schlechter als die der eingeborenen Neger, da wir durch Verbot nicht in der Lage waren, uns durch Kauf alle Eingeborenennahrungsmittel, wie z. B. Früchte und Honig oder die im Überfluß vorhandenen Fische, zu beschaffen. Erst später wurden regelmäßig kleine Monatsrationen von Weizenmehl, Zucker, Salz, Pfeffer, Essig, Öl, Kaffee, Tee, Rotwein und Rum geliefert und der Ankauf von Konserven, Tabak und Eingeborenenprodukten gestattet. Hin und wieder wurden diese Rationen zur Bestrafung auf einige Zeit entzogen. Brot gab es erst, nachdem wir uns selbst einen Backofen gebaut hatten.

Die Unterbringung war auf dem Marsche in schnell gebauten Grashütten meistens schlechter als das übliche Lehmhaus des Negers. Die Grashäuser in Gaya können für afrikanische Verhältnisse vielleicht als genügende Sommerwohnungen angesehen werden, sie entsprachen den Sommerhäusern der Eingeborenen.

Alle für die Tropen unbedingt notwendigen sanitären Vorkehrungen fehlten auf dem Marsche und die längste Zeit in Gaya vollständig. Chinin wurde von den Franzosen prophylaktisch nicht ausgegeben. Nachdem der von mir aus Lome mitgebrachte Vorrat aufgebraucht war, herrschte in Gaya fast immer Chininmangel. Eine genaue Dosierung war nicht möglich, da eine Wage fehlte. Für Moskitonetze wurde während des ganzen Anmarsches nicht gesorgt, trotzdem Dahomey das Beispiel einer Fieber- und Schwarzwassergegend ist und Gelbfieber nicht selten auftritt. Auch im Lager Gaya, das nahe am Niger lag, wurden Mückennetze erst in der letzten Zeit unseres Aufenthalts geliefert. Tropenhüte wurden in Gaya erst ganz spät ausgehändigt.

Ganz schlecht war immer die Wasserversorgung. Nachdem ein aus Lome mitgebrachtes Steingutfilter zerbrochen war, habe ich keinen Filter wieder gesehen. Nur in Cotonou und Bembereké war das bereitgestellte, natürlich ungekochte Wasser rein, an den Raststätten stammte es aus dem Wasserloche oder dem Flusse des Dorfes und war schlammig und voller Mückenlarven. Zum Kochen des Wassers war auf dem Marsche selten Zeit, Kochgeschirre waren den Kriegsgefangenen auch nicht geliefert worden. In Savé stammte das Trinkwasser aus Löchern, in denen die Farbigen wuschen und ihre Faeces absetzten; in Gaya wurde das Flußwasser von den Kettengefangenen unterhalb des Eingeborenenbadeplatzes und der Pferdeschwemme geschöpft.

Natürlich war es den französischen Behörden bekannt gewesen, daß an eine ordnungsgemäße Behandlung der Kranken im Hinterlande nicht zu denken war. Aber auch das Wenige, das in dieser Beziehung hätte vorbereitet und getan werden können, wurde ebenso wie jede andere vorbeugende Maßnahme geflissentlich vernachlässigt. Während des Transportes nach Gaya, den Dr. Mazet als französischer Arzt begleitete, wurde auf Befehl aus Dakar grundsätzlich kein Kranker zur Küste in das Krankenhaus gebracht. 2 Dysenteriekranke und der später an Schwarzwasser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verstorbene Vierzigmann wurden von Tschauru 3 Tagemärsche weit in Hängematten ohne Europäerbegleitung nach Savé zurückgeschafft, wo sie von Dr. Mazet behandelt wurden, und uns später wieder nachgeschickt. Den Woermannangestellten B.... traf ich mit schwerer eitriger Blinddarmentzündung in Kokoru, wo er ebenfalls nur mit Farbigen zurückgelassen war. Auch er konnte trotz des Wunsches des Transportführers, des Kapitäns Castain, nicht zur Küste geschafft werden, sondern wurde in der Hängematte, diesmal in meiner Begleitung, in 4 Marsch- und 2 Rasttagen nach Parakou gebracht. In Savé mußte der Kaufmann Reimers trotz Krankmeldung mit Fieber abmarschieren und bekam auf dem Marsche Schwarzwasser. In Parakou erkrankte der Kaufmann H.... an Schwarzwasserfieber, und in Kandi starb der Stationsassistent Vierzigmann an der gleichen Krankheit. Einfache Malariafieber und Dysenterie waren an der Tagesordnung. Marschfähig aber war für Dr. Mazet so gut wie jeder. Der Kaufmann K...., der schon Schwarzwasser durchgemacht hatte und bei dem ein neuer Ausbruch zu befürchten war, erhielt einige Arrhenalspritzen, kam aber trotz meines Antrags nicht zur Küste. Eine besondere Krankenbeköstigung gab es auf dem Marsche nicht.

Im Lager Gaya trat bald ein Mangel an den notwendigsten Arzneien ein, der trotz aller Eingaben des deutschen Lagerarztes nie vollständig und auf die Dauer beseitigt wurde. Fast stets herrschte Chininmangel, Kalomel fehlte häufig, andere Arzneimittel wie Emetin wurden nicht geliefert, ärztliche Instrumente, wie eine Injektionsspritze oder selbst ein einfaches Messer, fehlten, eine Wage war nicht vorhanden. Die Apotheke war in einer Strohhütte untergebracht, die Arzneimittel mußten offen oder in alten Kisten aufbewahrt werden, ein gesonderter Krankenraum war nicht vorhanden.

Eine Art Krankennahrung wurde in Gaya auf unsere Vorstellungen geliefert, sie bestand aus Milch, Eiern und indischem Reis in rohem Zustande. Die Menge war trotz aller Reklamation meistens unzureichend, für die Zubereitung mußten Kameraden sorgen, von denen jeder einzelne den Tag über vollauf mit Kochen, Holzholen, Waschen, Backen usw. zu tun hatte. Geschultes Pflegepersonal war außer einem deutschen Heilgehilfen, der selber an Schwarzwasser erkrankte, nicht vorhanden.

Von der Französischen Regierung wurde 2- oder 3mal ein französischer Militärarzt aus Sinder zur Besichtigung geschickt. Unter ihnen zeichnete sich wenigstens einer, der Dr. Bonrepaux, durch guten Willen aus, ohne im übrigen etwas erreichen zu können. Sonst geschah nichts.

Die Folgen der geschilderten Zustände zeigten sich in der unglaublich hohen Morbidität; am häufigsten trat tropische Dysenterie auf.

Aus der Tatsache, daß kein Todesfall in Gaya eintrat, läßt sich nun keineswegs auf eine verhältnismäßige Gesundheit dieses Platzes schließen. Abgesehen davon, daß akuter Tod bei tropischer Ruhr selten ist, lag es nur an dem glücklichen Zufalle, daß während unseres Aufenthaltes in Gaya Trockenheit herrschte, und schließlich an der Behandlung durch einen erfahrenen deutschen Tropenarzt, den Dr. Simon, daß keine hohe Sterblichkeit an Malaria und Schwarzwasser einsetzte.

gez. **Dr. Berger,**
Regierungsarzt.

An das Kaiserliche Reichs-Kolonialamt zu Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 8.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 61/17.

Am 19. September 1914 wurden wir, etwa 180 Gefangene aus Togo, in Cotonou ausgeschifft. Untergebracht, oder besser gesagt eingepfercht, wurden wir in einem Kerneschuppen des Bahnhofs. Die Aborte, bestehend aus etwa 6 leckenden Petroleumdosen, standen in dem gleichen Raum, setzten den Boden in ekelerregenden Schmutzzustand und mußten von uns selbst in die See entleert werden. Hier in diesem Schuppen wurden wir auf Marschfähigkeit von einem französischen Arzt untersucht und alle außer etwa 20 Leuten, die nach Porto Novo kamen, für marschfähig befunden. Am 21. September wurden wir mit der Bahn bis zu ihrem Endpunkt, Savé, befördert, nachdem wir zuvor zu je 2 eine aus Schilf geflochtene Matte und jeder 2 dünne Baumwollabfalldecken erhalten hatten. Je 2 und 2 durften einen Koffer von einer Traglast zusammenpacken, alles übrige Gepäck mußte in Cotonou zurückgelassen werden. Die Verpflegung war vom ersten Tage an sehr schlecht; zum Trinken gab es ungekochtes Wasser aus einem Brunnen, der am Strande lag. In Savé war nichts für uns vorbereitet, wir wurden in Strohhütten und in einem in aller Eile aus Kleinbahnschienen und Palmblättern hergestellten offenen Schuppen untergebracht. Am 23. September marschierte die erste Hälfte ins Innere ab; täglich wurden 25—30 km zurückgelegt.

Schon am Nachmittag desselben Tages kamen etwa 5 Gefangene, die den Anstrengungen des Marsches nicht gewachsen waren, in Hängematten nach Savé zurück. Hier mußte sich Oberstabsarzt Professor Dr. Zupitza der Kranken annehmen, trotzdem er ohne jegliche Arzneimittel war und ihm auch keine geliefert wurden. Am 25. September marschierte morgens 3 Uhr der Rest ab. Ich selbst lag schon in Cotonou an Malaria, in der Nacht vom 24. auf 25. September stellte sich Erbrechen und Durchfall bei mir ein. Am Morgen des 25. meldete ich mich beim Transportführer, einem französischen Sergeanten, krank, mußte aber trotzdem mitmarschieren. Nach 8 km brach ich bewußtlos zusammen und merkte beim Erwachen, daß ich Schwarzwasserfieber hatte. Ich blieb unter Bewachung eines schwarzen Soldaten liegen; gegen 7 Uhr morgens kam ein schwarzer Sanitätssoldat mit Hängemattenträgern. Trotzdem ich diesem erzählte, was mir fehlte, wurde ich nicht nach Savé zurück, sondern der marschierenden Abteilung nachgetragen. Nachdem ich 10 km getragen war, kam ein Automobil mit einem französischen Kapitän, einem Dolmetscher und einem französischen Arzt. Dieser letztere sah, woran ich erkrankt war, stellte mir einen Passierschein aus und ließ mich nach Savé in einer Hängematte zurücktransportieren. Hier wurde ich von Professor Dr. Zupitza in Empfang genommen und mußte, da das Krankenzimmer im Administrationsgebäude verweigert wurde, in einer Negerhütte auf dem Erdboden, auf einer Matte, liegen. Arzneien fehlten gänzlich. Sodawasserkauf in den Faktoreien wurde verboten, ich bekam so weiter nichts als Tee, der mir, aus Wasser mit Moskitolarven durchsetzt, von kranken Kameraden, aus ihren eigenen Vorräten gekocht wurde. Am 26. September verlor ich die Besinnung; auch da wurde auf Bitten und Drohen des Professors Dr. Zupitza von den Franzosen nichts geliefert. Am 30. September, nachdem Dr. Zupitza mich schon aufgegeben hatte, hörte endlich der Blutverlust auf; ich war einigermaßen außer Gefahr. Kaum hatten die Franzosen dieses erfahren, als alle Zurückgebliebenen, etwa 15 Mann, den Befehl erhielten, am 1. Oktober früh mit Auto nach Parakou abzufahren. Wieder half Bitten und Drohen des Professors Zupitza nichts, ich mußte, anstatt nach Cotonou ins Hospital zu kommen, mit nach Parakou, trotzdem ich infolge des starken Blutverlustes nicht gehen und kein Glied rühren konnte. Nach eintägiger Autofahrt, auf der 162 km zurückgelegt wurden, in Parakou angekommen, mußte ich, obwohl in der Administration eine Hängematte bereit war, zu dem etwa 1 km entfernten Unterkunftshause gehen. Ich brach unterwegs bewußtlos zusammen, wurde von Kameraden weitergetragen und als ich erwachte, waren 3 Ärzte, Professor Zupitza, Dr. Simon und ein französischer Arzt um mich. Zur Kräftigung erhielt ich eine einmalige Lieferung von 3 Dosen zu $^1/_2$ Liter deutsche Milch, von der ich noch 1 Dose an einen Kameraden abgeben mußte. Die Franzosen lieferten in Parakou 2mal täglich eine ungenießbare Bouillon, gekocht in einem Ölbereitungstopf, aus etwas Rindfleisch, Salz, Wasser und Jams. Das war alles, was Schwerkranke an Nahrungsmitteln erhielten. Durch Zufall hatte ich etwa 100 ℳ in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

englischem Silber, so daß Kameraden mir für übertriebene Preise Perlhühner, Eier, Bananen usw. kaufen konnten, die sie mir dann in Schibutter zubereiteten. Für deutsches Geld war nichts zu haben. In Parakou konnte ich mir auch ein Moskitonetz für 15 Schilling kaufen, bislang war ich ohne solchen Schutz gewesen. Nach etwa 3 Wochen, am 23. Oktober, wurden wir 15 Mann in zweitägiger Autofahrt weitere 200 km ins Innere nach Kandi befördert. Hier wurden wir auf einem Übungsplatz für Senegalesen in den für diese bestimmten Hütten untergebracht. Arzneimittel waren nicht vorhanden, nicht einmal Chinin. Die Hitze war unerträglich, sie stieg bis zu 48° C im Schatten. Unter diesen Verhältnissen in einer Hütte von etwa 3 qm Bodenfläche, die zu zweien geteilt werden mußte, starb Ende Oktober der Stationsassistent Vierzigmann an Schwarzwasser und einen Monat später der zweite Angestellte der Woermannlinie in Lome, Eberwein, an der gleichen Krankheit. 3 Monate darauf starb der Kabelvorsteher Jahnke an Starrkrampf. ..... Später wurden uns Palmrippen zum Anfertigen von Betten geliefert, die Termiten hatten unsere auf Lateritboden liegenden Matten vollkommen zerfressen. Auch einigermaßen annehmbare Lebensmittel, die nicht allzu verdorben waren, waren angelangt, so daß wir mit Hilfe von monatlichen Zuzahlungen und einem Schiffskoch aus unserer Mitte, eine den Verhältnissen entsprechende Verpflegung hatten, die aber trotz allem teilweise nicht zum Sattwerden reichte. Anfang März 1915 begannen die ersten Abtransporte nach Abomey. Ich selbst hatte das Glück, erst Ende Mai, mit dem vorletzten Transport, nach dort zu kommen. Hier waren die Verhältnisse grauenerregend und zum Verzweifeln. In der größten Sonnenglut wurden uns schwere Erdarbeiten, wie Wegebau, Ziegelstreichen, Umreißen von 3 m hohen Lateritmauern usw. auferlegt. Dabei wurden die Gefangenen alltäglich durch das schwarze und weiße Aufsichtspersonal, besonders Adjudant Venère und Sergeant Castelli, der der schlimmste Hetzer war, mit Ochsenziemern oder 80 cm langen Holzkeulen willkürlich und rücksichtslos geschlagen, wo es gerade hinging. Auch das Anlegen der Daumschrauben kam fast jeden Tag vor; blieb es an einem Tage aus, wurden am nächsten Tage mindestens 2—3 Gefangene mit diesem Instrument gequält.

..... Dazu kamen die vollkommen unzureichenden sanitären Maßnahmen und die jeder Beschreibung spottende Verpflegung. Trinkwasser wurde durch schwarze Weiber in Tongefäßen aus dem nahen Flusse geholt und mußte ungekocht genossen werden. Gerade an dem Tage, als ich in Abomey ankam, wurde uns zum Mittagessen das Fleisch eines an Milzbrand eingegangenen Ochsen vorgesetzt. Zwei Beamte aus Togo, G.... und W...., die das Fleisch dieses Tieres getragen hatten, lagen lange Zeit unter Lebensgefahr an Milzbrand darnieder. Die Behandlung der Kranken hatte zuerst Professor Dr. Zupitza und später Dr. Simon; jedoch mußten sie sich den Anordnungen des französischen Arztes Longharé fügen, der im Hospital durch Hunger und Wasser heilte. Den Kranken wurde im Hospital gleich unreines Wasser gereicht wie den Gesunden. So kam es, daß Leute mit über 40° Fieber lieber arbeiteten, als ins Hospital gingen. Longharé haßte die Deutschen und billigte die Mißhandlungen, indem er den Gefangenen, die Striemen und Verwundungen zur Behandlung zeigten, erklärte »sie — die Gefangenen — hätten sie ja wohl verdient«.

Die Khakisachen des Reichs-Kolonialamts haben wir bei unserer Ankunft in Marokko — im August 1915 — nicht ausgehändigt erhalten. Erst von Januar 1916 ab wurden zerrissene französische Khakisachen, die wir am Leibe hatten, gegen diejenigen des Reichs-Kolonialamts umgetauscht, auch Stiefel wurden gegen Umtausch geliefert. Im Februar 1916 erhielten wir Hemden, Unterhosen, Hosenträge und eine Khakihose. Tropenhelme und Beinwickel erhielten wir nicht, ebenso nicht die vom Roten Kreuz auf Veranlassung des Reichs-Kolonialamts geschickten Wintersachen.

Die Frage ob Kriegs- oder Zivilgefangener wurde in Mediouna von den Aufsichtsstellen willkürlich von Fall zu Fall gelöst. Wollte einer unter dem Hinweis, er sei Zivilgefangener, nicht arbeiten, wurde ihm erklärt, er sei Kriegsgefangener. Bat er darauf um Aushändigung der Post, wurde ihm entgegnet, er sei Zivilgefangener, und die Aushändigung verweigert.

Am ersten Pfingsttag 1915 — 3 Tage nach meiner Ankunft in Abomey — kam einer meiner Briefe von der Zensur zurück, weil aus einer Stelle der Verdacht zu entnehmen war, von meinen Angehörigen angekündigte, aber nicht eingetroffene Pakete seien bei den französischen Stellen abhanden gekommen. Ich erhielt deshalb von dem Lagerkommandanten in Abomey, Leutnant Bernard, 15 Tage Arrest. Das Arrestlokal war aus Lehmziegeln 3 m hoch erbaut, mit Stroh

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gedeckt und hatte etwa 20 qm Rauminhalt. Die Luft kam durch wenige Löcher, die in den Wänden eingelassen waren. Während meiner Arrestzeit ist die Zelle nie leer geworden; jeden Tag kamen und gingen Arrestanten. In einer Nacht war ich mit 17 Gefangenen zusammen, obwohl der Raum höchstens 10 Leute faßte. Bei der Kontrolle durch Sergeant Vergnaud wurde Tabak gefunden. Vergnaud fragte nach dem Eigentümer, ich erwiderte, daß wir nicht wissen, wem er gehöre. Darüber aufgebracht, führte mich Vergnaud zu Venère. Dieser legte mir auf Meldung des Vergnaud ohne weiteres Daumschrauben an und schlug mich hierauf zweimal mit der flachen Hand kräftig ins Gesicht, durch die Daumschrauben war ich gehindert, mich gegen die Schläge zu schützen. Alsdann wurde ich ins Arrestlokal zurückgetrieben, indem ein schwarzer Soldat mit erhobener Keule mich zum Laufen zwang. Die Daumschrauben wurden mir erst nach 2—3 Stunden abgenommen. Am 2. Glied der beiden Daumen, das in die Schraube eingeklemmt war, blieben blutige Striemen zurück, die Daumen waren noch geraume Zeit nachher geschwollen; auch hatte ich etwa 2 Stunden lang ein Gefühl an den Daumen, vor allem am 1. Glied, wie wenn sie abgestorben wären. Beim Anlegen der Schraube und während ich sie an den Fingern hatte, mußte ich große Schmerzen ausstehen, zumal die eiserne Platte, die durch die Flügelschraube auf den Daumen gedreht wurde, einschnitt. Je mehr man beim Anlegen das Gesicht verzog, desto stärker hat Venère die Schrauben angezogen. Man stand vollständig unter seiner Gewalt, so daß man auf seine Weisung die Hände mehr oder weniger freiwillig hinhielt. Geschlagen hat Venère immer erst, wenn die Schrauben angelegt waren und der Gefangene sich nicht wehren konnte.

Wegen Wortstreit mit dem Dolmetscher erhielten Eisenbahnassistent B. . . ., Kaufmann B. . . . und ich etwa Mitte Juni 1915 Daumschrauben angelegt, und zwar von Venère. Gerade als mir, dem letzten, die Schrauben angelegt waren, und Venère mir 2 oder 3 Schläge mit der flachen Hand ins Gesicht gab — die beiden andern, die von Venère schon Schläge ins Gesicht erhalten hatten, standen mit Daumschrauben daneben — kam Leutnant Bernard dazu, ohne dagegen einzuschreiten, und ließ uns in Arrest abführen. Gleich darauf kam Venère nach und versetzte jedem von uns dreien einen Hieb mit der Nilpferdpeitsche ins Gesicht; der Hieb, den ich erhielt, ging mir über das rechte Auge. Alsdann entfernte sich Venère; in der Zelle war in diesem Augenblick niemand, da nachmittags 2 Uhr die Gefangenen zur Arbeit geführt waren.

Den Gefangenen P. . . . habe ich schreien hören, als ihm die Daumschrauben angelegt und Schläge versetzt wurden, kurz darauf sah ich, wie er von Kameraden ohnmächtig in seine Hütte getragen wurde.

Ich habe 3 Stücke von Daumschrauben gesehen, die alle gleich gearbeitet waren. Sie sollen zur Verwendung für uns eigens angefertigt worden sein. Es waren Instrumente aus Eisen.

Am 4. Juli 1915 wurde uns bekanntgegeben, daß wir nach Marokko transportiert werden würden. Am 8. Juli morgens mußten wir zu Fuß nach der Bahnstation Bohikou gehen, fuhren mit der Bahn nach Cotonou, kamen wieder in dem oben schon erwähnten Schuppen unter und sollten am nächsten Morgen an Bord der »Asie« verbracht werden. Jedoch mußten im letzten Augenblick noch 100 Mann zurückbleiben, da der Dampfer nicht genügend Platz hatte. Unter diesen 100 Mann war auch ich. Da unser Unterkunftsraum für andere Zwecke benötigt wurde, so wurde uns ein Holzschuppen der Firma Noltenius & Paul, Bremen, als Aufenthaltsort angewiesen. . . . . Ich selbst kam, da durch mein Schwarzwasserfieber ein alter Bronchialkatarrh wieder ausgelöst war, ins Hospital. Arbeitszwang herrschte in Cotonou nicht; für freiwillige Arbeit wurde bezahlt, während wir in Abomey für unsere Arbeit keinen Cent erhalten hatten. Am 9. August morgens 7 Uhr wurde uns eröffnet, daß wir mittags 12 Uhr an Bord der »Tibet« verbracht würden, um nach Marokko zu kommen. Die Unterbringung der Mannschaften an Bord war fürchterlich, in einem kleinen Laderaum mußten 50 Mann Platz finden. Am 27. August 1915 langten wir endlich in Casablanca an. . . . . Hier hörten wir auch schon wieder von Kameraden, die im Hospital an Schwarzwasserfieber gestorben waren, und zwar nur, weil die dortigen Ärzte keine Sachkenntnis von Tropenkrankheiten hatten.

Im Lager von Casablanca mußten wir unser sämtliches Gepäck zurücklassen, wurden auf das peinlichste untersucht, in alte Khakisachen »neu« eingekleidet, und nach etwa 8 Tagen nach Mediouna, 20 km von Casablanca entfernt, gebracht. . . . . In Mediouna herrschte von morgens 6—12 Uhr und von mittags 2—6 Uhr Arbeitszwang. Die Tätigkeit bestand in Erdarbeiten, Zuschütten eines Sumpfes, Wegebau, Planierungsarbeiten. Diese Arbeit wurde mit 10 cts. für den vollen Arbeitstag bezahlt. Die über uns schon im Juni 1915 in Dahomey

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhängte Postsperre, die mit der Begründung ausgesprochen war, wir seien Zivilgefangene aus besetzten Gebieten und die in den von den Deutschen besetzten französischen Gebieten zurückgehaltenen Zivilgefangenen seien unter der gleichen Sperre, wurde hier fortgesetzt und erst Ende März 1916 aufgehoben. Die Verpflegung war mangelhaft und die Behandlung hart; doch wurde nicht mehr geschlagen, keine Daumschrauben mehr angelegt, und die Bewachung bestand aus Weißen. Letzteres war wohl der größte Vorteil. Als Mittagessen gab es häufig eine Wassersuppe mit Makkaroni und 3 Pellkartoffeln mittlerer Größe. Als immer wieder Beschwerden über die Verpflegung einliefen, hieß es plötzlich, daß wir von nun an dieselbe Kost erhalten sollten wie die Gefangenen in Deutschland; diese Kost war ausreichend und gut; doch erhielten wir sie nur 3 Tage. Sie wurde mit der Begründung wieder abgeschafft, daß den Deutschen die Verpflegung eines Mannes nur auf 38 Pf. käme, den Franzosen in Marokko aber auf 75 cts.; infolgedessen müßten wir auch mit dem, was für 38 cts. zu haben sei, auskommen. Diese Verordnung hatte natürlich die Folge, daß es schlechter wurde als je. ..... Der Schweizer Dr. Blanchod überzeugte sich persönlich bei einzelnen Gefangenen von Narben, die infolge von Schlägen und Daumschrauben noch sichtbar waren.

Am 9. Mai wurden wir, etwa 125 Mann, aus Marokko an Bord der »Chaujia« verbracht und mußten hier noch einmal 4 Tage lang den vollen Haß der Franzosen über uns ergehen lassen. Der Laderaum, in dem wir untergebracht waren, lag etwa 6 m tief und etwa 1 m unter dem Wasserspiegel. Der Aufenthalt an Deck war uns für $^1/_2$ Stunde pro Tag erlaubt. Decken und Unterlagen zum Schlafen gab es nicht; wir mußten auf dem von Kohlenstaub beschmutzten Boden schlafen. Der Raum war so eng, daß wir nicht auf dem Rücken liegen konnten, sondern nur auf der Seite. Unsere Notdurft mußten wir in demselben Raum in 2 offene Kübel verrichten, ebenso sammelte sich darin der Auswurf infolge Seekrankheit. Wir hatten schwarze Bewachung, die uns anspuckte und mit Kolben schlug. Ein betrunkener französischer Sergeant, den Namen weiß ich nicht, bedrohte uns sogar mit dem Revolver, er hätte auch geschossen, wenn nicht einer seiner Kameraden ihn zurückgerissen hätte. Diese Leute waren zu uns heruntergekommen, um uns durch Beschimpfungen und Drohungen zu quälen; sie gehörten nicht zu den Bewachungsmannschaften und hatten darum bei uns nichts zu suchen. Bei Manövern, die im Mittelmeer infolge der U-Boot-Gefahr abgehalten wurden, wurde unser Unterkunftsraum völlig licht- und luftdicht abgeschlossen. Die Verpflegung an Bord war ungenießbar. In Marseille angelangt, wurden wir in einem leeren Lagerschuppen untergebracht, in dem Strohmehl gestreut war, das von Ungeziefer wimmelte. Decken gab es trotz der ziemlich kühlen Mainacht wiederum nicht. Erst in Lyon wurde uns eine einigermaßen menschenwürdige Behandlung zuteil.

gez. P. R.... aus Togo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 9.

Auszugsweise Abschrift zu M. 259/17 A. 1.

Die Franzosen empfingen uns an der Landungsbrücke zu Cotonou mit Schmährufen. Das Essen bestand auf dem Marsch nach Gaya nur aus Jams und Fleisch, das ungewaschen zusammengekocht wurde und eine graue übelriechende Masse darstellte. Nur der größte Hunger brachte dieses Essen über die Lippen. Trinkwasser wurde niemals geliefert. An allen Stationen wurde uns das seit längerer Zeit in offenen Tonkrügen stehende Wasser überlassen. Viele haben in den ersten Tagen dieses Wasser ungekocht getrunken, da sie am Verschmachten waren und man keine Kochtöpfe erstehen konnte. Eine große Anzahl hatte schon nach einem Tage starke Dysenterieanfälle, auch zwei Schwarzwasseranfälle stellten sich in den ersten Tagen ein. Viele meiner Kameraden haben sich teils barfuß, teils in Haussasandalen die Füße vollständig aufgelaufen. Trotzdem mußten sie weiter marschieren. Wer nicht mehr mitkonnte, wurde von den französischen Soldaten getrieben. Viele erhielten Kolbenstöße.

In Kandi hatten wir Gelegenheit uns zu wiegen, und jeder konnte bedeutenden Gewichtsverlust feststellen. So hatte einer der Gefangenen in knapp 4 Wochen 60 Pfund abgenommen; ich selbst hatte 26 Pfund eingebüßt. Von starken Fieberanfällen und Dysenterie ist niemand verschont geblieben. Brot konnten wir uns zum ersten Male Ende Dezember backen, aber aus reinem Maismehl, was ein unverdauliches Gebäck ergab. Erst Ende Januar 1915 wurde Weißmehl geliefert, ebenso auch Kaffee, Tee und Zucker. Da das Klima der Hitze wegen für uns auf die Dauer nicht zu ertragen war, sind wir in Abteilungen von 12 Mann im Monat April 1915 nach Abomey transportiert worden. Hier trafen wir mit unseren Kameraden aus Kamerun zusammen. An dem Bahnhofe zu Bohikou wurden wir von einem französischen Korporal und einigen Tirailleurs empfangen. Auf dem Eingeborenenmarkt stürzte sich der Korporal plötzlich auf einen meiner Kameraden und schlug ihn mit einer Nilpferdpeitsche blindlings über Kopf und Rücken unter dem Gelächter der schnell versammelten Eingeborenen. Der Verletzte soll den Korporal von der Seite angesehen haben! Auf ähnliche Weise, meist noch schlimmer, sind alle Abteilungen aus Kandi und Gaya in Empfang genommen worden. Es sollte die Einweihung sein in die Verhältnisse von Abomey, wie der betreffende Korporal sich ausdrückte. An der Endstation der Gleisanlage von Bohikou mußten wir unser Gepäck nach dem noch 1 km entfernten Gefangenenlager sofort weiterschleppen, obwohl wir die 9 km Entfernung von Bohikou mit einer einzigen Unterbrechung im Laufschritt hatten zurücklegen müssen. Wer seinen Koffer absetzte, wurde sofort mit dem Kolben gestoßen, bis er wieder seine Last aufnahm. Am Eingang des Lagers bedachte Adjudant Venère fast alle Ankommenden zur Begrüßung mit Peitschenhieben. Das Lager mit seinen bleichen, wankenden Gestalten in zerrissenen Kleidungsstücken machte einen unheimlichen Eindruck auf uns. Keiner der Kameraden durfte sich uns nähern, jedes Sprechen war verboten. Am Abend hatte ich meinen Platz verlassen, um auszutreten, wurde aber dabei von dem Adjudanten gesehen, bekam sofort einen Stoß vor die Brust und wurde eingesperrt. Einer meiner Kameraden, der ebenfalls ausgetreten war, wurde mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen und auch eingesperrt. In der Arrestzelle selbst sprang ihm der Adjudant an die Kehle und schlug blindlings im Dunkel wütend auf ihn los. Am nächsten Tage hieß es wieder: »zur Einführung in die Lagerverhältnisse muß die letzte Abteilung mit Picke und Schaufeln an den überaus harten Lehmmauern der alten Feste Abomey arbeiten«. Wer sich bei der Arbeit einmal aufrichtete, bekam sofort einen Kolbenstoß oder von seiten des Europäers einen Peitschenschlag.

Diese sogenannten Einführungsarbeiten dauerten so lange, bis nach ungefähr 14 Tagen eine neue Abteilung angekommen war. Später war ich mit einem Kameraden beim Ziegelstreichen. Ein französischer Sergeant kam vorbei und nahm ihn mit, wobei er behauptete, mein Kamerad habe ihn angelacht. Er kam ins Wachlokal und wurde dort von dem betreffenden Sergeanten und den französischen Tirailleurs dermaßen geschlagen, daß der Rücken mit offenen Wunden bedeckt war. Als er sich verbinden lassen wollte, wurde ihm von dem französischen Adjudanten verboten, einen Verband anzulegen. Beim Besuch eines höheren französischen Offiziers hatten verschiedene Kameraden eine schriftliche Beschwerde über die Verhältnisse im Lager überreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da der französische Lagerführer den Wortlaut der Beschwerde, die der französische Offizier wortlos einsteckte, gerne erfahren hätte, so wurde plötzlich am selben Nachmittag eine Revision der 5. Hütte angesetzt und uns 5 Minuten Zeit zum Räumen der Hütte gegeben. Jedoch schon nach 1 Minute kamen der Adjudant und ein Korporal in die Hütte hinein und hieben auf den Leuten herum, bis sie ihre Sachen aus der Hütte herausgebracht hatten. Bei der Revision wurden unsere Sachen aus den Koffern herausgerissen und überallhin gestreut. Wer auf diese Art revidiert war, mußte schleunigst seine Sachen zusammensuchen. Den »Revisoren« dauerte das zu lange, und so ging es mit der Peitsche über unsere Rücken. Ich selbst bekam dabei mehrere kräftige Schläge ab.

In den verschiedenen Depots, in denen ich in Frankreich war, ist überall dasselbe Bild, wenig Essen, viel Arbeit. Über mein letztes Depot, Gaujacq Departement Landes, habe ich bezüglich des Brotes Klage zu führen. Am letzten Sonntag vor meiner Verbringung nach der Schweiz mußten sich ungefähr 20 Mann nach dem Genusse ihrer Brotration übergeben. Da die größte Anzahl der Gefangenen in Gaujacq aus Unbemittelten besteht, so ist die Brotfrage dort eine wichtige. Mehrere Beschwerden hatten bisher noch keinen Erfolg.

gez. W. W....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 10.

Auszugsweise Abschrift.

Beobachtungen in Kriegsgefangenschaft.

Am 27. August 1914 wurde die Landesverteidigungstruppe für Togo, soweit sie aus Europäern bestand, zu Kamina dem englischen Befehlshaber der vereinigten englisch-französischen Streitkräfte übergeben. ..... Wir kamen an Bord des vor Lome liegenden Dampfers »Obuasi«. Damen, Offiziere und Oberbeamte wurden in den Kammern, die Mannschaft in dem mit Verschlägen versehenen großen Laderaum untergebracht. ..... Am 17. September 1914 wurden wir den Franzosen übergeben, die uns am folgenden Tage nach Cotonou, in Dahomey, brachten.

Die Landung erfolgte am 19. September. Wir wurden, Offiziere einschließlich der Oberbeamten auch ohne militärischen Offiziersrang, und Mannschaften abgesondert, je in einem Zollschuppen untergebracht. ..... Als Verpflegung erhielten wir zweimal des Tages Fleisch und Jams (ein in Westafrika üblicher Kartoffelersatz), in einem Topf zusammengekocht, dazu Weißbrot. Das von Eingeborenen in schmutzigen Gefäßen herbeigebrachte ungekochte Trinkwasser war aus einem offenen Wasserloch geschöpft und im höchsten Grade verunreinigt; Federn und andere Abfälle von Geflügel und sonstige unsaubere Dinge schwammen darin herum.

Zur Aufnahme der Entleerungen waren Kübel innerhalb der Schuppen aufgestellt. Sie verpesteten die Luft und waren in dem Mannschaftsschuppen durchaus unzureichend, so daß ihr überfließender Inhalt den Boden weithin überschwemmte. Trotz Einspruchs wurde keine Abhilfe geschaffen.

Die Frauen hatten im Lazarett Unterkunft gefunden. ..... Den Kriegsgefangenen war das Verlassen der Schuppen verboten. ..... Am ersten Tage erfuhren wir, daß wir sämtlich, mit Ausnahme einiger kranker Offiziere, der Frauen und einiger Ehemänner, mit der Bahn bis an deren Endpunkt gebracht würden und von dort aus weiter ins Innere, teilweise bis an den Niger, zu marschieren hätten. Es folgte eine Untersuchung auf Marschfähigkeit durch den französischen Stabsarzt Dr. Mazet. ..... Nach zwei Tagen ging die Bahnfahrt vonstatten. Auf den Bahnhöfen waren die Zugänge zu unserem Zuge von Eingeborenenhilfskriegern bewacht, die mit Vorderladern und mit Steinschloßgewehren bewaffnet waren. ..... Fortan gab es Tag für Tag dasselbe Essen, zweimal Fleisch mit Jams zusammengekocht, und anfangs noch Brot.

Trinkwasser, rohes Tümpelwasser, brachten Eingeborene herbei. Es wurde in Bezingefäße gegossen, die mit einem Abflußhahn versehen waren. ..... Hygienische Maßnahmen waren in Dahomey nicht unbekannt. Wir wurden unter Strafandrohung belehrt, daß Weiße den ganzen Tag über, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, den Tropenhut zu tragen hätten. ..... Von Savé aus sollte der Marsch, etwa 600 km weit nach dem Innern, in durchschnittlichen Tagesleistungen von 25 km, in gewitterschwülem, drückendem Tropenklima ausgeführt werden. Der älteste anwesende Offizier, Hauptmann von Hirschfeld, und wir Ärzte wurden bei dem Transportführer, Hauptmann Castain, vorstellig, daß wir alle in Märschen ungeübt wären, der größte Teil von uns überhaupt nicht gedient hätte, weil schon nach heimischen Begriffen dienstunfähig, andere wären durch tropische Krankheiten und langen Tropenaufenthalt hart mitgenommen. ..... Dr. Mazet ..... untersuchte hierauf erneut auf Marschfähigkeit und erwirkte im Verein mit dem Transportführer Castain telegraphisch, daß wenigstens der mit uns gekommene Teil der Verheirateten zur Küste zurückgeschickt wurde.

Hauptmann Castain drahtete ein zweites Mal nach Dakar, man möge uns doch in der Nähe von Savé unterbringen. Mit einigen Offizieren saß ich bereits in einem Zuge, um nach Cotonou zurückzufahren, als, gerade noch vor Abgang des Zuges, ein geharnischtes Telegramm vom Generalgouverneur von Dakar einlief, der befohlene Hinaufmarsch nach dem Niger hätte unter allen Umständen zu erfolgen, koste es, was es wolle. Kein einziger Offizier dürfe zurückbleiben!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Marsch wurde in zwei Abteilungen angetreten, während die Kranken oder sonst Marschunfähigen unter meiner Obhut mit Kraftwagen nachfolgen sollten. Bei der ersten Abteilung brachen am ersten Tage unterwegs nicht nur mehrere von unseren Leuten, sondern auch einige Senegalschützen zusammen. Viele liefen sich mit ihrem schlechten Schuhwerk wund, mußten aber trotzdem weitermarschieren. Wer ermattet zurückblieb, wurde von den rohen Schwarzen mit dem Gewehrkolben weitergetrieben. Drei unterwegs Erkrankte wurden in Hängematten zurückgeschickt.

Der zweiten Abteilung erging es nicht besser. Obwohl beide Abteilungen sehr früh aufbrachen, kamen sie immer erst gegen Abend an ihrem jeweiligen Bestimmungsort an, die letzten sogar erst nachts. Alles wurde in Schuppen untergebracht, die von den Eingeborenen in aller Eile aus Stangen und Stroh hergerichtet waren. ..... Die unterwegs durch Gewitterregen durchnäßten Kleider konnten nicht getrocknet werden; nächtliche Gewitter machten noch dazu die Lagerstätten unbenutzbar, weil die dünnen Strohdächer den Regen nicht abhielten. Demzufolge kamen während der Marschzeit zahlreiche Erkrankungen an Malaria vor, ebenso etliche Rückfälle von Ruhr, dazu frische Ruhrerkrankungen durch den Genuß des infizierten Wassers aus Tümpeln und Erdlöchern. Zum Abkochen des Wassers waren alle von den anstrengenden Märschen zu sehr erschöpft, auch war keine Kochgelegenheit vorhanden. Vor der Abreise von Savé wurde ich, zunächst schriftlich, dann persönlich, bei dem Bezirksamtmann vorstellig, daß der von der ersten Marschabteilung zurückgeschickte Schwarzwasserfieberkranke Reimers wegen seines bedenklichen Zustandes zur Küste zurückgeschickt würde. Ich erhielt vom Bezirksamtmann zur Antwort, daß er nichts tun könne, weil er scharfe Weisungen aus Dakar hätte. Die Beförderung mit Kraftwagen wäre zudem weniger anstrengend als eine Bahnfahrt von gleich langer Dauer. Am Morgen der Abreise mußten wir sämtlich, kranke Offiziere wie Mannschaften, unser Gepäck nach dem Kraftwagenschuppen zum Wiegen schleppen, etwa 400 m weit. Dann mußten wir in dem Lastauto auf unserem Gepäck Platz nehmen, mit nach außen herabbaumelnden Füßen; der Schwarzwasserkranke lag inmitten des Kraftwagens auf seiner Matte in einer Delle über dem Gepäck. Während der Fahrt, die von morgens bis abends dauerte, war er der prallen Sonnenhitze ausgesetzt, gegen die wir ihn nur durch Decken schützen konnten. Dafür machten es sich die 3 farbigen Soldaten, welche unsere militärische Begleitung bildeten, im geschützten Personenabteil auf Polsterbänken bequem.

In Parakou, dem Sitz eines Bezirksnebenamts, ungefähr 165 km nördlich von Savé, holten wir die Marschabteilungen ein. ..... Von ihnen wurden mir alle nichtmarschfähigen Kranken zugewiesen, so daß deren Zahl von 18 sich in Kandi auf mehr als 30 erhöhte. ..... Leider wurde Castain, der den Kranken manche Fürsorge gewidmet hatte, abgelöst, und zwar auf eigenen Wunsch, weil dergleichen »Sklaventransporte«, wie der der Kriegsgefangenen, seiner unwürdig wären!

Am 20. Oktober etwa traf ich mit den Kranken im Lager Kandi ein. Wir überholten die zweite Marschabteilung, weil sie wegen zahlreicher Erkrankungen und Fußwunden mehrere Rasttage eingelegt hatte und, trotz schließlicher Teilung der großen Tagemärsche, sich nur mühsam vorwärtsbewegen konnte.

Hier wurde uns bekanntgegeben, daß sämtliche Offiziere nebst den marschfähigsten Mannschaften, insgesamt 80 Kriegsgefangene, für Gaya am Niger bestimmt wären. Der Rest, 64 Mann, mit 2 Ärzten blieb in Kandi zurück.

Der nicht unbedeutende Eingeborenenort Kandi liegt annähernd 180 km südlich von Gaya, in einer flachen, nach dem Niger hin sich erstreckenden Ebene. ..... Es herrschte eine kurze Regenperiode und eine lange trockene Zeit, die nur einige Wochen kühle Nächte brachte, sonst aber sehr heiß war. Östlich des nach Sudanart eng gebauten Eingeborenendorfes, durch eine offene Fläche von ungefähr 400 m Breite von ihm getrennt, befand sich ein leeres Soldatenlager, das für die Abteilung Kandi bestimmte Kriegsgefangenenlager. ..... Die kleinen Soldatenhütten, in denen auf der einen Seite des Lagers die Mannschaft, auf der anderen die farbige Lagerwache untergebracht wurde, waren aus Lehm hergestellt und mit einem spitzen Strohdach versehen. Da die Seitenwände und das mit ihnen abschneidende Strohdach den ganzen Tag über, abgesehen von den wenigen Regentagen, die wir erlebten, der Bestrahlung durch die glühende Sudansonne ausgesetzt blieben, auch nur eine Öffnung, diejenige für die Tür, vorhanden war, herrschte darin, besonders nachts, eine höchst lästige Hitze. In solch einem Backofen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von nur $2^1/_2$ m Fläche im Geviert, hausten 3, selbst 4 Europäer! In einer der zweikammerigen Hütten im Hintergrund des Lagers wohnte der zweite Arzt, Feldarzt Dr. Hermann. ..... Ferner standen seitwärts, südlich vom Lagereingang, Soldatenküchen, die für die Kriegsgefangenen vorbehalten blieben. Hinter den Hütten zog sich rings um das Lager ein freier Ring, auf welchem wir uns bei Tage bewegen durften. ..... Trink- und Gebrauchswasser lieferten die Brunnen im Lager. ..... Das Wasser wurde mit Hilfe von Eimern oder Kürbisschalen, die an Stricken hingen, geschöpft. ..... Die Brunnen waren mit allerlei Krankheitskeimen ständig verseucht. Wenngleich bald nach Beziehen des Lagers die meisten von uns das Trinkwasser abzukochen pflegten, so war doch schon eine beträchtliche Ausbreitung von Ruhr und anderen katarrhalischen Darmerkrankungen erfolgt, zudem reichten die Abkochungen (als »Tee« oder »Kaffee«) nicht immer, besonders nicht bei den Arbeitenden, zum Stillen des in dem Sudanklima stark erhöhten Durstes aus.

Von Januar 1915 an wurde der Wasserstand in den Brunnen immer niedriger. Es wurde selbst nachts geschöpft, schließlich wurden die Brunnen gesperrt, so daß an jeden einzelnen zunächst zwei, dann nur ein Liter Gebrauchswasser und etwa $^1/_2$ Liter Trinkwasser, neben etwa 1 Liter Getränk aus der Küche, abgegeben wurde. Von März an versiegten die Brunnen vollständig, so daß das Wasser aus größerer Entfernung von Eingeborenen herbeigeschafft werden mußte. Erst Mitte Februar trafen mehrere große Kohlenfilter ein. Für die Mannschaft war hinter dem Lager eine Latrine nach dem Grabensystem errichtet. Auch die farbigen Soldaten haben sie benutzt, soweit sie und ihre Familien nicht vorzogen, die Umgebung des Lagers zu verunreinigen und damit eine hochgradige, gesundheitsgefährliche Fliegenplage aufkommen zu lassen. .....

Das Essen bestand zweimal am Tage aus Fleisch und Jams, von Farbigen in einem Topf zusammengekocht. An Zutaten gab es Salz und Schibutter, ein talgartiges, von den Eingeborenen aus den Früchten eines Steppenbaumes gewonnenes Fett, das im reinen, frischen Zustand geschmacklos ist, meist alt und ranzig war und kaum verdaulich ist.

Wegen der schlechten und unsauberen Zubereitung des Essens durch die Farbigen durften einige in der Kochkunst erfahrene Mitgefangene die Küche übernehmen. ..... Das Essen besserte sich, als Reis, Bohnen, gelegentlich auch etwas Gemüse, Gewürze geliefert wurden. ..... Der Versuch, aus geliefertem Maismehl und Eingeborenengetreide Brot zu backen, mißlang, bis Weizenmehl von der Küste eintraf. Fortan hatten wir ein bekömmliches Brot, dessen Menge auf 250 g festgesetzt war. ..... Im März wurde schließlich ein kleiner Markt mit Eingeborenen im Lager gestattet. ..... In der ersten Zeit unterstand das Kriegsgefangenenlager Kandi der Zivilverwaltung. Vorgesetzter war der Bezirksamtmann. ..... Von ihm war ich als Garnisonältester des Lagers anerkannt und hatte die Vermittlung zwischen ihm und der Mannschaft. Ihm unterstellt war ein weißer Unteroffizier, der in dem Gebäude zwischen Wache und unserem Lager wohnte, und mit dem auszukommen war. Der Bezirksamtmann eröffnete uns, daß laut höherer Weisung die kriegsgefangene Mannschaft zu Arbeiten herangezogen werden sollte. Auf meinen Einwand, daß schwere Arbeiten sich in den Tropen für Europäer von selbst verbieten, außerdem die ganze Abteilung Kandi aus kranken oder doch kränkelnden Leuten bestehe, begnügte er sich mit einer leichten Beschäftigung der Arbeitsfähigen. So holten die Kriegsgefangenen, abgesehen von der Arbeitsleistung der Bäcker und Köche, das im Lager benötigte Feuerholz aus der Baumsteppe. ..... Zum Fällen der abgestorbenen Baumstämme waren farbige Holzfäller beigegeben. ..... Als sich der allgemeine Gesundheitszustand nach einigen Wochen etwas gebessert hatte, sollten auch schwerere Arbeiten geleistet werden. ..... Auf erneute ärztliche Vorstellung kam es nur so weit, daß die Gefangenen einen alten Schuppen abzudecken und aus dem frei werdenden Dachmaterial vor den Hütten kleine Schutzdächer, Tische und Sitzgelegenheiten herzustellen hatten. Ferner wurden sogenannte Leichtkranke zur Reinhaltung des Lagers herangezogen.

Gegen den von höherer Stelle ausgehenden Druck, die Deutschen auch zu schwerer Arbeit heranzuziehen, suchte ich in einem Bericht an das Gouvernement von Dahomey, unter Klarlegung der traurigen Gesundheitsverhältnisse anzukämpfen. Meine Begründungen wurden jedoch nicht anerkannt, insbesondere die Behauptung zurückgewiesen, daß Europäer in den Tropen schon aus klimatischen Rücksichten und aus Rasserücksichten nicht zu schwerer, nur den Farbigen zukommender Arbeit verwendet werden dürften. .....

Anfang Dezember 1914 ging das Lager in militärische Verwaltung über und wurde von dem Leutnant d. R. Gratiani übernommen. ..... Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglichst viele Arbeiter zur Verfügung zu haben. ..... Zunächst ließ Gratiani die farbigen Holzfäller fort und verfügte, daß die für die Holzbeschaffung nötigen Baumstämme von den Kriegsgefangenen selbst gefällt und zerkleinert werden müßten. Dann wurde ihm von den einzelnen nicht genügend Holz angebracht; auch erschien ihm die Zahl der Holzholer und der zum Reinhalten des Lagers befohlenen Gefangenen zu gering. Wiederholt kam er zur Revierstube und sah zu, um auf Grund seiner früheren, aber nur kurzen medizinischen Studien dreinzureden. ..... Später ließ er die Medikamente und das Revier in sein Haus verlegen; der Schlüssel zum Arzneimittelschrank wurde von ihm bzw. von seinem Unteroffizier in Verwahrung genommen. Letzteres geschah weniger aus Verantwortungsgefühl für die Sicherheit der Arzneimittel, als zu eigenen Zwecken. ..... Bei dem geringen Bestand an Arzneimitteln wurde jeder Abgang an Arzneien bemerkt.

Bald zog der Lagerkommandant Kriegsgefangene zu schwerer Arbeit heran. Zunächst wurden verschiedene Leute zu Polster- und Tischlerarbeiten verwendet. Sie hatten Bretter aus kleinen Stämmen, die von farbigen Arbeitern herbeigebracht waren, selbst zu sägen. ..... Kurz vor Weihnachten 1914 aber wurden schwerere Arbeiten gefordert, wie Aufschüttungen an einem Straßenbau und Steineschleppen.

Gegen diese Arbeiten war ich vergebens vorstellig geworden. Es wurde entgegnet, daß sie von der Küste her befohlen wären. Indessen wurden sie nach etwa 6 Wochen eingestellt. Danach arbeiteten, außer den Köchen und Bäckern, nur noch die Handwerker weiter. .....

Aus den nahezu täglichen Kämpfen zum Schutze der Kranken sei nur folgendes erwähnt: Eines Morgens beim Appell zum Arbeitsantritt — es war kurz vor Weihnachten, als der Zwang zu schweren Arbeiten einsetzen sollte — hatte Gratiani einige Kranke zur Arbeit kommandiert, nachdem er bei ihnen Puls, Krampfadern und sonstige Leidenszustände untersucht hatte. Ich erhob energischen Einspruch und erreichte auch, daß die betreffenden Kranken von der ihnen zugedachten Arbeit verschont blieben.

Als aber kurz darauf Oberarzt Dr. Schmidt zu meiner Unterstützung ins Lager Kandi versetzt war, wurde ich bei Abgabe einer neuen sehr dringlichen Beschwerde an die Küstenbehörde unter einem krampfhaft gesuchten Vorwand bestraft. Als ich mich wieder in Freiheit befand, ereilte auf telegraphischen Befehl des Kommandanten von Dahomey den Oberarzt Dr. Schmidt, wegen einer während meiner »Behinderung« eingereichten Beschwerde, dasselbe Schicksal.

Kurz nach Übernahme des Lagers durch Leutnant Gratiani tauschte der bisher im Lager anwesende französische Unteroffizier gegen den neu angekommenen Sergeant Vergnaud. Dieser schnüffelte Tag und Nacht im Lager herum. Er vertrat den Lagerkommandanten, so oft dieser zu Rekrutenaushebungen im Lande herumreiste. Hatte schon Gratiani mehrfach Gefangene mit Arrest bestraft, so häuften sich unter dem Sergeanten Vergnaud die Arreststrafen ins Unerträgliche. Bei den geringsten, oft unverschuldeten Versehen wurden unsere Leute in den Arrest abgeführt, manchmal ohne ersichtlichen Grund. Wiederholt wurden fiebernde Kranke trotz des ärztlichen Einspruchs eingesperrt.

Das Arrestlokal, eigentlich nur für Farbige bestimmt, war ein kleiner Raum mit Lehmwänden und einem Balkendach mit Strohlage und gestampfter Lehmschicht darüber. Der Raum besaß nur eine einzige winzige Öffnung für Luft- und Lichtzutritt. Innen herrschte daher, besonders nachts, eine erstickende Hitze. Das Blechgefäß für die Bedürfnisse wurde selten geleert, und unsere Arrestanten fanden es bisweilen noch mit alten Entleerungen farbiger Soldaten gefüllt vor. Auch war es undicht. ..... Infolgedessen war die Luft in dem Raum entsetzlich verpestet, und der Boden, auf welchem die Schlafmatten ausgebreitet werden mußten, mit ansteckenden Fäkalien durchtränkt. Alle Einsprüche gegen das Einsperren Deutscher in diesen unhygienischen- und für Europäer unwürdigen Arrestraum blieben erfolglos. Der Chefarzt von Dahomey ordnete wohl gelegentlich einer Besichtigungsreise an, daß die Fensteröffnung erweitert würde; doch geschah nicht einmal das.

Als Lazarett diente ..... ein zweizimmeriges Buschhaus. Die ganze Lazaretteinrichtung bestand aus einigen Pritschen, weiter nichts. ..... Sehr schlimm stand es um die medikamentöse Versorgung des Lagers. ..... Bestellungen über Bestellungen wurden dem Lagerkommandanten eingereicht. ..... Entweder erhielten wir gar nichts oder nur sehr wenig von dem Bestellten, daneben manchmal viele nicht bestellte Sachen. ..... Bei Antritt unserer Reise nach dem Innern war uns Ärzten gesagt worden, an jedem der Plätze, an welchem wir bleiben sollten, gäbe es einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

französischen Arzt, ein großes Lazarett mit reichlichen Beständen an Arzneimitteln und mit moderner Ausstattung an Instrumenten.

In Kandi gab es ein für französische Innenstationen recht gut eingerichtetes Farbigenlazarett. Es durfte jedoch nicht von den kranken Gefangenen belegt werden. Dort sah ich auch eine große Auswahl von allerlei nebensächlichen Arzneistoffen, die wichtigsten und notwendigsten waren nur in geringer Menge vorhanden, gerade ausreichend für den Bedarf der Franzosen selbst. Chinin konnte wohl einige Male, jedoch immer nur in sehr geringen Mengen, entliehen werden. Nach Eintreffen der Bestellungen mußte es aber zurückgegeben werden, so daß dann für die Gefangenen nicht viel übrigblieb. Daher herrschte ständig Chininmangel. ..... Noch schlimmer als um Chinin war es um die Dysenterie- und Herzmittel bestellt. Von einem spezifisch wirkenden Dysenteriemittel (Emetin) erhielt ich erst in allerletzter Zeit der Gefangenschaft einige wenige Dosen. Mittel gegen Herzschwäche waren überhaupt nicht zu erlangen. Die Schwierigkeit, aus dem Farbigenlazarett ein Herzmittel zu erhalten, kostete einem Schwarzwasserfieberkranken, der hätte gerettet werden können, das Leben. Als eines Nachmittags bei dem Kranken sich die ersten Anzeichen einer beginnenden Herzschwäche bemerkbar machten und in unseren Beständen an herzstärkenden Mitteln nichts mehr vorhanden war, wollte ich mir ein solches aus den Beständen des Lazaretts erbitten. Der französische Sergeant, Vertreter des abwesenden Lagerkommandanten, trieb sich irgendwo herum. ..... Erst gegen Abend kam der Sergeant zurück. Auf meine dringenden Vorstellungen erklärte er, nichts tun zu können, da die Dienstzeit vorüber, außerdem der Bezirksamtmann ausgeritten wäre. Ein erneuter Antrag am Abend wurde abgelehnt: nachts könne dem Bezirksamtmann der weite Gang nach dem Lazarett und das Suchen nach der Arznei nicht zugemutet werden. Erst am kommenden Vormittag spät erhielt ich etwas von dem Mittel, das ein französischer Arzt dem Bezirksamtmann für den persönlichen Gebrauch verordnet hatte, und dieser zuerst verweigert hatte, weil es in den Beständen des Lazaretts nicht mehr vorhanden sei. Doch es war zu spät! ..... Zur Revierstunde, die täglich zweimal oder bei dringendem Bedarf außer der Zeit abgehalten wurde, mußte der Schlüssel zum Arzneischrank jedesmal erst vom Leutnant Gratiani oder seinem Vertreter geholt werden. Mehrmals war dies unmöglich, da der Sergeant Vergnaud, der den Leutnant Gratiani vertrat, völlig betrunken im Bett lag und nicht geweckt werden konnte oder durfte. Ein anderes Mal saß er den ganzen Nachmittag bei seinen Freunden im Bezirksamt, ohne daß es möglich war, ein dringlich benötigtes Mittel aus dem Schrank herauszubekommen. Obwohl im Farbigenlazarett ein gutes chirurgisches Besteck unbenutzt dalag, wurde an Instrumenten nichts anderes abgegeben, als eine alte stumpfe Scheere, ein verrostetes Messerchen und eine unbrauchbare Pinzette. Das gute Besteck wollte der Bezirksamtmann, weder ganz noch in einzelnen Teilen, selbst nicht gegen persönliche Bürgschaft, abgeben. ..... Es gelang, mein großes obermilitärärztliches Besteck und mein Mikroskop ..... von der Küste, wo ich es gelassen hatte, ins Innere abgehen zu lassen. Zwei Monate dauerte es aber, bis sie am Endpunkt der Bahn angekommen waren. Einen weiteren Monat lagen sie dort, weil zu ihrer Beförderung (zusammen keine 25 kg) auf den wöchentlich zweimal verkehrenden Kraftwagen kein Platz gewesen sei! Hilfsmittel zum Mikroskop erhielt ich überhaupt nicht.

Der Gesundheitszustand der Kriegsgefangenen war sehr schlecht. Wenn sich auch viele leidlich von den Folgen der außergewöhnlichen Anstrengungen des Heraufmarsches erholten, so verursachten die schon beschriebenen, jeder Hygiene spottenden Zustände im Lager wie in seiner Umgebung fortwährende Neuerkrankungen, besonders an Malaria, Dysenterie und schweren Darmkatarrhen. Bei dem chronischen Mangel an spezifischen und sonstigen Arzneimitteln waren auch die Rückfälle von Malaria überaus häufig, während Dysenterie und Darmkatarrhe in auffallend vielen Fällen einen chronischen Verlauf nahmen. Auch die zahlreichen stärkeren Darmkatarrhe schleppten sich aus gleichem Grunde lange hin. Ebenso häuften sich Rheumatismen und andere Krankheitszustände. .....

Persönlich hatten wir Ärzte eine nur unwesentliche Bevorzugung vor der Mannschaft voraus; sie bestand in besserer Unterkunft und in der Genehmigung, uns Tabak und Wein zu beschaffen. ..... Auch durften wir uns später einen farbigen Koch halten und uns selbst verpflegen. ..... Obwohl wir Ärzte das bereits den Engländern gegebene Ehrenwort, nicht zu entfliehen und nichts gegen die feindlichen Mächte zu unternehmen, gegenüber den französischen Militärbehörden hatten erneuern müssen, war uns doch nicht gestattet, auch nur einen Schritt aus dem Lager heraus ohne dienstlichen Befehl und zugleich ohne militärische Begleitung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machen. Selbst wenn wir gelegentlich nach dem kaum 500 m entfernten Eingeborenenlazarett geholt wurden, das auf einer außerhalb des Eingeborenendorfes offen daliegenden, vom Posten vor dem Lager völlig übersehbaren Straße erreichbar war, wurden wir von farbigen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet. .....

In Begleitung von 2 chronisch kranken Mitgefangenen, die für das Lazarett Cotonou bestimmt waren, legte ich Mitte März 1915 die Reise nach Savé mit Lastkraftwagen zurück. Im Bezirksamt Parakou waren wir nach Eintritt völliger Dunkelheit eingetroffen. Wir wurden, von farbigen Soldaten, ohne daß sich ein Europäer um uns bekümmert hätte, nach einer scheunenartigen Hütte geführt, in die uns das Gepäck nachgebracht wurde, und dort nach einem schmutzigen Eckraum ohne Lüftung verwiesen. Im Halbdunkel mußten wir unser Lager herrichten und sehen, daß wir auf gut Glück den vielen Schmutz vermieden. Zu essen gab es nichts. ..... Feuerholz zur Bereitung eines warmen Getränks wurde uns ebenfalls verweigert. Auch an Schlaf war wegen der vor der Tür unseres Schlafraums lärmenden Soldaten lange nicht zu denken. ..... Die Bahnfahrt von Savé aus am 15. März 1915 vollzog sich im Wagen für Eingeborene. Auf der Station Abomey-Bohikou hatte ich auszusteigen.

Dort empfing mich ein älterer Mann. Er richtete an mich vor versammeltem schwarzen und weißen Publikum eine ernst-feierliche Ansprache, mit dem sich mehrfach wiederholenden Kehrreim » marchez bon «. Unter dieser Voraussetzung sollte ich in Abomey gut behandelt werden. Dann wurde ich einem kleinen untersetzten Mann übergeben, der mich sehr mißtrauisch beobachtete und aufnahm. Es war der Adjudant-Chef Venère, der einen Ochsenziemer in der Hand hatte. Der erste Mann war der Eingeborenenkommissar von Dahomey, der Kommandant des Kriegsgefangenenlagers Abomey. ..... Die heißen Mittagsstunden ließ mich Venère auf der Veranda eines Polizeimeisterhauses verbringen. Dann hatte ich in der Begleitung eines farbigen Soldaten den Marsch nach Abomey anzutreten. ..... Die breite Straße nach Abomey führte durch stark bebautes Flachland mit üppiger Tropenvegetation und Überresten einstigen Regenwaldes, also durch ein regenreiches, heißes und entsprechend ungesundes Land, von dem bekannt ist, daß es von schwerer Malaria und von Dysenterie, zudem noch in der Regenzeit fast alljährlich von Gelbfieber, stark heimgesucht wird. Vor dem Lager empfing mich Leutnant d. R. Bernard. ..... Es wurde mir bekanntgegeben, daß mir jeder Verkehr mit anderen Kriegsgefangenen strengstens verboten sei. Ich dürfte mit ihnen nur im Lazarett und auch da nur in rein ärztlichen Angelegenheiten sprechen. Meine Bewegungsfreiheit beschränkte sich lediglich auf den Raum unmittelbar vor meiner Wohnung und auf den 20—25 m langen Gang nach dem Lazarett, einem schuppenartigen Lehmgebäude, an dessen in den Lagerhof hineinragendem Ende meine Wohnung lag.

Das Kriegsgefangenenlager befand sich in dem Hauptgehöft des ehemaligen Sitzes der Dahomeyhäuptlinge. Auf zwei Seiten wird es von mächtigen, wohl 6—8 m hohen Mauern aus tiefrotem Lehm umgeben, während die beiden anderen Umfassungsmauern niedriger sind. ..... Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck. Man hatte das Gefühl, von aller Welt auf Nimmerwiedersehn abgeschnitten zu sein.

Nun gar der erbarmungswürdige Anblick unserer Landsleute: Lebensmüde, abgezehrte Jammergestalten, wachsbleiche Gesichter mit tief in den breit umränderten Höhlen liegenden, matten Augen, stumm, gebeugt und mit schlotternden Gliedern schlichen sie verschüchtert über den Hof daher oder standen mit verstohlener Neugier nach dem Ankömmling ausspähend im Hintergrunde der Hütteneingänge, um sich beim Annähern eines Franzosen scheu in das Innere zurückzuziehen, wie verschlagene Hunde! Das waren die »arbeitsfähigen Gesunden«!

Welches Elend sollte sich mir erst offenbaren, als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum ärztlichen Dienst das Lazarett betrat!

Da die Anzahl der Kranken, die im Lazarett und Revier lagen oder die nur zur Revierstunde in Behandlung kamen, außerordentlich groß war, hatte ich den ganzen Tag über im Lazarett zu tun. Doch bekam ich dort viel zu hören. .....

Als das Lager Abomey bezogen wurde, befand es sich in völlig verwahrlostem Zustand. Das Gehöft und die gesamte Umgebung des Lagers waren von schilfartigem Gras völlig überwuchert und die Hütten ..... bis auf ruinenhafte Mauerreste verfallen. ..... Bei der geringsten Unzufriedenheit mit dem Verhalten oder der Arbeitsleistung des einzelnen schlug der Adjudant-Chef Venère auf den Betreffenden mit seinem Ochsenziemer rücksichtslos ein, wohin er immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

traf, ließ ihm Daumschrauben anlegen und ihn mit so gefesselten Händen durch die Ortschaft nach dem Eingeborenengefängnis abführen, wo seine weitere Strafe durch Kostentziehung und neue Mißhandlungen verschärft wurde. Dem Beispiel und der Aufforderung Venères folgten die beiden anderen Franzosen, Sergeant d. R. Castelli, vor Ausbruch des Krieges Chef des Agrikulturwesens von Dahomey, Sohn eines Obersten, und der Gefreite Gianzelli sowie sämtliche farbigen Soldaten. Es wurde von den genannten Franzosen wie von den farbigen Soldaten mit und ohne Grund, oft nur aus Laune, gar oft in der Trunkenheit, wild darauf losgeprügelt, mit dem Ochsenziemer, gerade von den Franzosen vielfach mit dessen umgekehrtem dicken Ende (Handgriff), über Gesicht und Kopf mit aller Kraft und Wut zugeschlagen, Faustschläge ins Gesicht versetzt, mit Ochsenziemern, Fäusten und Fußtritten Rücken, Leib und Gliedmaßen bearbeitet. Die farbigen Soldaten waren auch mit Austeilen von Kolbenstößen nicht sparsam. Begleitet waren die Mißhandlungen von den häßlichsten unflätigsten Beschimpfungen.

Die ins Gefängnis Abgeführten wurden schon unterwegs von den Soldaten mißhandelt; dann wurden sie in dem Gefängnis von den nachkommenden französischen Unteroffizieren, deren jeder volle Strafbefugnis nach Willkür ausübte, in der oben angegebenen Weise zugerichtet, oft noch unter Hilfeleistung der farbigen Soldaten. Auch wenn die Mißhandelten vor Schmerz hinstürzten und sich halb ohnmächtig auf dem Boden wälzten, hielt man in dieser bestialischen Behandlung nicht ein. Solche Grausamkeiten waren an der Tagesordnung!

Das berichteten nicht nur die Mißhandelten selbst, sondern auch unbeteiligte Zeugen, die diese Vorgänge vom Hof aus wie aus den Fenstern des Lazaretts hatten beobachten können. Waren die Franzosen über einen einzelnen in Raserei geraten, dann hieben sie auch auf alle anderen, die schon im Arrest saßen, blindlings ein. ..... Manchmal waren Deutsche und farbige Soldaten zusammen eingesperrt, ja selbst mit Soldatenfrauen zusammen!

Die Daumschrauben waren öfters derart fest angezogen, daß die Daumen anschwollen, Blut austrat und die Gefesselten vor rasenden Schmerzen zusammenbrachen. Doch war es mit diesen ..... Torturen noch nicht genug: Venère ließ zwei in den Arrest Geschickte einander gegenübertreten, ihre Daumen in die Daumschrauben spannen und sie an den Daumschrauben durch eine Kette verbinden. An diese wurde ein Holzklotz angehängt, den die Leute mit wagerecht ausgestreckten Händen in der Schwebe halten mußten. Sobald sie vor Müdigkeit oder Schmerz die Hände sinken ließen, schlug Venère von der einen, ein farbiger Soldat von der anderen Seite mit umgekehrtem Ochsenziemer und mit der Faust auf die Gequälten so lange ein, bis die Hände wieder hochgingen. Erst als beide Arrestanten völlig erschöpft niederstürzten, hörte das graufe Spiel auf. ..... Aus den Mitteilungen unserer Leute ist mir folgendes besonders in Erinnerung geblieben:

Wenige Wochen vor mir waren in Abomey einige neue Kriegsgefangene aus Kamerun eingetroffen....., darunter der Gefangene P..... Am Eingang zum Lager ließ sie Venère von Soldaten umstellen. Alsdann zwang er sie, unter Bedrohung mit seiner Mehrladepistole, hinzuknieen, und mit dem Rufe: »Seht Ihr, Soldaten, so behandeln wir die Deutschen! Jetzt sind sie unsere Sklaven (boys)!« begann er; unter fortgesetzter Bedrohung mit der Pistole, mit dem am dünnen Ende angefaßten Ochsenziemer blindlings auf die Köpfe der Knieenden loszuschlagen.

Vielfach wurden Kriegsgefangene ins Gefängnis geworfen und auch mißhandelt, weil sie sich krankgemeldet hatten. Das Vorenthalten jeglicher Nahrung für einige Tage war gewöhnlich mit der Arreststrafe verbunden.

Furchtbar zu leiden hatten sämtliche Gefangene unter dem grausamen Zwang zu den härtesten Arbeiten in dem schwülen Tropenklima, zumal sie alle unter tropischen Krankheiten oder deren Nachwirkungen mehr oder weniger litten, ohne daß ihr Körperzustand in den Augen des französischen Lagerarztes Gnade fand. Sehr schwer war die Arbeit in den ersten Monaten, als das Lager und seine Umgebung mit bloßen Händen, ohne jedes Werkzeug, von dem üppigen Schilfgras zu befreien waren.

Was das für kranke und herabgekommene Europäer heißt, in schwülem Tropenklima Schilfgras mit den Händen auszuroden, läßt sich nur durch ein Beispiel klarmachen, wenn ich erwähne, daß selbst die kräftigsten Eingeborenen in dem ihnen heimischen Klima das Roden von Schilfgras als eine der schwersten Arbeiten empfinden, obwohl ihnen hierzu die üblichen Rodewerkzeuge, wie Spitz- und Rodehacken, Spaten und ihre eigenen Werkzeuge, zur Verfügung stehen. So mußten, um die Eingeborenen überhaupt zu dieser für die Vernichtung der im Schilf hausenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlafkrankheitsfliege notwendigen Arbeit anhalten zu können, von den Ärzten der Schlafkrankheitsbekämpfung in Deutsch-Ostafrika besondere Werkzeuge eigens zu diesem Zweck erst ersonnen werden.

Morgens von 6—10 Uhr und nachmittags von 2—5 Uhr mußte in Abomey ununterbrochen, unter Aufsicht der mit Gewehr und Knütteln bewaffneten farbigen Soldaten ....., mit äußerster Anstrengung und in glühender Sonnenhitze an den Rodungen gearbeitet werden. Wehe dem, der es wagte, von der in gebückter Stellung ..... auszuführenden Arbeit aufzublicken oder nur einen Augenblick auszuruhen. Sofort war ein Soldat zur Stelle, um ihm unter gemeinen Beschimpfungen, mit der Faust oder dem Gewehrkolben einen Schlag ins Genick oder in den Rücken zu versetzen oder mit dem Fuß zu treten. Wer in der Arbeit zusammenbrach, wurde mit Händen und Füßen oder sonstwie so lange bearbeitet, bis er »zur Besinnung« kam und schließlich die Arbeit wieder aufnahm. Niemand durfte, ohne die gleiche Mißhandlung zu gewärtigen, einem zusammengebrochenen Kameraden beispringen. Wasser zum Löschen des quälenden Durstes gab es während der Arbeit nicht.

Im Februar 1915 traten beim Besuch eines Generals oder eines mit »General« angeredeten hohen Militärbeamten die Stubenältesten vor und brachten ihre Beschwerden an, mit dem Erfolg, daß diese sämtlich in einer ähnlichen Weise wie später durch den Kommandeur von Dahomey, Kommandant Durif, zurückgewiesen wurden. Als der General zum Lager hinaus war, bestrafte Venère sämtliche Beschwerdeführer mit Arrest. ..... Obwohl nun die höchste Kolonialbehörde von Französisch-Westafrika durch diese Beschwerde von den unerhörten Zuständen in Abomey Kenntnis erhalten haben muß, blieb Venère nach wie vor in Abomey, wurde anscheinend nicht bestraft und wütete in gewohnter Weise weiter. ..... Ich sah Venère ..... im Juli 1915 an Bord des Dampfers »Asie« sogar mit Offiziersabzeichen. ..... Übrigens war Venère früher 10 Jahre lang Zuchthausaufseher über deportierte Verbrecher in Neu-Kaledonien.

War die Verpflegung in den allerersten Tagen leidlich, so sollte sie sehr bald, mit dem Einsetzen der Grausamkeiten, völlig unzureichend werden. Brot gab es lange Zeit überhaupt nicht. ..... Die Gefangenen mußten hungern, und dazu trotz heißen Klimas und trotz angegriffener Gesundheit schwer arbeiten. Um die Hungerqualen zu stillen, durchwühlten sie die Abfallkörbe nach Eßbarem. Als es später endlich Brot gab, wurde es während der ersten Tage einer Arreststrafe als besondere Verschärfung vielen Kriegsgefangenen entzogen. Ja, sogar den Kranken und Arbeitsunfähigen wurde das so heiß ersehnte Brot für die ganze Dauer ihrer Arbeitsunfähigkeit vorenthalten. .....

Den Kranken gegenüber benahm sich Dr. Longharé ständig rücksichtslos und brutal. Schmähungen gegen sie waren bei ihm gang und gäbe. Als bald in den ersten Tagen seiner Tätigkeit im Gefangenenlager ein bei der Arbeit zusammengebrochener Kranker besinnungslos vor ihn gebracht wurde, ließ er ihn liegen und setzte unbekümmert um den Kranken in Muße seine Unterhaltung mit den Franzosen, mit denen er bei einem Glas Wein saß, eine Zeitlang fort. Als dann einer der Gefangenen, die den Besinnungslosen angebracht hatten, auf den Zustand des Mannes hinwies, der doch sofortigen ärztlichen Beistandes bedürfe, erwiderte Dr. Longharé: »auch im Felde lägen Verwundete und Kranke recht lange ohne jede ärztliche Hilfe herum«, und ließ sich im Weintrinken nicht stören.

Zahlreiche ernstlich Kranke wurden von ihm zur Arbeit geschickt. Sie mußten dann froh sein, nicht noch von Venère wegen »Simulation« bestraft und mißhandelt zu werden, was sehr häufig geschah. Malariakranke, die nicht gerade bei der Untersuchung selbst hohes Fieber hatten, wurden unweigerlich zur Arbeit geschrieben; war bei einem ins Lazarett aufgenommenen Malariakranken das akute Fieber vorüber, wurde er sofort, trotz jämmerlichen Zustandes zum Arbeitsdienst geschickt.

Jeder Kranke erhielt für die ersten Tage seiner Aufnahme im Lazarett »Régime spécial«, d. h. er bekam zunächst garnichts, später nur ganz wenig zu essen. Dabei ist gerade bei Malaria, abgesehen von den Stunden der eigentlichen Fieberanfälle, wegen der weitgehenden Blutzerstörung das Nahrungsbedürfnis ungewöhnlich gesteigert. Brot gab es grundsätzlich weder im Lazarett noch im Revier!!! Viele Kranke wurden durch die Hungerkuren Longharés aus dem Lazarett wie aus dem Revier vertrieben. Die Leute wollten lieber sich weiteren gesundheitlichen Schädigungen aussetzen als unter Hungerqualen leiden, und meldeten sich überhaupt nur im äußersten Notfall krank, wenn es gar nicht mehr gehen wollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chronisch Kranke galten stets als Simulanten, so besonders die mit tropischer Blutleere und Herzmuskelschwäche Behafteten. Solche Kranke wurden vielfach erst recht zu den schwersten Arbeiten herangezogen.

Longharé besah sich die Kranken, ... hauptsächlich nur auf ihre Entlassungsfähigkeit. Die Behandlung selbst wurde von einem farbigen Heilgehilfen ohne jede Aufsicht ausgeübt. Sogar die intramuskulären Chinineinspritzungen, die doch einige Sachkenntnis und Beherrschung der Asepsis erfordern, führte stets der Farbige selbständig aus. In langer Reihe lagen die Malariakranken auf den Betten des Lazaretts auf dem Leib. Dannkam der Farbige und verabfolgte einem nach dem anderen eine Chinineinspritzung in die Gesäßmuskeln, und zwar ohne zwischen den Einspritzungen die Kanüle der Spritze zu desinfizieren, so daß Übertragungen der verschiedensten Krankheiten möglich waren. Fiel die Kanüle, wie das öfters der Fall war, auf den Boden, so wischte sie der Farbige mit den Fingern oder an seinem ebenso schmutzigen Anzug ab und spritzte weiter!!! Rufen schon die intramuskulären Chinineinspritzungen an sich schmerzhafte Entzündungen mit lang anhaltenden Verhärtungen hervor, ... so entstanden infolge der mangelnden Asepsis bei fast allen von Farbigen so Behandelten sehr starke infektiöse Zellgewebsentzündungen. Trotzdem ließ Dr. Longharé Chinin niemals innerlich, sondern immer nur in Einspritzungen geben. Infolgedessen wagte bald fast kein Fieberkranker mehr, sich krank zu melden.

Bei Longharé war die Anwendung des Glüheisens ein recht beliebtes Abschreckungsmittel für alle diejenigen, die an rheumatischen oder neuralgischen Beschwerden litten. ..... Er erblickte in jedem Rheumatiker oder Neuralgiker einen Simulanten. Das Lazarett hieß sehr bald wegen der vielen Qualen, denen darin die Kranken ausgesetzt waren, nur noch die »Hölle«.

Die kaum entfieberten Malariakranken wurden meistens unmittelbar zum Arbeitsdienst geschickt, nur ein Teil der Hinfälligsten ins Revier (»repos«) entlassen, d. h. in ihre Hütten, wo sie als schonungskrank geführt wurden, aber neben völlig unzulänglicher Kost ihnen auch das Brot vorenthalten wurde. Ruhe hatten die Revierkranken nicht. Regelmäßig mußten sie zu jedem Apell antreten, wurden fast ausnahmslos zu leichteren Arbeiten herangezogen, und wenn es sich gerade traf, daß plötzlich neue schwere Arbeit erstand, dann wurden sie alle von Venère dazu herangeholt. Kam z. B. Proviant an, dann trieb Venère sämtliche Revierkranken von ihren Lagerstellen, schlug dabei oft auf die Kranken, wenn sie ihm nicht schnell genug herbeigesprungen kamen, mit dem Ochsenziemer ein, und ließ sie sämtlich die schweren Säcke schleppen, mochten sie fiebern oder mit dem Herzen zusammengebrochen sein.

Der traurige Eindruck, welchen die unglücklichen Gestalten der sogenannten gesunden Kriegsgefangenen auf mich gemacht hatten, verstärkte sich noch, als ich sah, wie farbige Soldaten, wohlgenährt und gut gekleidet, mit frecher Miene hinter den in zerlumpter Kleidung Arbeitenden einherstolzierten oder gebieterisch neben ihnen standen und ihnen mit barschen Worten und Gebärden Befehle erteilten. Jeder Soldat führte neben seiner vorgeschriebenen Bewaffnung auch einen Ochsenziemer oder Knüttel mit sich.

Die Mannschaft war in mehreren größeren Hütten untergebracht. Darin standen dicht gedrängt die Pritschen. Je zwei Mann schliefen auf einer Pritsche und auf einer Matte. Kam einer der Bettgenossen ins Lazarett oder, was häufiger zutraf, ins Gefängnis, so folgte ihm die Matte, sofern er nicht die eines anderen Leidensgefährten teilen konnte. An schlechten Baumwolldecken standen jedem zwei zur Verfügung. ..... Stiefel wurden nicht geliefert. Dafür erhielt jeder, der es nötig hatte, ein Paar Pantoffel aus ungegerbtem, schlecht oder gar nicht enthaartem Leder, die aus den Fellen der für die Gefangenenverpflegung geschlachteten Rinder angefertigt wurden. Bei Regen weichten diese Pantoffel sofort durch. ..... Hemden wurden kaum einmal geliefert. Bei den meisten war das Hemd nur noch ein zerrissener Lappen.

Feuerherde waren in keiner einzigen Hütte vorhanden, und auch vor den Hütten durfte kein Feuer angemacht werden. Wer von einem der häufigen, manchmal täglichen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt war, mußte sich entkleidet in seine Decke gehüllt legen, um sich wieder zu erwärmen. Doch hatte er Strafe zu gewärtigen, weil die Benutzung der Lagerstätte bei Tage streng verboten war. Bei der hohen Luftfeuchtigkeit wurden jedoch die Kleider erst wieder am Leibe trocken.

Die Franzosen mochten wohl selbst eingesehen haben, daß ein schwer arbeitender Körper nicht dauernd im Hungerzustand belassen werden kann. ..... Ende Februar führte Leutnant

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bernard, der die Geschäfte eines Lagerkommandanten übernahm, einige Verbesserungen ein. Zweimal am Tage gab es Fleisch. ..... Gewöhnlich war das Fleisch mit Jams zusammengekocht. ..... Statt Jams wurden öfters Bohnen oder Reis gegeben. ..... Zur Zubereitung des Essens wurde anfangs nur Salz geliefert, später auch etwas Pfeffer und Zwiebeln.

Das Brot heimischer Art, das von Januar ab geliefert wurde, wurde von Venère allen Arrestanten und zunächst noch allen nicht arbeitenden Kranken vorenthalten, manchmal auch als besondere Strafe nicht ausgegeben.

Leutnant Bernard ließ jeden Morgen zum Frühstück Fleischbrühe austeilen, die aber, weil vom Essen des voraufgegangenen Abends zurückgelegt, sauer war. Manchmal gab es auch morgens und abends Kaffee. .....

Das Trink- und Gebrauchswasser, seiner Beschaffenheit nach Flußwasser, brachten täglich Eingeborenenfrauen an. ..... Filter hielt der französische Arzt für entbehrlich. Er vertrat den Standpunkt, die außerordentlich häufigen dysenterischen Darmerkrankungen unter den Kriegsgefangenen wären harmlose Dickdarmkatarrhe; Bazillenruhr käme in Dahomey nur sehr wenig, die bösartige Amöbenruhr gar nicht vor. Als er mir zu meinem Mikroskop die notwendigsten Hilfsmittel zur Verfügung gestellt hatte, konnte ich ihm sofort in zwei nacheinander in Zugang gekommenen Fällen die Dysenterieamöben zeigen. In der Art der Trinkwasserversorgung erfolgte trotzdem keine Änderung.

In einem länglichen Schuppen neben dem Lagereingang war eine 1 m breite und wohl $1^1/_2$ m tiefe Grube gegraben, über welche einige Querhölzer gelegt waren. Die vordere, dem Hof zugekehrte Seite, und die beiden Schmalseiten des Schuppens hatten breite Türöffnungen, so daß vom Hof aus jeder Vorgang in den Latrinenschuppen in allen Einzelheiten zu erkennen war. Hier hockten, mit entblößtem Unterkörper, Schwarze und Weiße durcheinander, angesichts der im Hof anwesenden Franzosen, Gefangenen und der mit Wasser oder Lebensmitteln dicht vor der Latrine harrenden Eingeborenenfrauen und -mädchen. War die Grube gefüllt, dann hatten Gefangene eine neue dicht neben der vorigen aufzuwerfen. ..... In der Grube wimmelte es von Fliegenmaden, im Lager von Fliegen. Für an Dysenterie akut Erkrankte befand sich wohl ein besonderer Klosetteimer an dem Lazarett; doch wanderte sein Inhalt in die große Latrine. ..... Im Mai wurde endlich eine neue Latrine gebaut, die nach dem deutschen Räuchersystem fliegenfrei gehalten wurde.

Malaria- und Gelbfiebermücken bildeten in den Unterkunftshütten wie vor allem im Lazarett eine ständige Plage. Moskitonetze gab es nicht. Erst Ende April 1915 wurden sie geliefert, nachdem die neue Regenzeit bereits da war. .....

Die Arbeiten bestanden, abgesehen von denen in Küche und Werkstätten, im Anfertigen von Ziegeln, im Bau kleiner Häuser, ferner im Bau und in der Instandhaltung von Wegen. Die schwerste Arbeit bestand in der Gewinnung des für die Ziegelei und des Wegebaues benötigten Laterits, der in der Trockenzeit fast die Härte gebrannten Lehms hatte.

Gerade zu den schwersten Arbeiten zog Venère mit Vorliebe die intellektuellen Kreise heran, vor allen hatte er es auf die Regierungsbaumeister und Ingenieure abgesehen. Zum Beispiel litt der Gefangene T.... an chronischer Blutleere und an ausgesprochener tropischer Herzmuskelschwäche. Doch Dr. Longharé erklärte ihn immer wieder, trotz deutlich vorhandener Merkzeichen beider Krankheitszustände, für gesund und arbeitsfähig. Mir gegenüber bezeichnete er T.... als einen hartnäckigen Simulanten, der sich nur vor der Arbeit drücken wolle. .....

Bei dem im vorderen Hof stattfindenden Markt hatten die Marktfrauen ihre Körbe in einer Linie aufzustellen. Erst wenn sie damit fertig waren, durften die Gefangenen, die sich ihnen gegenüber sammelten, zum Verkauf an sie herantreten. Eines Tages, ungefähr eine Woche nach meinem Eintreffen, drängten die hinteren Reihen die vorn Stehenden gegen die Körbe vor, bevor noch das Zeichen zur Freigabe des Marktes gegeben war. Da sprang der Gefreite Gianzelli, der die Aufsicht führte, gleich einer Furie auf die vorderen, unschuldigen Leute los und hieb wütend mit seinem Ochsenziemer auf die entsetzt Zurückweichenden ein. Laut klatschend sausten die Hiebe auf Rücken und Köpfe nieder. .....

Eine Woche darauf ereignete sich ein neuer Zwischenfall. Die Lager Kandi und Gaya sollten allmählich durch kleine wöchentliche Abschübe aufgelöst werden. Zunächst wurden die Lazarettkranken abgeschoben, angeblich nach der Küste. Auf der Bahnstation Abomey-Bohikou wurden sie jedoch aus dem Zug geholt. Nachdem die Leute des ersten Transports, etwa 8 Kranke, gezwungen waren, das Gepäck aus der Bahn nach dem bereitstehenden Rollwagen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schleppen, sollten sie auch den Rollwagen bis Abomey in schwüler Temperatur und glühender Mittagssonne selbst schieben. Sie suchten daraufhin dem Transportleiter, einem wegen seiner Grausamkeit übel berüchtigten farbigen Unteroffizier, klarzumachen, daß sie als Kranke dazu nicht imstande wären. Sie wollten farbige Arbeiter dazu dingen und diese aus eigener Tasche bezahlen. Der Farbige wies jedoch diesen Vorschlag ab und ließ sie den schwer beladenen Wagen selbst schieben. Als ihm das zu langsam ging, schlug er schimpfend auf die ermüdeten Kranken mit seinem Ochsenziemer ein und mißhandelte drei von ihnen. Am schlimmsten mitgenommen war der Gefangene N. ... aus Lome, der an chronischer Ruhr litt. Er hatte mehrere stark angeschwollene, teilweise blutig unterlaufene Striemen über dem ganzen Rücken und auf dem Hinterkopf. Ein zweiter Kranker, namens J. ..., hatte zwei oder drei weniger starke Striemen auf dem Rücken. Die anderen Kranken bekam ich nicht zu sehen. Ich meldete den Vorfall dem Lagerkommandanten, Leutnant Bernard, und zeigte ihm die Merkzeichen der erfolgten Mißhandlung. Bernard erklärte daraufhin, daß Mißhandlungen von Kriegsgefangenen verboten wären; der Farbige würde bestraft werden. Ob das wirklich geschehen ist, habe ich nicht erfahren.

Mißhandlungen dieser oder ähnlicher Art wiederholten sich fortan bei jedem der wöchentlich eintreffenden Transporte der Togoleute. ..... Bald war der Mißhandelnde ein Farbiger, bald ein Franzose.

So wurde der Gefangene B. ... aus Togo, der, seit längerem an einer hartnäckigen Verschwellung eines Auges leidend, sich damit bei seiner Ankunft im Lager krank meldete, von Venère beschimpft, mit dem Ochsenziemer über Gesicht und Kopf geschlagen und ins Gefängnis geworfen; auch wurden ihm die Daumschrauben angelegt. Er sollte während seiner 14tägigen Arreststrafe täglich zur Revierstunde ins Lazarett kommen, mußte aber an einem der folgenden Tage ins Lazarett aufgenommen werden. ..... Ich selbst sah den Gefangenen P. ... aus Kandi lange vor den anderen in Begleitung eines farbigen Soldaten vom Bahnhof Bohikou im Lager erscheinen. Mit blutüberströmtem Gesicht mußte er am Lagereingang stehen bleiben, bis gegen Abend die übrigen ankamen. Alsdann wurde er mit ihnen ins Gefängnis abgeführt. Zur ärztlichen Behandlung durfte er nicht kommen. .....

Hatte sich nach meiner Zeit die Wut der Franzosen hauptsächlich gegen die Kriegsgefangenen aus Togo gerichtet, so sollten zwischendurch auch die alten Insassen des Lagers wieder darunter zu leiden haben.

Seit meiner Anzeige gegen den farbigen Unteroffizier, der bei dem ersten Transport der Kranken aus Kandi sich jenen unerhörten Übergriff gestattet hatte und wofür seine Bestrafung erfolgen sollte, waren etliche Tage vergangen. Da ließ der Gefreite Gianzelli einen Kriegsgefangenen aus mir nicht mehr erinnerlichem Grunde einsperren. Er folgte dem Manne mit einem farbigen Soldaten in den Arrestraum (im Lager); beide fielen über den Wehrlosen mit Ochsenziemer, Knüttel, Fäusten und stiefelbewehrten Füßen her und bearbeiteten ihn so unter lautem Schimpfen in unmenschlicher Weise. Ich selbst hörte das Toben von einem Fenster des Lazaretts aus, sah den Gianzelli in dem Arrestraum noch einige Hiebbewegungen machen und dann in hochgradiger Erregung mit stark gerötetem Gesicht ins Freie treten. Andere Gefangene, die sich im Lazarett befanden, hatten diesen Vorgang im Gefängnis von einem günstiger gelegenen Fenster aus genauer beobachten können. Da ich des Lagerkommandanten nicht habhaft werden konnte, beauftragte ich den Dolmetscher mit der Übermittlung meiner Anzeige auf dem Wege über den Adjudant-Chef Venère. Dieser erschien später selbst vor meiner Wohnung, redete lange erregt auf mich ein, wollte aber die Meldung weitergeben. Weiteres zu erfahren blieb mir jedoch vorenthalten. Leutnant Bernard blieb für mich lange unerreichbar, und als er später mit mir in Lazarettangelegenheiten zu verhandeln hatte, zeigte er sich auffallend wortkarg und abweisend Da ich seiner Unterstützung in Angelegenheiten meiner Kranken benötigte, verzichtete ich auf ein — zweckloses — Zurückkommen auf jene Mißhandlung. Hatte ich doch bereits aus mir vom Dolmetscher hinterbrachten Äußerungen der Franzosen erkennen müssen, daß, weil ich nur zur Unterstützung und Entlastung des französischen Arztes nach Abomey geschickt war, Beschwerden von mir nichts fruchteten, vielmehr den Trotz der französischen Unteroffiziere herausforderten. .....

Kaum war nach dem hier geschilderten Vorfall eine Woche verflossen, da ließ Sergeant Castelli einen jungen Matrosen der Woermannlinie von der Arbeit weg ins Gefängnis abführen. Er soll Castelli verhöhnt haben. Castelli ging ihm alsbald ins Gefängnis nach und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mißhandelte ihn in tierischer Weise durch Schläge mit dem Ochsenziemer und unter Würgen mit Faustschlägen ins Gesicht und auf den Kopf. Sodann trat er den auf dem Boden Liegenden mit den Stiefeln. Auf die gellenden Wehrufe des Mißhandelten eilte ich an die Tür meiner Wohnung und sah gerade noch, wie Castelli das Gefängnis in hochgradiger Erregung verließ und sich alsbald auf seinem Rad aus dem Lager entfernte, wie ich gleich vermutete, um selbst bei Leutnand Bernard Anzeige zu erstatten und damit jeder Beschwerde meinerseits zuvorzukommen.

Auch dieser Fall von Mißhandlung wurde vom Lazarett aus beabachtet. Castelli gab mir an einem der folgenden Tage die Erklärung ab, daß Verhöhnen der Franzosen durch deutsche Kriegsgefangene auf das schärfste geahndet werden müßte. Im übrigen stände er nach Beendigung des Krieges jedem freien Mann zur Verfügung.

Von weiteren Mißhandlungen habe ich selbst nur noch von meinem Zimmer aus gehört, wie Venère einem abends über den Lagerhof Gehenden einen scharfen Hieb mit seinem Ochsenziemer versetzte.

Mit Arreststrafen wurde bis auf den letzten Tag meines Bleibens in Abomey freigebig umgegangen. Dabei wurden auch mehrfach Daumschrauben angelegt. .....

Gegen Ende meines Aufenthalts in Abomey kam der Kommandant von Dahomey, Major Durif, zur Besichtigung des Lagers. Beim Appell meldeten sich mit Beschwerden nur Leute aus Togo. Die alteingesessenen Kameruner hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben. Vom Lazarett aus hatte ich Gelegenheit, den Verlauf des Appells zu beobachten und einiges des dort Gesagten mit eigenen Ohren aufzufangen. Das übrige wurde mir nach dem Appell hinterbracht.

Folgendes waren die Antworten des Kommandanten Durif: Auf die Beschwerde über harten Arbeitszwang in dem heißen Klima:

»Zu Haus ist es kalt, hier ist es heiß.«

Auf die Beschwerde über Bewachung durch farbige Soldaten:

»Zu Haus sind die Soldaten weiß, hier sind sie schwarz.«

Auf die Beschwerde über Mißhandlungen seitens der Franzosen und der farbigen Soldaten:

»Tut, was man Euch heißt, dann werdet Ihr nicht geschlagen.« Ähnlich hatte schon früher der »General« aus Dakar die Beschwerden abgewiesen. Kaum war der Kommandant zum Lager wieder hinaus, so ließ Venère sämtliche Beschwerdeführer 14 Tage einsperren. In dieser Zeit wurden sie nur zu den allerschwersten Arbeiten herangezogen.

Welches Maß von Zynismus Venère zur Schau trug, mag noch daraus erhellen, daß er sich nicht scheute, zu bemerken, wenn die von ihm mißhandelten Kriegsgefangenen nach Friedensschluß erst einmal in Freiheit wären, würden sie an die ihnen angetane schmähliche Behandlung gar nicht mehr denken, d. h. für Venère und seine Helfer wären keinerlei Folgen zu befürchten. ..... Ende Mai 1915 war es, als Venère bei einem Sonntagsappell den Gefangenen in »väterlichen« Tönen vor Augen führte, wie gut sie es bei ihm in der Gefangenschaft hätten, das Essen sei reichlich, die Behandlung nachsichtig, die Arbeit seit langem nur eine Spielerei. Die Kriegsgefangenen sollten daher bei nächster Postgelegenheit nach Haus schreiben, wie gut sie es hier hätten, damit man dies in Deutschland erführe und darum auch dort die kriegsgefangenen Franzosen gut behandelt würden. Die Lagerverwaltung wolle ihnen sogar das Papier zu den »guten Briefen« liefern. ..... Niemand schrieb. Nach einer Woche wurde dasselbe Ansuchen, diesmal schon in bestimmterer Form, wiederholt, und als auch da die ausgeteilten Briefbogen leer blieben, bei einem weiteren Appell eine Anzahl von Kriegsgefangenen unter Strafandrohung zum Schreiben »guter« Briefe befohlen. Die »guten« Briefe waren aber so abgefaßt, daß sie von den Franzosen als wertlos zum Fenster hinausgeworfen wurden. Auch an mich erging die Aufforderung zum Absenden eines »guten« Briefes, und zwar durch Leutnand Bernard. Ich erwiderte, daß ich wohl die Verbesserungen, die er eingeführt habe, anerkenne, aber von einer guten Behandlung keine Rede sein könne, solange die Kranken nicht in jeder Hinsicht geschützt würden, solange noch Mißhandlungen drohten und Arbeitszwang in dem Tropenklima bestände. Bernard solle entsprechende Garantien, besonders gegen jede Wiederholung von Mißhandlungen geben, dann würden meine Mitgefangenen schon selbst, freiwillig, schreiben. Bernard sprach darauf von etwas anderem.

Im Juni 1915 wurde über sämtliche Kriegsgefangenen in Dahomey die Briefsperre verhängt.

Der französische Regierungsarzt von Abomey, Stabsarzt Dr. Longharé, hatte mir bald nach meiner Ankunft im Lager eine äußerst scharf gehaltene Dienstanweisung zugestellt. In seinem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auftrag und unter seiner Aufsicht sollte ich den Krankendienst ganz in seinem Sinne ausüben: »Größte Strenge hätte gegenüber allen Krankmeldungen in Anwendung zu kommen, widrigenfalls ich streng bestraft werden sollte. Desgleichen würde jede Verschwendung von Medikamenten streng bestraft werden. Bei wem nicht wirklich hohes Fieber durch mich in der Revierstube oder durch einen Heilgehilfen in der Hütte (mir war das Betreten der Mannschaftsräume nterfagt) festgestellt wäre, dürfte nicht wegen Malaria aufgenommen werden«. ..... Kurz, alles ollte von mir so gehandhabt werden, wie es bislang gewesen war. ..... In Dr. Longharé lernte ich einen barschen, brutalen Menschen kennen. In der ersten Zeit erschien er täglich, besah sich sehr genau die Fiebertabellen und wiederholte immer wieder, den Drückereien vor der Arbeit müßte erbarmungslos entgegengetreten werden. ..... Die Zustände im Lazarett und Revier waren tatsächlich noch so, wie ich sie oben schon nach den Erzählungen der Leute geschildert habe. Das Lazarett (Infirmerie) bestand aus zwei Zimmern, zwischen denen durch niedere Mauern ein schmaler Raum abgegrenzt war, in welchem die Untersuchungen und Neuaufnahmen stattfanden. Dort befand sich auch ein kleines Schränkchen mit einigen wenigen Medikamenten. Chinin war nur in einer Lösung für Einspritzungen da. Auch von sonstigen wichtigen Arzneimitteln war kaum das Notwendigste in ganz geringen Mengen vorhanden. ..... Das Lazarett enthielt gegen 20 Betten, d. h. Pritschen. Moskitonetze gab es nicht. Dabei war die Mückenplage kaum auszuhalten. ..... Immer wieder füllten sich Lazarett und Revier mit Kranken, die der Behandlung und der Schonung unbedingt bedurften. ..... Nachdem sich die Bettenzahl wiederholt als zu klein erwiesen hatte, wurde sie auf 30 erhöht. Doch auch da noch lagen mehrfach je 2 Kranke auf einem Bett. ..... Die hauptsächlichsten Krankheiten waren Malaria und Dysenterie, dann Schwarzwasserfieber. Chinin sollte ich einzig und allein in Form von Einspritzungen verabfolgen ..... Bald wurde ich dahin vorstellig, daß ich einiges Chinin zum inneren Gebrauch unbedingt für die Kranken haben müßte, welchen neue Einspritzungen wegen der vielen Narben von früheren Einspritzungen her nicht mehr gemacht werden könnten. So erhielt ich wenigstens in den ersten Tagen einige 10 Gramm, allmählig etwas mehr. ..... Damit konnte ich vorläufig die vielen unerläßlichen Behandlungen und Nachbehandlungen durchführen. Trotz der Schmerzhaftigkeit der Einspritzungen meldeten sich viele Leute, die bisher ohne jede Nachbehandlung, also mit chronischer Malaria, sich herumgeschleppt hatten. Die mir gelieferten Chininlösungen sollten steril sein. Doch muß ich das bezweifeln, da nach den Einspritzungen noch viele starke Entzündungen auftraten, dazu im Anschluß an eine sehr heftige örtliche Entzündung ein Todesfall an Starrkrampf. ..... Offenbar waren die mir fertig zugestellten Chininlösungen von einem »zuverlässigen« Farbigen, ohne Aufsicht durch Longharé, angefertigt und »sterilisiert« worden. So betrübend dieser Vorfall an sich war, so hatte er doch das Gute, daß Dr. Longharé mir fortan Chinin zu innerem Gebrauch zunächst für das Lazarett und den Revierbedarf, bald jedoch auf mein Drängen unter Hinweis auf die zunehmende Zahl der Malariafälle auch für eine allgemeine Prophylaxe in auskömmlichen Mengen zur Verfügung stellte. Natürlich war es für manchen insofern bereits zu spät, als in der voraufgegangenen Zeit die Grundlage zu einer beträchtlichen Anzahl von später ausgebrochenen Schwarzwasserfiebern (Blutzersetzungen) vorbereitet war.

Zahlreich waren die Erkrankungen an Dysenterie und sonstigen schweren Darmkatarrhen. ..... Ein Erfolg war die bald nach meiner Ankunft erfolgte Abschaffung der Hungerkuren, dem Abschreckungsmittel für Krankmeldungen. Dr. Longharé meinte, daß Fiebernde und Bettlägrige keine oder nur sehr wenig Nahrung brauchten. ..... Schließlich gestattete er, daß die Kranken das unentbehrliche Brot erhielten. Allmählich gelang es sogar, für die aufzufütternden Kranken im Lazarett wie im Revier bis zum Doppelten vermehrte Rationen durchzusetzen, sowohl an Brot, wie an Reis und Jams. ..... Allerdings wurden die täglich auf dem Küchenzettel verordneten Speisen und Getränke nicht ganz in der der jeweiligen Verordnung entsprechenden Menge geliefert. Denn der mit der Verwaltung der Lebensmittel beauftragte Adjudant-Chef Venère war ein großer Sparmeister — für seine Tasche. Vor allem hatte er es auf das Brot abgesehen. ..... Alles den Arrestanten und den Kranken vorenthaltene Brot entzog sich der dienstlichen Kontrolle. Korbweise ließ Venère das so erübrigte Brot täglich zu sicherer Stunde zum Lager hinausschaffen, um es zu verkaufen, später auch um es teilweise an sein Pferd zu verfüttern. ..... An meinen Brotverordnungen ..... suchte er immer etwas abzuknapsen. Kam er nicht selbst in das Lazarett gelaufen, so ließ er seinen Arger wenigstens an dem Überbringer des Küchenzettels aus, den er in gröblichster Weise beschimpfte oder auch schlug, so daß das Lazarettpersonal immer nur mit Zittern ihm den Zettel zutrug.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Anfang Mai 1915 infolge der unhygienischen Zustände und des Arbeitszwanges die Zahl der Kranken im Lazarett und Revier in augenfälliger Weise zugenommen hatte, steckte sich Venère hinter den französischen Arzt. Er redete ihm ein, ich schriebe zu viel Leute krank und befreite sie leichtfertigerweise viel zu lange vom Arbeitsdienst. Dr. Longharé ..... forderte die Krankenlisten ein, worauf er mir einen groben Zettel zuschrieb und mir wiederum mit schwerster Bestrafung wegen zu großer Nachgiebigkeit gegenüber den sich Krankmeldenden drohte. Gleichzeitig wurde die Brotabgabe an Kranke verboten. ..... Einige von den Kranken, wie solche von den Revierkranken, meldeten sich freiwillig gesund, um das Brot nicht entbehren zu müssen. Doch innerhalb weniger Tage war das Lazarett wiederum überfüllt. Im Revier schwoll die Krankenzahl immer höher an, so daß für die wegen chronischer Leiden dauernd oder doch für absehbare Zeit Arbeitsunfähigen, die dem Venère als »Faulenzer« verhaßt waren, abseits des bisherigen Lagers ein besonderes Lager errichtet wurde.

Nach einiger Zeit durfte ich zunächst an Rekonvaleszenten nach Schwarzwasserfieber, bald auch an die übrigen Kranken, wieder Brot, aber nur in halber oder höchstens in einfacher Ration verordnen. .....

Venères Sparsamkeitssinn sollte sich leider noch in geradezu lebensgefährdender Weise betätigen.

Am Spätnachmittag des 22. April 1915 wurden Gefangene als Schlächter und Fleischträger vor das Lager geschickt, um von der für die Gefangenenverpflegung angekauften Bullenherde ein Tier zu »schlachten«. In der Nähe des Viehstandes lag der aufgeblähte Kadaver eines jungen Bullen, der bereits stark roch. Er sollte ausgeschlachtet werden, da er angeblich nur durch den Hornstoß eines anderen Bullen umgekommen, daher gegen die Verwendung des Fleisches nichts auszusetzen wäre. Bei Beginn des Abhäutens erklärten die Schlächter, das Fleisch röche bereits so stark, daß es ungenießbar sei. Die beiden hinzugekommenen französischen Unteroffiziere stimmten bei, doch der alte Praktiker Venère steckte seine Finger in einen Schnitt in der Nackenmuskulatur, wo sich die Fäulnis zuletzt erst bemerkbar macht, und erklärte, er rieche nichts; das Fleisch wäre in die Küche zu schaffen. Erst spät am Abend wurden die Schlächter mit dem Zerlegen fertig. Am folgenden Morgen erfuhr ich davon in der Revierstunde. ..... Es lag der Verdacht nahe, daß als eigentliche Todesursache des umgestandenen Bullen Milzbrand vorliege. ..... Milzbrand ist, was auch der tropenerfahrene Venère wissen mußte, eine in den Tropen, namentlich auch in Togo und Dahomey, sehr verbreitete, bald da bald dort auftauchende Rinderseuche.. ..... Ich warnte die Mitgefangenen eindringlichst vor dem Genuß des einmal durch Fäulnis verdorbenen und dann wegen Milzbrandverdachtes besonders gefährlich erscheinenden Fleisches. Meine Warnung wurde auch befolgt. ..... Das Fleisch aß keiner von uns. ..... Das für den Abend zurückgestellte Fleisch war über Mittag in völlige Verwesung übergegangen. Es mußte gleich dem mittags verschmähten entfernt werden. Sonach schien alles noch glimpflich abgelaufen zu sein. Doch am 27. April meldete sich einer der Schlächter mit einer Milzbrandinfektion an einer Schnittwunde, die er sich beim Zerlegen des verdächtigen Kadavers im Dunkeln an einer Hand beigebracht hatte. Auf Umfrage bei den übrigen mit dem verdächtigen Kadaver in Berührung gekommenen Deutschen stellte sich ein zweiter Mann mit beginnendem Milzbrandkarbunkel vor, kurz danach drei weitere, und am 30. April noch ein sechster!!!. Die am Milzbrand Erkrankten waren die beiden Schlächter und vier der Fleischträger. Vier der sechs Fälle untersuchte ich mikroskopisch und bei allen vieren wurden Milzbrandbazillen festgestellt. Ferner war in der Nacht zum 30. April ein zweiter Bulle aus der für die Lagerverpflegung beschafften Herde umgestanden. Ich erhielt von Dr. Longharé die Genehmigung, im Kadaver die Milz zu besehen. Während des Wartens auf die Fertigstellung einer Grube zur Aufnahme des Kadavers, an deren Rande ich ihn eröffnen wollte, brach plötzlich vor unseren Augen unter der in der Nähe weilenden Herde ein junger Bulle an akuter Herzschwäche zusammen. Ich entnahm aus dem Ohr des noch lebenden Tieres Blut zur mikroskopischen Untersuchung und fand darin eine Aussaat typischer Milzbrandbazillen. Das Tier verendete bald darauf, und seine Milz zeigte die für Milzbrand charakteristischen Veränderungen. .....

Der Gefangene G.... hatte einen bösartigen Milzbrandkarbunkel am Hals mit starker Schwellung der ganzen Halsseite und Temperaturen bis 40 Grad. Die Schwellung bedrohte bereits den Kehlkopf. Zwei Tage lang schwebte G.... in Lebensgefahr. Zwei der übrigen Milzbranderkrankungen verliefen mild, zwei sehr hartnäckig, besonders bei R...., bei welchem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

immer wieder neue Karbunkel auftraten. Diesen und einen der anderen hat Oberarzt Dr. Simon sogar noch im Juli, während des Abtransports der Kriegsgefangenen nach Marokko, an Rückfällen behandelt. Venère hatte im höchsten Grade leichtfertig gehandelt, als er den Kadaver des gefallenen Tieres für die Küche ausschlachten ließ. Denn er mußte aus seiner langjährigen Tropenerfahrung und Landeskenntnis wissen, daß in Dahomey allenthalben mit Milzbrand zu rechnen wäre. Dann war ihm, wie sich nachträglich herausstellte, bekannt gewesen, daß kurz vor dem Umstehen des ausgeschlachteten Bullen der Lagerherde bereits zwei Stück in der Rinderherde des Bezirksamtes gefallen waren, mit welcher die Lagerherde öfters dieselbe Weide beging. Endlich hatte Venère die durch den französischen Arzt auszuübende Fleischkontrolle gerade in diesem, in doppelter Weise höchst verdächtigen Falle umgangen!!! Da die Zerlegung des Kadavers erst in später Abendstunde beendet war, traf der Bote, welcher dem französischen Arzt die Eingeweide der geschlachteten Tiere zu vorschriftsmäßiger Begutachtung überbringen sollte, diesen nicht mehr zu Haus an. Dem Boten wurde das Warten zu lang; er ging unverrichteter Dinge zurück, machte aber Venère entsprechende Meldung. ..... Venère hätte die Pflicht gehabt, am folgenden Morgen die Fleischbeschau nachholen zu lassen. Wenn er das unterlassen hat, geschah es offenbar, weil die Eingeweide über Nacht völlig verwest waren. Dr. Longharé wollte Venère ..... zur Bestrafung melden. Doch scheint nichts daraus geworden zu sein; denn Venère sah ich nicht lange darauf als Offizier. ..... Als ich Venère gelegentlich darauf aufmerksam machte, daß auch das ungegerbte Fell des an Milzbrand verendeten Rindes die Ansteckungsstoffe bewahrte, also nicht für unsere Leute zu Pantoffeln verarbeitet werden dürfte, erklärte er mir, das Fell sei bereits verkauft! Da ich im Drange der Geschäfte unterlassen hatte, den französischen Arzt darauf aufmerksam zu machen, daß auch in der Küche die Tische und anderen Gegenstände mit Milzbrandkeimen behaftet sein könnten und daher entsprechende Maßnahmen zu treffen wären, ließ ich meine Ansicht hierüber dem Venère durch den Dolmetscher übermitteln. Venère ließ mir auf meinen Vorhalt wegen entsprechender Reinigungsmaßnahmen gegen die Milzbrandgefahr durch den Dolmetscher sagen, mich ginge das gar nichts an, sondern lediglich den französischen Arzt. ..... Wenn ich mich in Angelegenheiten einmische, die mich gar nichts angingen, würde er auch über mich mit der Peitsche herfallen. .....

Meine Wohnung befand sich an dem frei in den Lagerhof hinausgehenden Ende der langen Lazaretthütte, mit rohen, ungetünchten Lehmmauern und ungestampftem Lehmboden. Das Zimmer lag zu ebener Erde; die Tür- und Fensteröffnungen waren nur mit durchbrochenen Rohrmatten verdeckt. Der Wind trieb daher Staub und Regen durch den größten Teil des Zimmers. Das Strohdach war schadhaft wie im Lazarett. Mehrfache, von Eingeborenen ungenügend vorgenommene Ausbesserungen brachten keine Abhilfe gegen das Durchsickern des Regens. Meine Bewegungsfreiheit beschränkte sich auf den Raum unmittelbar vor meiner Wohnung bzw. des Lazarettgebäudes. ..... In der ersten Zeit stand täglich in den Arbeitspausen und abends ein Soldat in der Nähe meiner Wohnung, um jeden Verkehr mit anderen Gefangenen zu verhindern. ..... War ich schon in Kandi kränkelnd, so verschlimmerte sich in Abomey mein Gesundheitszustand unter dem ohnmächtigen Zuschauen zu all den Scheußlichkeiten derart, daß ich den anstrengenden ärztlichen Dienst zuletzt nur noch rein mechanisch versehen konnte. Daher wurde ich gegen Ende Mai 1915 durch Oberarzt Dr. Simon abgelöst. ..... Am 31. Mai 1915 durfte ich nach Widah abfahren, diesmal in 2. Klasse.

Dort befanden sich die an der Küste verbliebenen Offiziere und Ehepaare. Sie waren in verschiedenen deutschen Handelshäusern gruppenweise untergebracht. Anfänglich war es sämtlichen Damen gestattet gewesen, zu bestimmten Tagesstunden auszugehen und sich auf dem Markt oder in der Kirche zu treffen. Später jedoch erhielten nur noch einzelne der Damen die Genehmigung zum Gang auf den Markt oder in Geschäfte, und stets nur in Begleitung eines farbigen Soldaten. Im übrigen beschränkte sich alle Bewegungsfreiheit auf Haus und Hof. ..... Jedem Haushalt war gestattet, einen farbigen Koch und einen gemeinsamen Diener zu halten. Sonst hatte niemand Zutritt. Das Schlimmste waren die Besuche eines französischen Unteroffiziers und des Kommandanten von Dahomey, Hauptmann Poncot. Beide benahmen sich, auch den Damen gegenüber, grob und ungehörig. .....

Über die ärztliche Behandlung im Lazarett zu Cotonou wurde von verschiedenster Seite geklagt, und zwar teils über mangelhafte medikamentöse Behandlung, teils über Ausnutzung der Gefangenen zu Experimentierzwecken. So erhielten Malariakranke nur ganz wenig Chinin, bei Furunkulose wurden langwierige Immunisierungsversuche mit den aus den Furunkeln gezüchteten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kokken gemacht. Malariakranken, die zur Durchführung einer gründlichen Kur und Nachbehandlung um Chinin baten, wurde vom Lazarettarzt erklärt, daß ihm nicht genügend Chinin zur Verfügung stünde. Darauf wandten sich die Kranken an das farbige Personal und erhielten von diesem gegen Bezahlung Chinin in jeder erwünschten Menge. .....

Wir kamen an Bord des Dampfers »Asie«, mit dem vorläufigen Reiseziel Marokko. Die Offiziere und die Damen waren in der zweiten Klasse untergebracht, die Mannschaft trotz der großen Hitze unter Deck. Freie Bewegung an Bord war nicht gestattet; mit Not erreichten wir, daß die Tür des Ganges, der von unseren Kammern aufs Deck führte, offen bleiben durfte. Die Verpflegung war ..... unzulänglich. Die farbigen Posten an Deck wurden bei bewegter See samt und sonders seekrank. Dann hatte unsere Mannschaft die von den farbigen Soldaten dem Meere dargebrachten Opfer zu entfernen und sich dazu derselben Eimer zu bedienen, in welchen dann das Mannschaftsessen geholt werden mußte! Unser Gepäck war uns während der ganzen Fahrt unzugänglich geblieben. Man hatte den auf dem Bahnhof Cotonou ankommenden Offizieren und Frauen Handgepäck und Koffer durch Farbige abnehmen und alsbald an Bord schaffen lassen. Dort wurden diese Sachen in den großen Laderaum zu unterst geworfen. Das übrige schwere Gepäck, das in den Zollschuppen zu Cotonou aufbewahrt gewesen war, kam dann darüber und über allem lagerte sich ein großer Trupp von farbigen Soldaten nebst Frauen. .....

gez. **Professor Dr. Zupitza,**
Oberstabsarzt a. D.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 11.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1109/16.

Bericht des Andr. Sch. ..

..... Übrigens haben wir Dahomeygefangenen fast ein Jahr lang keinerlei Postsachen ausgehändigt bekommen. Wir sollten dies Verbot als Gegenmaßregel auffassen, weil auch die Franzosen in den von Deutschen besetzten Gebieten nicht ihren Angehörigen schreiben dürften. Das Verbot blieb von Mai 1915 bis April 1916 bestehen. Im April bekamen wir die ersten Postsachen aus Deutschland. ..... Alles, was an Briefen oder Karten während des Postverbots eingelaufen ist, wurde uns nicht ausgehändigt, Geld haben wir nicht gesehen, Pakete sind unter andere Lager verteilt worden, die ersten Pakete haben wir im April 1916 bekommen, aber vollständig ausgeräubert. .....

Am 20. September 1914 wurden wir in Cotonou ausgeladen. Längs der Landungsbrücke war auf beiden Seiten alles dicht mit schwarzen Soldaten (Tirailleurs senégalais) besetzt. Am Ende der Brücke standen Franzosen (Zivilisten) und beschimpften uns. ..... Im Güterschuppen wurden wir einquartiert, der Eingang mit über 20 Schwarzen besetzt. Diesen Raum durften wir nicht verlassen, nicht mal zur Verrichtung unserer Bedürfnisse, die Luft wurde infolgedessen derart schlecht, daß verschiedene schon am ersten Tage Schwächeanfälle bekamen; anderen Tags sahen wir alle käsig gelb im Gesicht aus. Die Tür war nachts geschlossen und die Luft unerträglich geworden. ..... Unser Gepäck sollte bis aufs Notwendigste zurückbleiben. ..... Wir wurden mit der Bahn bis zur Endstation Savé befördert. .....

Als wir auf einer Bahnstation anhielten, waren die Eingeborenen von unserem Kommen schon benachrichtigt, standen bis an die Zähne bewaffnet mit ihren Donnerbüchsen rings um den Bahnhof und schnitten uns Grimassen und Zeichen, wie Halsabschneiden ..... Von Savé traten wir den Marsch an; morgens 6 Uhr gingen wir ab, gegen 8 Uhr wurde es schon drückend heiß, und je später es wurde, desto mehr blieben zurück, und um so brennender schien die Sonne. Mittags stieg die Temperatur auf 50°—60° und darüber. Gegen $^1/_2$12 Uhr kamen die ersten auf der Raststation an, andere, deren Herz nicht gut funktionierte, blieben unterwegs liegen und wurden durch Franzosen und Schwarze vorwärts getrieben. Vollständig durchnäßt vom Schweiß, mit hochroten Köpfen setzten sich ein paar erschöpfte Leute an den Buschrand zum Rasten; da sie unbedingt marschieren sollten, hetzte der begleitende Sergeant einen Soldaten auf die Leute; aber wie wenn eine höhere Macht diese Gewalttat verhindern wollte, drehte sich der Soldat einmal um seine eigene Achse und schlug selber vom Hitzschlag getroffen zur Erde. Erst jetzt merkte dieser Vertreter der humanen Nation, daß er in seiner Hängematte nichts von unseren Anstrengungen verspürt hatte. ..... Bei Ankunft im Dorfe stürzte alles nach Wasser. Viele der Afrikaner waren schon 10 und 20 Jahre im tropischen Afrika und hatten noch keinen Tropfen ungefiltertes oder unabgekochtes Wasser getrunken. Hier in dem ersten Rastdorfe fanden wir etwa 10—12 große schmutzige Tonkübel vor. Darin war eine graue Brühe mit langen schwimmenden Dreckfladen, in jedem einzelnen Kübel unzählige Moskitolarven, tote Frösche und Froschlarven. Auf unsere Beschwerde beim französischen Offizier bekamen wir den Bescheid, daß der Inhalt in den Kübeln ganz gutes Regenwasser wäre; es stände nur schon ein paar Tage, weil wir früher erwartet wurden. Inzwischen hatten die Halbverschmachteten die Kübel schon fast ausgetrunken. ..... Ich bekam gerade noch den letzten Rest; dieser war noch viel schlechter als das obenstehende Wasser und stank, als wenn eine Jauchgrube geleert würde. ..... Es wurden uns nun unsere Wohnräume angewiesen: zwei lange 1 $^1/_2$ m hohe Grasbuden, das Dach nur mit einer dünnen Lage Stroh bedeckt. Stehen konnte man in diesem »Stall« nicht, nur knien oder liegen; aber wir waren alle in einer Verfassung, daß wir gern lagen. Zum Überfluß trat noch ein regelrechter Tropenregen ein, verbunden mit Wind, so daß wir unser luftiges Wohnhaus an allen Enden festhalten mußten; durch das dünne Grasdach regnete es in Strömen. Liegen konnte man nun auch nicht mehr, weil der Erdboden vollständig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgeweicht war. Halbgares Essen, wie wir es schon von Cotonou an bekommen haben, gab es auch hier. Das Ochsenfleisch war zum größten Teil roh, außerdem war das Essen von dem schwarzen dreckigen Koch scheußlich verpfeffert. .....

In dieser Weise ging der Marsch für etwa die Hälfte der Leute weiter bis Kandi und für die andere Hälfte noch 100 km weiter bis zu dem in Zentralafrika am Niger gelegenen Dorfe Gaya. Durch das eklige Trinkwasser, welches wir überall vorfanden, entstanden bei mir und vielen anderen häßliche Darmkrankheiten. Auf jeder Station fanden wir dasselbe Wasser, dieselben Hütten und dieselbe gepfefferte Brühe zum Essen vor. ..... An manchen Plätzen wurden die Eingeborenen von den Franzosen aufgeklärt, daß wir gefangene Allemands wären und es in Afrika keine Deutschen mehr gäbe. Das gab dann allemal einen großen Jubel. ..... Von den schwarzen Soldaten, welche uns bewachten, hatten wir täglich neue Schikanen zu ertragen; hauptsächlich gegen Leute, welche wegen Krankheiten beim Marsche zurückblieben, benahmen sie sich mit großer Willkür. Mir selber ging es einmal so; ich konnte der Kolonne nicht recht folgen, ich hatte einen Malariaanfall und blieb zurück. Der begleitende Sergeant ließ mich mit der Hängematte bis vor die Kolonne tragen, übergab mich mit noch einem Dysenteriekranken zwei Soldaten, welche als »Schinder« bekannt waren. Diese trieben uns vor dem Haupttrupp her. Weder Grobheiten noch Bitten halfen bei ihnen. Jedesmal, wenn ich mich einen Moment ausruhen wollte, kam der Schwarze mit seinem Bajonett auf mich los. Eine Beschwerde durch unsere Offiziere half nichts. Aber mir allein ging es nicht nur so, alle Tage hatten wir solche Fälle, selbst unsere Offiziere waren vor Mißhandlungen nicht sicher.

In Kandi kamen wir erschlafft an, jeder hatte das Bedürfnis nach Ruhe nnd ärztlicher Behandlung. Leider konnten sich unsere Ärzte wegen völligem Mangel an Heilmitteln wenig um uns bemühen. Die Dysenteriekranken erhielten nach wie vor dasselbe Essen, was wir nun schon bald zwei Monate hatten: Jams, eine kartoffelähnliche Wurzel, gekochtes Ochsenfleisch, die Brühe schauderhaft verpfeffert. ..... Von uns 60 Mann sind in Kandi in Ermangelung guten Trinkwassers und Medikamenten drei wackere Kameraden gestorben. ..... Moskitos gab es in Mengen. ..... Chinin wurde nur sehr unregelmäßig ausgegeben, die Folge war nie »aufhörende Malaria«. Die meiste Zeit waren wir einem französischen Sergeanten unterstellt, dessen Schikanen wir immerwährend ausgesetzt waren, kurze Zeit hatten wir neben dem Sergeanten noch einen Leutnant. ..... Ein Fall, der von französischer Willkür zeugt, ist folgender: zwei unserer Leute waren mal wieder ohne Grund vom Sergeanten mit 4 Tagen Prison bestraft, welche sie auch bis zur Hälfte absaßen; sie beschwerten sich beim Leutnant, daß sie in dem Arrest keine Luft bekommen könnten und ihnen das Atmen schwer fiele; der Leutnant sah das Berechtigte der Beschwerde ein und sagte den Leuten, wenn sie bis abends ein Fenster in die Wand gebrochen hätten, sollte ihnen der Rest der Strafe erlassen sein. Beide gingen mit Eifer an die Arbeit, abends war das Loch in der Wand fertig und mit dicken Holzstäben vermauert, um das Ausreißen zu verhindern. Sie meldeten dem Sergeanten, daß die Arbeit fertig wäre und ihnen die Strafe erlassen werden solle. Der Sergeant ließ sie aber beide sofort wieder einsperren mit dem Bemerken, daß er ihnen die Strafe gegeben hätte und nicht der Leutnant, im übrigen wäre der Leutnant verreist. Und so war es auch, der Leutnant war verreist und bei seiner Rückkehr hatten die beiden ihre Strafe abgesessen. .....

Nachdem wir fast 8 Monate an der Erde geschlafen hatten, wurden auf einmal Lagerstellen gefertigt. ..... Mitte Mai wurde unser Lager und das in Gaya aufgehoben. Wir sollten mit den gefangenen Kamerunern im Lager Abomey vereinigt werden. ..... Mit Lastautos wurden wir bis zur Bahnstation Savé transportiert, von dort mit der Bahn bis Abomey. .....

Was unserer in Abomey wartete, hatten wir keine Ahnung; wir sagten uns, schlimmer wie wir es in Kandi hatten, kann es auch in Abomey nicht werden; aber es kam doch anders, als wir uns vorstellten. Ein Soldat hatte uns früher schon einmal anvertraut, daß es in Abomey fürchterliche Schläge gäbe, er wäre in dem Lager gewesen; natürlich haben wir es nicht geglaubt. ..... Auf dem Bahnhof in Abomey empfing uns ein kleiner Leutnant und sagte uns: »Auf dem Marsch nach dem Lager Abomey, welches 9 km entfernt läge, hätten wir schwarze Begleitung, dort sei strenge Disziplin.« ..... Bis etwa $^1/_2$3 Uhr mußten wir uns unter den Marktständen aufhalten, Essen gab es nicht. Von allen Seiten wurden wir von den Eingeborenen angegafft, die Clerks lasen laut von ihren Liegestühlen die angeblichen deutschen Niederlagen aus dem »Matin« vor. ..... Alsdann traten wir unseren Marsch nach dem Lager an, es wurde uns sehr sauer, in der brennenden Sonne 9 km laufen zu müssen, der Erdboden strahlte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Wärme aus, daß uns die Füße wie Feuer brannten. Dem dichten Busch entströmte ein süßlich feuchtschwüler Dunst. Es ist die reichste Gegend Dahomeys, aber auch die ungesündeste, eine ausgesprochene Fiebergegend. ..... Im Dorfe Abomey angekommen, ließen wir unsere Matten und Gepäckstücke unvorsichtigerweise bis ins Lager tragen, die Träger kamen im Laufschritt zurück und hatten sich für ihre Bereitwilligkeit, daß sie unsere Sachen trugen, eine tüchtige Züchtigung seitens des Lageradjudanten zugezogen, den Rest des Gepäcks mußten wir uns deshalb selber aufladen. Die uns begleitenden schwarzen Soldaten, welche uns bisher in Ruhe gelassen hatten, wurden jetzt auch nervös und schnauzten uns an, was wir uns einbildeten, warum wir unsere Sachen nicht selber trügen? Das ganze Lager war mit einer 6—8 m hohen Lehmmauer umgeben. Ehemals gehörten diese Besitzungen dem blutdürstigen Negerhäuptling Behanzin, welcher in den achtziger Jahren viel von sich reden machte und in den Jahren 1892 oder 1893 von den Franzosen bezwungen und nach Madagaskar verbannt wurde. .....

Hinter diesen historischen afrikanischen Mauern sollten wir jetzt einen Teil unseres Lebens verbringen. Mit gemischten Gefühlen traten wir durch das Tor, beim Eintritt sahen wir sofort viele unserer Bekannten aus Togo und Kamerun beim Straßenbau und dem Abbruch der ebenso hohen Innenmauern. 2 Bekannte aus unserem früheren Lager kamen mit einem Eimer Wasser für die Durstenden an uns vorüber. Das Wiedersehen freute uns natürlich, und wir wollten sie begrüßen. Sie gingen aber still an uns vorbei, ohne von der Seite zu sehen. Leise zischelten sie uns die Worte zu: »Ruhig! Nicht sprechen! Hier gibt's Prison! Dresche gibt's!« Wir waren wie vor den Kopf geschlagen, hier sollten wir bleiben? Durch ein zweites Tor kamen wir in den eigentlichen Innenhof, vor uns lagen große Lehmgebäude mit Strohdächern, wieder sahen wir Bekannte und andere Gestalten, aber wie sahen diese Menschen alle aus? Gelblichgrüne Gesichter, gebeugt wie alte Männer, manche gingen an Stöcken, wie Greise, und doch waren es alles junge Leute. Mir wurde ganz ängstlich zu Mute. Ich versuchte nochmal einen Bekannten anzureden, aber erhielt als Antwort nur im Vorbeigehen: »Ruhig! Nicht sprechen!«

Ein Soldat (Senegalneger) hatte aber doch die leise gesprochenen Worte gehört und stellte den Vorwitzigen zur Rede, indem er mit seiner etwa 70 cm langen Keule, welche am dicken Ende zur besseren Wirkung mit Messing- oder Eisenknöpfen beschlagen war, ganz unzweideutige Bewegungen machte. Mit diesen Keulen waren hier die Soldaten, welche zur Gefangenenaufsicht bestimmt waren, bewaffnet. Ganz verschüchtert stellten wir uns in den Schatten des einzigen in der Mitte des Hofes stehenden Kapokbaumes zu unserem Gepäck. Immer noch wankten Bekannte an uns vorbei, aber wir wagten uns nicht, sie anzusprechen. Alle hatten sehr mangelhafte Bekleidung. Wer ein Hemd trug, sah gegen die anderen vornehm aus, die meisten hatten eine zerrissene, bis kaum an die Knie reichende Hose, ein Paar Sandalen oder zerrissene Schuhe an den Füßen und Tropenhelme. ..... Ihrer ganzen Habe beraubt, saßen die Unglücklichen seit September 1914 hier in Gefangenschaft. Mit nur einem Tuch um die Hüften hatten die Leute zur Freude der Bevölkerung bis zu der 2 km entfernt liegenden Arbeitsstelle gehen und arbeiten müssen, angetrieben von den Senegalesen. In Nachdenken versunken, standen wir noch unter unserem Baum, dann kam unser und des ganzen Lagers Tyrann, ein kleiner, sehr korpulenter Franzose, mit einem sehr dicken Bauch und krummen Beinen! Mit seinen kleinen Augen sah er uns tückisch an. In der Hand hielt er eine dicke Nilpferdpeitsche, fuchtelte uns damit unter der Nase herum und bedeutete uns, daß wir von jetzt ab selber unser boy wären, wie wir uns überhaupt die Frechheit herausnehmen könnten, unser Gepäck von den Negern transportieren zu lassen, das Bohhalten wolle er uns schon austreiben.

Wir standen und blieben ruhig. ..... Dies reizte ihn zum Zorn. Wütend riß er uns unsere Spazierstöcke, zum Teil gute Ebenholzstöcke mit Elfenbeingriff, aus der Hand, zerbrach sie vor dem Knie und warf sie in weitem Bogen von sich. ..... Es ging nun nochmals, wie schon so oft, eine Durchwühlerei unserer Sachen los. ..... Hiermit waren wir, wie man uns versicherte, am glimpflichsten von allen anderen weggekommen, nur ein harmloser Telegraphenassistent wanderte grundlos ins Prison. Die darauffolgende Nacht habe ich nicht viel geschlafen, ... Waren es die Wanzen und Läuse, welche es in Mengen hier gab, oder war es das Bettgestell, welches aus lauter langen krummen Knüppeln gebaut war, die sich immer drehten und in die Rippen drückten, wenn sich einer von den 25 Mann, welche alle auf dem einen Gestell lagen, im Schlaf bewegte. Zu sprechen wagte keiner. .....

Am ersten Morgen hieß es: »Alles antreten!« Wir wurden zur Arbeit eingeteilt, ich kam zum Wegebau und Mauernabbrechen. Stundenlang mußten wir nun täglich, ohne aufzusehen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Sonnenbrand angestrengt arbeiten, hinter uns die Soldaten mit ihren Keulen. Keine Minute durfte die Picke oder Schaufel ruhen, widrigenfalls wir strenge Strafen zu erwarten hatten. Mir ist es unbegreiflich, wie die Leute alles über sich ergehen ließen, alle nahmen ihr Schicksal teilnahmslos hin. ..... In einem Fall lud ich mit einem Kameruner Steine von einem Wagen ab, als der Dolmetscher kam und den Kameruner fragte, warum er nicht arbeite. Der Kameruner sagte höflich, daß er doch arbeite, hierauf ging der Dolmetscher zum Adjudanten. Dieser ließ dem Kameruner die Daumschrauben anlegen, und zwar so fest, daß der gequälte Kameruner sofort unter heftigen Krämpfen umfiel und erst nach längerer Zeit wieder zur Besinnung kam. Ich war Zeuge, daß der Kameruner gearbeitet hatte und die Strafe nur auf einen Racheakt zurückzuführen ist. Mindestens der vierte Teil des Lagers war mit Daumschrauben bestraft und hat die Folterwerkzeuge an den Händen gehabt. Ich habe diese Dinger nicht zu spüren bekommen. Ich saß dreimal im Prison, alle dreimal waren etliche mit Daumschrauben zugegen. Wegen nichts wurde man bestraft. .....

Als die bei Nola in Kamerun Gefangenen nach Abomey ins Lager eingeliefert wurden, stand an jeder Seite des Lagereingangs ein Franzose mit Nilpferdpeitsche. Von außen wurden die ahnungslosen Leute hereingetrieben, beim Eingang ging nun ein Hagel von Hieben auf sie nieder, bis sich der letzte Mann erschrocken in der Hütte verkrochen hatte; alle diese Mißhandlungen fanden im Beisein der schwarzen Soldaten statt. ..... Der scheußlichste Anblick war uns, wenn einer zum Adjudanten gerufen wurde und er kurz darauf mit zusammengeschraubten Daumen im Laufschritt über den Hof dem Gefängnis zulief, hinter ihm ein paar Schwarze, welche den Unglücklichen mit ihrer Keule bearbeiteten. In der ersten Zeit hatten unsere Leute das Lager und dessen Umgebung vom Busch säubern müssen; wer afrikanischen Busch nicht kennt, macht sich keinen Begriff von diesem widerwärtigen, verwachsenen Dornengestrüpp, ein wildes Durcheinander von stachliger Hecke und scharfem, über 2 m hohem Gras, alles miteinander verkettet mit zähen Lianen. ..... Dieses Gestrüpp mußten die Leute ohne jegliches Werkzeug mit den bloßen Händen ausreißen, und zwar mit nüchternem Magen bis mittags 11 Uhr, wo die Sonne zu brennend wurde. Die Soldaten hatten Anweisung, darauf zu achten, daß keiner die Arbeit durch Verschnaufen unterbreche. Wer sich den Schweiß abwischte, oder die Kniee nicht durchdrückte, oder nach einer der lästigen Fliegen schlug, bekam unweigerlich die Keule im Rücken zu spüren, den ganzen Tag dieses schreckliche Antreiben! .....

Wir wurden auf dem kleinen französischen Kohlendampfer »Tibet« eingebootet. Wir waren im Laderaum auf blankem Boden untergebracht. Kabinen gab es nicht, nur einige Offiziere von Kamerun bekamen Kabinen. ..... Nach 17 Tagen kamen wir in Casablanca an.

Ein paar Tage später zogen wir in unser etwa 20 km entferntes Lager Mediouna ab. Nur wir Kolonialleute kamen in dieses Lager. Gleich im Anfang wurden die Unteroffiziere herausgenommen, sie brauchten nicht zu arbeiten, aber die Vergünstigung hielt nicht lange an, dann mußten die Unteroffiziere mehr arbeiten als wir. ..... Auch hier mußten wir an der Erde schlafen. Erst viel später kamen Pritschen, aber ungenügend. Ich habe während der ganzen Zeit von August 1915 bis Mai 1916 keine Pritsche bekommen. Wir waren total heruntergekommen; wir waren alle blutarm, dabei blieben Schwarzwasser, Malaria und Dysenterie auch in diesem Klima nicht aus, wir waren eben voll Tropenkrankheiten und hatten diese von Dahomey mitgebracht. Es sind dann leider auch noch etliche Leute gestorben. Um Weihnachten besuchte uns eine neutrale Kommission. Wir bekamen aber vorher strickte Anweisung, nicht mit den Herren zu reden. Die zwei Schweizer Herren wurden denn auch, als sie kamen, nur in die besten Zelte geführt, welche mit wenigen Mannschaften belegt waren und welche Lagergestelle hatten; in der Küche hingen zwei ausgeschlachtete Schweine. ..... Der Eindruck muß auf die Herren der denkbar beste gewesen sein, alles sah wohlhabend und reichlich aus. Daß wir aber von den Schweinen nichts abbekamen, daß wir in vollständig zerrissenen Zelten an der Erde schliefen, unsere Krankenbehandlung eine vollständig ungenügende war, und daß viele andere Übelstände mehr vorhanden waren, davon hat die Kommission nichts zu sehen bekommen. .....

Der Besuch der Kommission brachte vereinzelt Besserung. Zwar wurde das Essen später noch ungenügender, Fleisch bekamen wir nur durch Zufall noch mal zu sehen, aber die Strafe »unter dem Zelt« oder »Hundehütte« (wie wir sie nannten) wurde abgeschafft. Eine Zeltbahn wird an vier in die Erde geschlagenen Pfählen befestigt, etwa 60 cm über der Erde, mitten auf dem Hof; unter ihr, allen Unbilden des Wetters und den schroffen Temperaturumschlägen zwischen Tag und Nacht ausgesetzt, hat der Bestrafte seine Strafe bis zu 30 Tagen zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

büßen. Der Bestrafte konnte weder sich aufrichten noch sitzen, er mußte die ganze Zeit liegen. Eine einzige Decke wurde ihm gestattet. Dabei war es nachts oft so kalt, daß das Wasser in den Gefäßen fror, am Tage dagegen war es drückend heiß. Uns griff der Temperaturwechsel um so mehr an, da wir alle sehr blutarm waren und bei geringster Kälte heftig froren. Einige der Kameraden haben sich durch Flucht ihr Los zu verbessern gesucht, aber schon nach wenigen Tagen hatte man sie wieder erwischt. ..... Nachdem die Flüchtlinge ihre 30 Tage verbüßt hatten, kamen sie in das Straflager El Borudj. Von dort sind Nachrichten von fürchterlichen Mißhandlungen zu uns gekommen. Der Lagerkommandant soll sich eigenhändige Mißhandlungen haben zuschulden kommen lassen. .....

Wir wurden auf dem Dampfer »Chaujia« nach Marseille befördert und in einem finsteren Laderaum ohne Luken tief unten im Schiff untergebracht. Der Ausgang wurde mit dicken Eisenstangen gesichert, außerdem wurde über ein Dutzend Senegalesen zur Wache aufgestellt. Für kurze Zeit am Tage durften wir nach oben zur Verrichtung unserer Bedürfnisse, aber bei der unruhigen See war diese Zeit vollständig ungenügend. Dazu konnte immer nur einer austreten. Es kam so, daß, nachdem man über eine Stunde auf der Treppe, einer hinter dem andern, gewartet hatte, die Ausgangsluke geschlossen wurde und man unverrichteter Sache wieder nach unten mußte. Die Leute beschmutzten selbstverständlich unten alles. Wir lagen ohne Decke auf dem bloßen Fußboden, einer dicht neben dem andern. Die Luft wurde unerträglich, und in diesem Gestank mußten wir die ganze Nacht zubringen. Die Lungenkranken begannen heftig zu husten, es war schrecklich. Abends kamen ein paar betrunkene Kolonialunteroffiziere herunter, beschimpften uns in gemeinster Weise und drohten uns ständig mit ihrem Revolver zu erschießen. Am andern Morgen wurde der kranke Offizierdienstthuer ohne jeden Grund für die Dauer der Überfahrt in Einzelarrest eingesperrt. ..... Später durften wir nachmittags eine Stunde an die frische Luft. ..... Unseren fünf mitfahrenden Togofrauen war es nicht um ein Haar besser ergangen. Auch sie wurden in einem schmutzigen Laderaum, welcher erst von unsauberen Marokkanern geräumt werden mußte, ohne Decken untergebracht. In Marseille kamen wir nach vier Tagen Überfahrt an. Mit uns 170 Mann ging nun ein regelrechter Triumphzug durch die Straßen an, hinter uns in einer offenen Droschke die Frauen, umgeben von einem wüsten Haufen Weiber und Kinder. ..... In einem großen Kavalleriestall wurden wir einquartiert. Die Frauen baten einen französischen Offizier, für ihr Geld in einem Hotel wohnen zu dürfen, ... dieser wies das Anerbieten zurück, und die Frauen zogen mit in unseren Stall. ..... Die Nacht konnten wir vor Wanzen und Läusen nicht schlafen. .....

gez. **Andr. Sch....**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 12.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1376/16.

Bericht des Regierungsarztes Dr. Schmidt über seine Gefangenschaft.

Am 27. August 1914 geriet ich durch die Übergabe von Kamina in Togo in englisch-französische Gefangenschaft. Am 19. September 1914 kam ich mit sämtlichen Gefangenen in Cotonou in Dahomey an, wo wir sofort in einem Güterschuppen untergebracht wurden. Ich wurde der ersten Marschabteilung zugeteilt und trat am 23. September mit ungefähr 40 Mann den Marsch nach Norden an.

Nach Mitteilungen der Franzosen sollte dieser erste Marsch nach Alafia (ungefähr 25 bis 27 km) ein Probemarsch sein, von dessen Ausfall der weitere Transport nach dem Niger abhängig gemacht werden sollte. Obwohl von dem Transportführer nach dem ersten Marschtag, an dem ein großer Teil von uns zusammenbrach, nach Cotonou berichtet wurde, es wäre unmöglich, den Marsch fortzusetzen, wurde trotzdem zum Weitermarsch der Befehl gegeben. Der gleiche Bericht war, wie ich später erfuhr, von dem Kapitän der 2. Marschabteilung nach Cotonou abgegangen. Nach dem ersten Tage wurden die Märsche nachts zwischen 1 und 2 Uhr, je nach der Länge des Weges, angetreten. Hauptmann von Hirschfeld wurde auf einem der Märsche, als er vor Ermüdung ohnmächtig wurde, von Tirailleuren durch Kolbenstöße wieder marschfähig gemacht. Untergebracht wurden wir in schmutzigen Rasthaushütten oder in Strohhütten, die von Eingeborenen kurz vorher hergestellt waren. Die Verpflegung bestand, wie auch in den nächsten Monaten in ein und demselben Mittag- und Abendessen: Fleisch mit Jams zusammengekocht. Als »Bett« stand mir bis zu meiner Überführung nach Widah — am 3. Juni 1915 — eine von mir in Parakou gekaufte Eingeborenenmatte zur Verfügung.

Die ärztliche Behandlung der Gefangenen lag in Händen von Dr. Simon und mir. An Heilmitteln standen uns nur die von Togo mitgenommenen zur Verfügung, an Instrumenten eine Pinzette und eine Schere. Am Abend vor Antritt der Märsche wurden dem Transportführer die nicht marschfähigen Kranken vorgestellt. Bei der Mehrzahl hieß es »marchez«. Soweit auf Automobilen, die das Gepäck beförderten, Platz vorhanden war, durften 3—5 Kranke das Automobil benutzen. Leute, die unterwegs krank wurden, was immer vorkam, wurden entweder von den später nachkommenden 2 Automobilen aufgelesen oder durften die Hängematte der Franzosen benutzen oder mußten sich zu Fuß langsam nachschleppen.

In Kandi wurden sämtliche Gefangenen gesammelt. Hier sollte die Hälfte von uns in dem Soldatenlager interniert werden, und zwar die Kranken und schwächeren Mannschaften. Die übrigen und sämtliche Offiziere, mit Ausnahme von Oberstabsarzt Zupitza und Dr. Hermann, sollten nach Gaya gebracht werden. In Gaya, so äußerte unser neuer Transportführer, Kapitän Bosch, sollte das Klima sehr ungesund sein.

Am 13. Oktober wurde dem Administrator von Kandi unsere erste Eingabe mit der Bitte um Besserung der Behandlung überreicht. Am 23. Oktober gab ich an Kapitän Bosch eine Meldung ab, daß ich jede ärztliche Verantwortung ablehne. Am 24. Oktober wurde ich mit dem ersten Transport von ungefähr 14 Mann im Automobil nach dem Niger befördert, von wo wir nach dem Übersetzen über den Fluß bis nach Gaya noch einige Kilometer zu marschieren hatten.

In Gaya waren, einschließlich Offiziere, 70 bis 80 Mann interniert. Wir wurden in Doppelhütten aus Stroh, die kurz vorher aufgebaut worden waren, aber für Regen durchgängig waren, untergebracht. Kein Tisch, kein Stuhl, nichts wurde uns geliefert, nur die leere Hütte. Später durften wir uns alte Holzkisten kaufen, aus denen Tische und Stühle von uns selbst angefertigt wurden. In einer Doppelhütte wohnten 4 Mann. Umgeben war der ziemlich beschränkte Lagerplatz von einem Wall von aufgehäuften Stachelhecken. An zwei Ausgängen waren Posten aufgestellt. Die Abortgrube befand sich anfangs im Lager, später wurde sie aus hygienischen Gründen außerhalb des Lagers angelegt. Die Küche, ein nur mit einem platten Strohdach bedeckter Platz, lag innerhalb des Lagers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Verpflegung war wie auf dem Marsch die gleiche, Jams und Fleisch zusammengekocht. Außerdem wurde geliefert 1 Flasche Schibutter und Zwiebel, wenn sie vorhanden waren. Das Essen wurde von unseren Mannschaften über offenem Feuer mit schwarzer Bedienung hergestellt. Nach einem das Lager besichtigenden französischen Arzt standen uns zu pro Mann:

15 kg Mehl ..... in 1 Monat,
1 » Öl ..... » 3 Monaten,
1 Liter Essig ..... » 6 »,
1 kg Kaffee ..... » 1 Monat,
0,150 kg Tee ..... » 1 »

außerdem an 1 Tag pro Mann

0,500 kg Fleisch,
0,250 » Mehl (Farine) oder Mais,
1 » Gemüse oder 0,500 kg Mehl,
0,030 » Butter,
Zwiebeln, wenn vorhanden, und Salz.

Diese Rationen wurden uns nie voll geliefert. Gemüse gab es überhaupt nie. An Jams (dafür bisweilen Kassada, Melonen oder Bataten) wurde so wenig ausgegeben, daß jeder Mann pro Tag höchstens eine 3 bis 5 cm dicke Scheibe erhielt. Am 2. Dezember 1914 wurde unsere Verpflegung insofern gebessert, als an Öl, Essig, Kaffee, Zucker, Tee, und zwar für einen Monat, die Hälfte der zuständigen Ration geliefert wurde. Brot gab es zum erstenmal am 1. November nach dem Bau eines von uns selbst hergestellten Backofens, zu dem auch die Ziegel angefertigt werden mußten, und zwar Brot aus Guineakorn und Weizenmehl. Letzteres war während meines Aufenthaltes in Gaya immer verdorben und voller Käfer. Marktverkehr mit den Eingeborenen war nicht erlaubt. Verboten war der Kauf von sämtlichen Nahrungsmitteln, von alkoholischen Getränken und von Tabak. Erst im Dezember durften wir Fleisch- und Gemüsekonserven kaufen, dagegen keine sogenannten »Douceurs«, wie Zucker, Marmelade, Kaffee. Ein Gesuch an den Administrator um Besserung unserer Verpflegung wurde abgelehnt, da von der Französischen Regierung befohlen sei, uns »ohne Milde zu behandeln«. Das Holz für die Küche wurde mit vorübergehenden Unterbrechungen geliefert. Für die Bäckerei mußte von uns selbst das Brennholz gesammelt werden.

Der Unterschied in der Behandlung zwischen Offizieren und Mannschaften bestand darin, daß Offiziere vom Arbeitsdienst (Holz holen) befreit waren, und daß sich je 4 Offiziere einen schwarzen Diener halten durften. Die erste Löhnung erhielt ich am 5. Dezember 1914, und zwar für die Zeit vom 27. August bis 30. November, 319 frcs. Die Verpflegung war bereits von dieser Summe abgezogen.

Die Gesundheitsverhältnisse des Lagers waren infolge der vorausgegangenen Marschstrapazen, der furchtbaren Hitze, der unhygienischen Unterkunft, des Mangels an Heilmitteln und Instrumenten und der Verseuchung von Gaya mit Dysenterie sehr schlecht. Am 18. Dezember traf der Befehl ein, daß ich am nächsten Tag nach Kandi abzureisen hätte, um dort den ärztlichen Lagerdienst zu übernehmen, da Oberstabsarzt Dr. Zupitza erkrankt sei. Am 19. Dezember reiste ich in Begleitung von 2 Tirailleuren zu Pferd ab und kam am 23. Dezember in Kandi an.

Das Lager Kandi hieß im Eingeborenenmund »Tod der Europäer«. Der Kommandant war Leutnant d. R. Gratiani, der aber fast immer auf Rekrutierungsreisen war; sein Vertreter war der Sergeant Vergnaud. Die hier internierten 66 Deutschen waren in einem Soldatenlager untergebracht, in kleinen viereckigen Lehmhütten, die von je 2 Mann bewohnt wurden. Die Hütten lagen um einen etwa 300 qm großen Hof; die der einen Hofseite bewohnten die Deutschen, die der anderen die Senegalesen mit Familie. Mir wurde zur Wohnung eine etwas größere Hütte allein angewiesen. Das Lager lag vollständig frei ohne jede Umzäunung. Wie in Gaya keine Tische, keine Stühle, keine Betten. Im Januar 1915 wurden auf französische Anordnung hin von einer eingerichteten Tischlerei Lagergestelle aus Palmen hergestellt. Zur Verfügung gestellt war für je 2 Mann nur 1 Matte.

Als Krankenhaus war eine größere, mit Vorbau versehene Hütte im Gebrauch, natürlich auch ohne jegliche Einrichtung. Für Leichtkranke sollte ein ganz dunkler, schmutziger Raum bei der Wache benutzt werden. Als Arrestlokal wurde der frühere Arrestraum für Tirailleure verwandt, dumpf, dunkel, an 2 Seiten nur mit kleinen runden Luftlöchern über Mannshöhe ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen. Nach vielen mündlichen Bitten und schriftlichen Eingaben meinerseits wurden diese Luftlöcher erst am 10. März 1915 etwas vergrößert.

Als Küche diente ein überdeckter Raum in der Nähe der Wohnungen. Wie in Gaya wurde in großen eisernen Töpfen über offenem Feuer von unseren Mannschaften mit schwarzer Bedienung gekocht. Die Abortgrube war außerhalb des Lagers angelegt; eine Neuanlage derselben erfolgte immer erst nach wiederholten Bitten und Beschwerden.

Die Verpflegung war etwas besser wie in Gaya, da hier außer Jams auch Reis und Leguminosen verabreicht wurden; letztere waren allerdings so hart und oft voller Maden, daß sie kaum genossen werden konnten. Am 1. Januar notierte ich: »Wir erhielten

48 kg Fleisch ..... für 2 Tage,
12 » Erbsen ..... » 5 »
35 » Reis ..... » 5 »
14 Dosen Bohnen ..... » 5 »
Salz, einige Dosen Fett.«

Zuständig waren uns aber, wie mir Leutnant Gratiani nach seiner eigenen Notiz mitteilte, täglich pro Mann:

0,500 kg Fleisch,
375 g Mehl,
120 g Reis,
100 g Gemüse,
20 g Salz,
30 g Zucker.

Also auch hier wurden die vollen Rationen nie geliefert. Da alle 2 Tage nur geschlachtet wurde, war das Fleisch am zweiten Tage oft verdorben.

Am 30. Dezember 1914 wurde von den Mannschaften eine Eingabe an den Gouverneur durch mich abgegeben mit der Bitte um Besserung der Ernährung. Daraufhin wurden gegen Ende Januar 1915 unzureichende Mengen von Tee, Kaffee, Öl, Essig, Zucker geliefert. Brot wurde aus Guineakorn und Weizen in einem von den Mannschaften erbauten Ofen hergestellt. Als dieser zerfiel, wurde uns der neben der Küche befindliche Backofen der Franzosen, der nicht in Gebrauch war, zur Verfügung gestellt. Wegen Mangels an Weizenmehl fiel die Brotausgabe häufig aus. Verboten war auch hier anfangs der Kauf von Eßwaren und Tabak. Ich persönlich erhielt am 26. Dezember 1914 die Erlaubnis zum Bestellen von Rotwein und Eingeborenentabak. Der erstere wurde aber in Savé, wo ich die Bestellung machte, wieder als verboten gestrichen. »Wenn ich guten Willen zeige, würde für mich die Besorgung von Zigarren ausgeführt.« Dies ließ mir am 28. Dezember der Kommandant des Lagers durch den Gefangenen F.... mitteilen.

Am 12. Februar 1915 wurde uns allen der Kauf und die Bestellung von Eßwaren und Zigaretten erlaubt, kurz darauf für uns ein Eingeborenenmarkt eingerichtet. Der Kauf von alkoholischen Getränken, außer Eingeborenenbier, blieb weiter verboten.

Bei meiner Ankunft in Kandi wurden die Mannschaften mit Straßenbauarbeiten beschäftigt. Nach mündlichen und schriftlichen Protesten von Professor Zupitza und mir wurde dieser Arbeitsdienst Anfang Januar eingestellt. Die Mannschaften wurden von da ab mit Arbeiten im Lager (Reinhaltung des Lagers, Tischlerei) und mit dem Herbeischaffen von Brennholz für Küche und Bäckerei beauftragt. Am 11. Januar 1915 wurde der Befehl gegeben, die Gefangenen müßten zum Holzholen im Gleichschritt geführt werden; das Sprechen sei während des Marsches und bei der Arbeit verboten. Im März wurde schließlich auch das Holzholen eingestellt und das Brennholz durch den Administrator geliefert.

Briefverkehr nach der Heimat war gestattet. Unseren Aufenthaltsort durften wir in unseren Briefen erst am 9. Januar 1915 angeben. Aus der Heimat an mich abgesandte Pakete kamen nicht an. Bei der geringsten Veranlassung wurden die Mannschaften in Arrest gesteckt, z. B. wenn eine aufgetragene Arbeit nicht zum festgesetzten Termin beendet war, oder bei Ansammlungen von mehr als 4 Mann.

Bei von mir als nicht arrestfähig bezeichneten Mannschaften wurde je nach Laune des Sergeanten und Leutnants die Strafe verschoben und dann vergessen oder — was häufiger geschah — die Mannschaften im Arrest belassen. 38° Körpertemperatur wurde mir von dem Sergeanten als normale Temperatur bezeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 14. Januar 1915 wurde mir außerdienstlich der Verkehr mit den Mannschaften untersagt.

Lagerbesichtigungen fanden statt am 30. Dezember 1914 durch den Chefarzt von Dahomey, Dr. Spier, am 22. Februar 1915 durch Dr. Mazet, am 16. März 1915 durch den Militärkommandanten von Dahomey, Major Durif. Trotz aller Versprechungen keine Besserung!

Im Lager befindliche tiefe Brunnen lieferten im ersten Monat ausreichendes Wasser. Mitte Februar versiegten fast sämtliche Brunnen, so daß jeder Mann täglich nur 2—3 Liter Wasser zur Körperpflege und zum Trinken erhielt. Auf ein Gesuch von mir an den Militärkommandanten wurden uns gerade ausreichende Mengen von Wasser durch Eingeborene gebracht. Dieses Wasser stank. Vom 15. Januar ab stand jedem Mann $^1/_2$ Liter Wasser zum Trinken aus Kohlenfiltern zur Verfügung.

Anfang Januar 1915 reichte ich 2 Eingaben an den Militärkommandanten in Cotonou ein, die die Mißstände im Lager schilderten. Diese brachten mir einen 14tägigen Arrest ein. Moskitonetze besaß nur ein Teil von uns. Geliefert wurden keine; Tropenhelme, schlechtes Schuhwerk, Kleidungsstücke wurden in dringenden Fällen ausgegeben.

Ganz trostlos war die Unterbringung der Kranken in der Krankenhütte, die Verpflegung der Kranken und die Versorgung mit Heilmitteln. Die erste Medikamentenbestellung von mir im Januar 1915 wurde überhaupt nicht weitergereicht, die späteren wurden unvollständig ausgeführt. An Chinin mangelte es immer. Vom 22. Februar bis 17. März mußte die Chininprophylaxe wegen Fehlens von Chinin unterbrochen werden. Ärztliche Instrumente außer Scheere und Pinzette waren nicht vorhanden. Eine Injektionsspritze erhielt ich erst nach vielen Gesuchen; Thermometer gabs nicht.

Für Fieber- und Dysenteriekranke stand nur Reis zur Verfügung, von Januar ab wurde etwas Tee, eine Zeitlang ungefähr 2—4 Liter Milch, unregelmäßig ein paar Eier geliefert. Im März erhielt ich für die Kranken etwa 20 Dosen Konservenmilch.

Der Gesundheitszustand der Europäer war dauernd schlecht. Vom 17. Oktober bis 10. Mai 1915 wurden laut Krankenbuch von 66 Internierten

89 % an Malaria,
12 % an Schwarzwasserfieber,
60 % an Dysenterie,
45 % an Enteritis

behandelt. In Wirklichkeit litt ein viel größerer Prozentsatz an chronischer Dysenterie. Aus Furcht vor der Hungerkur im Krankenhause meldeten sich nur Schwerkranke zur Behandlung. In Kandi starben 1914 Vierzigmann und Eberwein an Schwarzwasserfieber, am 13. März 1915 Jahnke an Tetanus.

Zu bemerken ist noch, daß sich in Kandi, dem Sitz eines Arztes in Friedenszeiten, eine Apotheke und ein ausgezeichnetes Instrumentarium befanden. Ich erinnere mich, daß mir Heilmittel aus dieser Apotheke nur ganz selten abgegeben worden sind. Das ärztliche Instrumentarium wurde mir nur zu Operationen an schwarzen Franzosen zur Verfügung gestellt.

Auf meinen Antrag gingen von Mitte März ab mehrere Krankentransporte nach Cotonou zur Weiterbehandlung im Krankenhause daselbst ab.

Im Mai 1915 wurde das Lager in Kandi aufgelöst. Die Mannschaften wurden mit Automobil am 8., 15. und 19. Mai nach Savé transportiert, von wo sie mit der Bahn nach Abomey weiterbefördert wurden.

Am 31. Mai kam ich in Abomey an.

Am 3. Juni wurde ich nach Widah weitertransportiert. Es war mir sofort bei meinem Eintreffen im Lager Abomey von dem Adjudanten Venère der Verkehr mit den Mannschaften und das Betreten der Hütten verboten worden. Während meines Aufenthaltes wurde der Kaufmann Z.... mit Anlegung von Daumschrauben bestraft.

In Widah wurde ich in einer Faktorei interniert. Anfang Juli wurde uns der Schriftverkehr mit der Heimat verboten. Am 5. Juli reiste ich in der III. Wagenklasse (Eingeborenenwagen) mit den übrigen in Widah internierten Offizieren nach Cotonou, wo wir auf den Dampfer «Asie» verbracht wurden. Die Verpflegung war nicht ausreichend. Das Betreten des Decks war verboten. Am 17. Juli kamen wir in Casablanca an, wo die Mannschaften von uns getrennt wurden. Am 7. August 1915 wurden wir nach Medea befördert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kommandant des Lagers war Kapitän Schmidt. Am 5. April 1916 wurde er durch einen Leutnant abgelöst.

Untergebracht wurde ich mit 14 anderen Offizieren in einem mäßig großen Raum, der vorher wohl zur Aufbewahrung von militärischen Gegenständen gedient hatte. Als Bett erhielten wir das eines französischen Unteroffiziers. Jeder empfing einen Stuhl. Für 14 Offiziere standen 2 Tische zur Verfügung, die man aber, da es zu eng war, nicht benutzen konnte. Im Verlauf der ersten Monate wurden Wandbretter hinter den Betten angebracht. April 1916 wurde es etwas geräumiger und wohnlicher, da 4 Offiziere in andere Räumlichkeiten verlegt wurden. Die Kameruner Offiziere, die am 1. September in Medea ankamen, waren anfangs in einem noch engeren Raum untergebracht; im Dezember 1915 wurden sie, da es durch das Dach ihres Unterkunftraums durchregnete, nach dem Pferdestall verlegt. Erst im April 1916 wurden ihnen etwas geeignetere Räume zur Wohnung angewiesen.

Als Speiseraum diente gleichfalls der Pferdestall, in dem außerdem die Araberwache und das Pferd des Kapitäns sich befanden. Da keine Waschschüsseln ausgegeben wurden, mußte man sich auch im Winter bei Regen und Schnee im Hof am »Lavato« waschen. In der ebenda befindlichen Pferdeschwemme wurde gebadet. Meine Wäsche mußte ich selbst waschen.

Unsere Verpflegung lag in Händen eines Kantiniers. Nur den Verheirateten war Selbstverpflegung gestattet. Das Essen war sehr schlecht zubereitet und nicht ausreichend. Der Kauf von Lebensmitteln war gestattet. Wie Unterkunft und Verpflegung war auch die Behandlung. Unser Wohnraum wurde nicht geheizt, obwohl vom Dezember 1915 bis Ende März 1916 Temperaturen zwischen 1° und 10° C gemessen wurden. In den Pferdestall hatte man uns 2 Öfen gestellt, die natürlich nicht ausreichen konnten. Das Brennholz mußte von uns gekauft werden. Liebesgaben vom Roten Kreuz für den Winter wurden uns nach zweimonatigem Lagern auf dem Bahnhof in Medea erst im April 1916 ausgehändigt. Musizieren und Singen war verboten; schließlich wurde es im April 1916 im Pferdestall bei geschlossenen Türen erlaubt.

Geldsperre bestand vom Dezember 1915 ab. Am 8. März 1916 wurde das Briefverbot, am 24. März das Verbot, Geld und Pakete aus der Heimat zu empfangen, aufgehoben.

Die Internierten wurden von deutschen Ärzten behandelt, da sich die französischen Ärzte nicht um uns kümmerten. Medikamente mußten bezahlt werden. Als am 31. Januar 1916 der im Pferdestall untergebrachte Dr. Sommerfeld an Malaria schwer erkrankte, erschien der französische Arzt nicht, obwohl von mir seine Verlegung ins Hospital beantragt war.

Erkältungskrankheiten kamen während der Wintermonate häufig zur Beobachtung. Ich selbst leide seit dieser Zeit an chronischer Pharyngitis und Laryngitis.

Gesuche um Besserung unserer Lage, Gesuche um Austausch von uns Ärzten wurden verschiedentlich gemacht. Am 14. September 1915 wurde mir von dem Kapitän bei Wiederholung von Gesuchen um Austausch an das französische Kriegsministerium mit 30 Tagen Arrest gedroht. Bei einer Lagerbesichtigung durch einen General wurde ich gehindert, mit diesem zu sprechen.

Bei dem Besuch des Lagers durch 2 Schweizer am 23. Januar 1916 war uns das Sprechen mit diesen verboten. Der am 11. März anwesenden schweizerischen Ärztekommission war das Betreten des Lagers untersagt. Die ärztlichen Untersuchungen fanden im Hospital statt.

Am 1. Juni 1916 wurde das Lager aufgelöst und wir II. Klasse auf Bahn und Dampfer »Manouba« nach Marseille befördert, von wo wir nach zweitägigem Aufenthalt auf dem Fort Nikolas nach Carcasonne gebracht wurden.

Salsheim (Bließ), den 20. Oktober 1916.

gez. **Dr. K. Schmidt,**
Regierungsarzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 13.

Auszugsweise Abschrift zu M. 138/17. A. 1.

Am 29. Juli 1914 traf ich von Hamburg auf dem Schiff »Eleonore Woermann« als Steuermann in Duala (Kamerun) ein. .....

Wir waren ungefähr im ganzen 200 Personen. Noch am gleichen Tage verließ der englische Dampfer Kamerun. Wir kamen zuerst nach Lagos, wo unsere Offiziere und deren Familien ausgeschifft wurden, während man uns Soldaten hier sagte, wir kämen in französische Gefangenschaft nach Dahomey. .....

Von Cotonou wurden wir mit der Bahn ins Innere nach der Station Bohikou gebracht, von wo wir noch 20 km nach dem Orte Abomey zu Fuß marschieren mußten. Abomey war der Sitz des früheren Negerhäuptlings Behanzin, die Stadt zählt ungefähr 50 000 Einwohner. Hier wurden wir in 10 halbverfallenen Negerhütten, umgeben von einer Lehmmauer, untergebracht. Am andern Tage hielt der Administrator folgende Ansprache an uns, welche der Dolmetscher übersetzte: »Ihr braucht hier auf keine Gnade zu rechnen, Ihr seid Verbrecher; Menschen, die einer Nation angehören, deren Angehörige in Belgien Kinder und Frauen verstümmelt haben, sind nichts wert, als daß man sie hier von den Schwarzen mit dem Buschmesser zusammenhauen lasse.« Einer der Tage, wie wir sie 8 Monate aushalten mußten, verlief in folgender Weise: morgens um 5 Uhr früh wurden wir geweckt; waschen konnten wir uns selten, weil das Wasser weit hergeholt werden mußte und nie ausreichte. Dann gab es eine dünne Reissuppe als Morgenkost. Um 6 Uhr früh traten wir zum Arbeitsdienst an, wobei es einen Rangunterschied nicht gab. Deckoffiziere wie Schiffsjungen mußten die gleiche Arbeit leisten, darunter sehr viel Straßenbauarbeiten. Ununterbrochen mußte jetzt bis zum Mittag in der glühendsten Hitze gearbeitet werden. Der Adjudant Venère führte die Aufsicht, lief dauernd mit der Nilpferdpeitsche herum und schlug jeden, der sich auch nur wenige Sekunden ausruhen wollte. Von 12—1 Uhr war Ruhezeit. Als Mittagbrot erhielten wir meistens etwas Reis oder schwarze Bohnen, oder Makabo und ein Stückchen Fleisch. Makabo ist ähnlich unserer Kartoffel, nur schmeckt sie noch lange nicht so wie unsere Kartoffel. Trotzdem das Fleisch spottbillig war — ein afrikanischer Ochse kostete 40—50 frcs —, bekamen wir doch nie mehr als ein daumengroßes Stück zu essen. Während der ganzen Zeit konnten wir uns niemals satt essen. Um 1 Uhr ging es wieder zur Arbeit. Das Wasser, welches wir trinken mußten, war vollständig schmutzig und mit Moskitolarven durchsetzt; gefiltert oder etwa gekocht, wie es eigentlich das Sumpfgebiet erfordert, wurde es nie. Um 6 Uhr abends war Arbeitsschluß. Es gab wieder dasselbe Essen wie Mittag. Brot haben wir sehr spärlich bekommen. Jetzt begann die Nacht, und damit wurde es nicht besser. Wir lagen zu 10 und 20 Mann in einer Negerhütte auf der Erde; unsere Unterlage bildete eine dünne geflochtene Strohmatte. Decken bekamen wir erst Anfang Februar 1915. Sobald es dunkel wurde, begannen uns — Moskitonetze bekamen wir kurze Zeit vor unserer Abreise — die zahlreichen Moskitos zu stechen. Sonst kann ein Europäer in den Tropen ohne Moskitonetz nicht leben. Daß Gefangene von Skorpionen gestochen wurden, war nichts Seltenes. Schrecklich war auch die Plage durch die Sandflöhe. Dies sind kleine Flöhe in der Größe eines Stecknadelkopfes, welche sich in die Haut einbohren, am liebsten unter die Nägel; dorthin legen sie ihre Eier, worauf die betreffende Hautstelle vereitert; es macht ziemliche Schmerzen, die Tiere zu beseitigen. Unter diesen Sandflöhen hatten wir namentlich auch deshalb zu leiden, weil wir keine ordentliche Fußbekleidung hatten, so daß sich die Tiere leicht an unseren Füßen festsetzen konnten. Auch sonstiges Ungeziefer, Läuse und Wanzen, setzte uns bald zu, da unsere schwarze Wache sich dauernd zwischen uns herumtrieb. Nach einem Monat war schon die Hälfte von uns an Malariafieber, Schwarzwasserfieber und Dysenterie krank. Chinin gab es in den ersten Monaten nicht, später gab es solches.

Venère schlug nicht nur mit dem Ochsenziemer, sondern führte auch die Daumschrauben als Strafe ein. Es ist dies eine eiserne Vorrichtung mit Öffnungen in der Größe beider Daumen; in diese werden beide Daumen gesteckt, während an der Seite eine Schraube zum Verengen der Öffnung angebracht ist. Sobald nun die Daumen in den Öffnungen sind, wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Schraube angezogen und die beiden Daumen zusammengequetscht. Mitunter ist die Folter so stark ausgeführt worden, daß die Daumen oben geplatzt sind. Es konnte an dieser Vorrichtung noch eine Kette angebracht werden, an welcher ein Holzklotz hing. Die mit der Kette Verbundenen mußten, während die beiden Daumen je in einer der oben beschriebenen Einrichtungen eingeklemmt waren, 2 Stunden in der Wache mit ausgestreckten Armen stehen. Neben ihnen standen die schwarzen Soldaten und schlugen sie mit dem Kolben, sobald sie infolge der Schmerzen und des Gewichts des an der Kette hängenden Klotzes die Arme sinken ließen. Wegen der kleinsten Kleinigkeiten wurde diese Strafe verhängt; so wurden z. B. in dieser Weise zwei Kaufleute bestraft, welche trotz Krankseins den Hof fegen mußten und sich dabei wegen der Hitze etwas unter einen Baum gestellt hatten. Im November 1914 erkrankte ich an Malariafieber, Schwarzwasserfieber und Dysenterie. Es wurde fast gar nichts zu meiner Pflege getan, insbesondere hat sich der Arzt keinerlei Mühe gegeben. Als ich damals mit 40° Fieber daniederlag, kam eines Tages Venère mit dem Sergeanten Castelli in die Hütte, in der ich lag, und forderte mich auf, aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Als ich daraufhin bei meinem hohen Fieber einen erfolglosen Versuch zum Aufstehen gemacht und den Adjudanten auf meinen Zustand hingewiesen hatte, schlug er mich mit dem Ochsenziemer und riß mich von der Matte, auf der ich lag, weg, indem er schimpfte: »Deutsches Schwein« und dergleichen, schließlich gab er mir noch Fußtritte und ging weg. Auch sonst kam er öfters in die Hütte, in welcher die Fieberkranken lagen, und fragte sie, so auch öfters mich, ob sie noch nicht tot wären. Bei derselben Gelegenheit stieß er aus lauter Haß und Wut die Gefäße mit Wasser um, welche die Kranken an ihrem Lager zu stehen hatten, so daß das Wasser auslief. Im Januar 1915 wog ich nur noch 92 Pfund, während mein normales Gewicht 146 Pfund betrug. In Abomey sind viele meiner Kameraden gefoltert und mißhandelt worden, dieselben konnten, da sie ebenfalls wie ich, körperlich ruiniert waren, die Arbeit nicht so leisten, wie sie verlangt wurde; sie wurden daher öfters überrascht, wenn sie sich etwas ausruhen wollten. Hierfür wurden sie geschlagen, bekamen Daumschrauben angelegt und wurden ohne Essen in den Arrest geworfen.

Anfang Februar 1915 kamen zum ersten Male französische Offiziere zur Besichtigung des Lagers. Es wurde von uns ausgelost, wer sich im Namen aller beschweren sollte, namentlich wegen der Daumschraubenstrafe und darüber, daß jeden Tag 15 bis 20 Leute mit der Ochsenpeitsche geschlagen wurden. Der betreffende französische Offizier gab uns zur Antwort: »Dann hätten wir es auch verdient«. Sobald die französischen Offiziere fort waren, ließ der Adjudant die Leute holen, die sich beschwert hatten. Sie wurden geschlagen, in Arrest geworfen und bekamen am Tage nur einmal eine Kleinigkeit zu essen; trotzdem mußten sie aber unter besonderer Aufsicht tagelang, auch Sonntags, von morgens bis abends, mit kaum einer halben Stunde Pause, schwer arbeiten. Unter ihnen befanden sich zwei Deckoffiziere im Alter von 48 und 54 Jahren. Da wir keine Reservekleidung mitgenommen hatten und unsere dauernd auf dem Körper sitzende Kleidung vollständig aufgetragen war, so liefen schon im Januar 1915 die meisten mit einer dünnen Decke um den Leib, die letzten Fetzen eines Hemdes auf dem Oberkörper, mit einem verbeulten Tropenhelm und barfuß umher. Wir sahen kaum noch wie Europäer aus. Es kam vor, daß die Negerfrauen uns aus Mitleid etliche Bananen schenkten, da die meisten von uns nur noch als Skelette herumliefen. Dies durfte aber der Adjudant nicht sehen, da er sonst die armen Frauen mit dem Ochsenziemer schlug.

Wir waren allmählich so heruntergekommen, daß uns selbst die Schmerzensschreie unserer armen gefolterten Kameraden gleichgültig blieben. Im März 1915 kamen die ersten Transporte von deutschen Togogefangenen in unserem Lager an. Dieselben wurden schon auf dem Weg von der Bahnstation zu unserem Lager durch den Adjudanten Venère und den Sergeanten Castelli geprügelt. Bald hörten wir, daß wieder französische Offiziere zur Besichtigung des Lagers kommen sollten; wir machten uns aber keine Hoffnung mehr auf Besserung unserer Lage. Diesmal wollten wir die Beschwerde schriftlich abgeben, doch der Adjudant erfuhr davon. Er ließ den Kameraden von uns, der beim Aufschreiben der Beschwerde überrascht wurde, ins Wachlokal bringen und dann konnten wir 10 Minuten lang seine Schmerzensschreie hören. Kurze Zeit darauf kamen die französischen Offiziere zur Besichtigung des Lagers; als wir zum Appell angetreten waren, sollten die Leute vortreten, die sich über etwas zu beschweren hätten; der Dolmetscher fügte aber gleich noch hinzu, daß Beschwerden nur wegen Essen angenommen würden. Da es uns aber doch gelungen war, eine schriftliche Beschwerde aufzusetzen, trat einer von uns auf den französischen Offizier zu und gab ihm das Schriftstück. Er steckte es in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tasche, ohne es dem Adjudanten zu zeigen. Da die meisten ganz zerlumpt dastanden, fragte er uns, ob wir keine anderen Kleider anzuziehen hätten, was wir verneinen mußten. An den Tagen, an denen Besichtigung war, gab es jedesmal reichliches Essen. Als die Offiziere fort waren, tobte der Adjudant fürchterlich; es wurden wieder viele geschlagen und mit Daumschrauben gefoltert. Ungefähr 14 Tage nach dieser zweiten Besichtigung kam Mehl und Tee für die Kranken und Kaffee für die übrigen Gefangenen an. Der Adjudant blieb, die harten Strafen hörten nicht auf. Unsere verstorbenen Kameraden wurden nicht begraben, sondern wie Tiere verscharrt; es war kaum erlaubt, daß jemand von uns mit ans Grab ging.

gez. C. L....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 14.

Abschrift zu A. IV. 158/17.

Königliches Amtsgericht. Lyck, den 8. Februar 1917.

Gegenwärtig:

Amtsrichter Rese
als Richter,
Justizanwärter Seeger
als Gerichtsschreiber.

Es erschien in dem zur Beweisaufnahme bestimmten Termine nachbenannter Zeuge.

Nachdem der Zeuge auf die Bedeutung des Eides hingewiesen war, wurde er, wie folgt, vernommen:

Zur Person: Ich heiße Hafenmeister Karl Klein aus Duala z. Zt. in Sutzken Kreis Lyck, bin 55 Jahre alt, evangelischer Religion,

Zur Sache: Mein mir vorgelesener Bericht vom 5. August 1916 entspricht der Wahrheit Ich bin bereit, die in dem Bericht enthaltenen Angaben zu beschwören.

Vorgelesen, genehmigt.

Der Zeuge wurde beeidigt.

Geschlossen.

gez. **Rese.** gez. **Seeger.**

Zu A. IV. 1141/16.

Auszugsweise Abschrift des Berichts des Hafenmeisters Klein vom 5. August 1916 über seine Gefangenschaft.

Vor Dunkelwerden am 29. September verließ »Elmina« die Reede von Duala.

Die Fahrt ging nach Lagos. Hier wurden die für England bestimmten Gefangenen, die Verheirateten, Offiziere und etwa 30 andere an Land gesetzt. Darauf ging es weiter nach Cotonou in Dahomey, woselbst wir am 30. September abends eintrafen.

Wir wurden in 2 Zollschuppen untergebracht. Es wurden Strohmatten verausgabt, die jedoch nicht für alle Leute ausreichten, so daß ein Teil der Gefangenen auf dem bloßen Zementboden liegen mußte. Ebenso reichten die verausgabten Schlafdecken sowie Löffel und Gabeln nicht für alle aus. Nur Trinkbecher und Teller erhielt, wie ich mich entsinne, ein jeder.

Diesen Schuppen durfte niemand verlassen. Die Notdurft wurde in Petroleumdosen verrichtet, die im gleichen Raum aufgestellt wurden. Dadurch wurde die Luft verpestet. Der Raum war so eng, daß die Leute in unmittelbarer Nähe der aufgestellten Aborte liegen mußten. Erst am zweiten Tage wurden wir zum Waschen an eine Pumpe geführt.

Die Verpflegung war schlecht. Es wurden schwarze, übelriechende Bohnen und Jams verausgabt, mit etwas Fleisch und hartem Brot. Das Essen war sehr unsauber nach Negerart zubereitet und reichte zur Sättigung nicht aus.

In Cotonou blieben wir bis zum 4. Oktober; an diesem Tage wurden wir nach Abomey transportiert, wo wir 9 Monate zubrachten. In vierstündiger Eisenbahnfahrt erreichten wir die zu Abomey

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehörende Station Bohikou und verließen um 12 Uhr mittags den Zug. Gegen 1 Uhr nachmittags bei etwa 50° Hitze in brennendem Sonnenschein wurde der Marsch nach Abomey angetreten. Für mich und viele andere war der Marsch eine Qual. Jeden Augenblick fürchtete ich, einen Herzschlag zu bekommen, und nur mit Aufbietung aller Energie gelang es mir, mitzukommen. Nach Ankunft in Abomey mußte ich, um mich zu erholen, stundenlang regungslos liegen.

Als Gefangenlager war die ehemalige Residenz des früheren Häuptlings Behanzin von Dahomey eingerichtet. Es bestand aus mehreren Hütten, die mit einer starken, an einigen Stellen bis 8 m hohen Lehmmauer umgeben sind. Die Hütten sind große, dickwandige Lehmbauten mit hohem Strohdach, hallenartig, an einer Seite offen. Die Böden bestehen aus gestampftem Lehm. In Hütte 1, in welcher ich wohnte, waren 100 Mann einquartiert, die sich sehr eng zusammenlegen mußten. Als Lager dienten die von Cotonou mitgebrachten, etwa 1½ cm dicken Strohmatten, von denen für je 2 Personen eine ausgegeben war. Bei unserer Ankunft war auf der Bahnstation von Abomey der Lagerkommandant, ein alter Major, mit zwei Unteroffizieren nebst schwarzen Soldaten.

Zunächst war das Lager auch noch dem Administrator von Abomey unterstellt. Dieser erschien am zweiten Tage und machte uns mit unseren Pflichten bekannt. Auch nannte er die uns zustehenden Proviantrationen; seinen Worten nach war alles reichlich und gut. Er drohte für jedes Vergehen strenge Strafen an und ermahnte die Soldaten, uns scharf zu bewachen und sich nicht zu scheuen, von der Waffe ausgiebigen Gebrauch zu machen. Schon das Hinüberschauen über die Mauer wäre Grund, erschossen zu werden.

An einem der nächsten Tage fand eine große Revision statt, bei welcher uns auch die Taschenmesser konfisziert wurden, so daß man bei den Mahlzeiten weder Brot noch Fleisch schneiden konnte. Etwa 14 Tage ließ man uns in Ruhe. Da kam der Adjudant Venère ins Lager, und damit begann die Arbeit. Der Administrator erklärte, daß wir arbeiten müßten als Vergeltung für schlechte Behandlung der gefangenen Franzosen in Deutschland. Es wurden ohne Ansehen der Person alle gleichmäßig zur Arbeit herangezogen. So muße der Baumeister, Pfarrer, Agent usw. dieselbe Arbeit verrichten wie der Seeheizer und der Schiffsjunge. Einige Handwerker, Maurer, Zimmerleute und Eisenarbeiter, etwa 30 Personen, kamen nach der bei der Wohnung des Administrators gelegenen Regierungswerkstätte. Alle anderen wurden innerhalb der Lagermauer und später außerhalb derselben beschäftigt. Es wurden dicke Mauern umgelegt, welche den großen Hof in viele kleine Räume teilten. Außerhalb der Lagermauer wurden Wege gebaut, Land eingeebnet, Mauern niedergelegt, Ackerland, alte Baumwollplantagen von Dornen und Gestrüpp gereinigt und für die Neger zum Bebauen fertiggemacht. Diese Arbeiten waren sehr schwer. Das Mauerwerk war harter Lehm, der mit schweren Hacken Scholle für Scholle losgehauen werden mußte. Die Arbeitszeiten waren 6½ Uhr früh bis 10½ Uhr und 1½ Uhr bis 5½ Uhr nachmittags. Die Sonne brannte bei beständiger Windstille unerträglich. Die Leute litten sehr durch die körperliche Arbeit in der tropischen Hitze, besonders auch, weil sie durch schwarze Soldaten beaufsichtigt und in brutaler Weise zur Arbeit angetrieben wurden. Besonders quälend war das Reinigen der Felder, das in gebückter Stellung entweder mit den Händen oder mit schweren Hacken ausgeführt werden mußte. Die Soldaten verhinderten oft stundenlang jedes Aufrichten des Körpers oder das Niedergehen in die Kniebeuge.

Es wurden auch Ziegel angefertigt und verschiedene Bauten aufgeführt. 1 Backofen und 1 Arresthaus wurden gebaut, ferner ein Wohnhaus für den Adjudanten Venère und 1 Bureaugebäude. Frei von der Arbeit waren die Hüttenältesten und der Dolmetscher. Die Hüttenältesten, deren ich einer war, hatten die Bewohner ihrer Hütte während der Freizeit zu beaufsichtigen, Krankenmeldungen entgegenzunehmen und für Ordnung und Sauberkeit in Hütte und Hof zu sorgen. Die Strenge der Beaufsichtigung wechselte mit der Laune des farbigen Personals und der Franzosen.

Besonders streng wurden die Handwerker beaufsichtigt, die in der Nähe der Administration arbeiteten. Diese wurden durch den Administrator selbst und durch den Arzt, Dr. Longharé, kontrolliert, oft zur Bestrafung gemeldet und durch den Administrator selbst bestraft. Diese Leute mußten auch täglich den etwa 20 Minuten weiten Weg zur Werkstatt viermal zurücklegen.

Der eigentliche Lagerkommandant, der obenerwähnte alte Major, kümmerte sich um den Betrieb fast gar nicht. Er überließ alles dem Adjudanten Venère und dessen Hilfskraft, Sergeant Castelli. Der Major verstand die Sprache der Eingeborenen. Er trat nur gelegentlich in Erscheinung, um den farbigen Soldaten Instruktionen zu geben, in welcher Weise sie den Wachtdienst über die Gefangenen und die Aufsicht bei der Arbeit auszuüben hätten. Den Soldaten wurde gezeigt, wie sie mit dem Kolben zu stoßen und mit der Keule zu schlagen und zu werfen hätten. Der Major machte ihnen die Bewegungen selbst vor. Bei solchen Gelegenheiten drohte er stets mit 25 Hieben und mit Erschießen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er erklärte auch öfter, daß er ein sehr guter Mann sei, der für uns wie ein Vater für seine Kinder sorge, daß Deutschland zertrümmert sei und wir besser täten, gar nicht wieder heimzugehen.

Der Adjudant Venère und der Sergeant Castelli erschienen außerhalb ihrer Wohnung im Lager stets mit einer Flußpferdpeitsche bewaffnet, von welcher namentlich Venère den ausgiebigsten Gebrauch machte. Das Prügeln der Gefangenen begann nicht gleich, aber wie mir erinnerlich, doch bereits Anfang November 1914. Die mit Daumschrauben gefesselten Arrestanten wurden durch das Dorf, zwischen der gaffenden Menge hindurch, 20 Minuten weit zum Arrest geführt, bewacht von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Die Daumschrauben, welche mit einem Schloß versehen sind, das jedes Öffnen verhindert, wurden so fest angezogen, daß die Daumen unter unerträglichen Schmerzen dick anschwollen und blau anliefen. Meistens mußten die Gefangenen 4 bis 6 Stunden in den Schrauben aushalten. Während der Arbeit und beim Antreten zur Arbeitsverteilung teilte Venère Hiebe aus, wenn sich z. B. die Leute nicht flott genug bewegten oder einen Befehl nicht nach seinem Wunsche ausführten, weil sie ihn nicht richtig verstanden hatten.

Das Arrestlokal lag damals beim Administrationsgebäude. Nach einiger Zeit wurde die Administration von der Verwaltung des Gefangenenlagers ausgeschaltet und dieses unter das Militärkommando von Dahomey gestellt. Jetzt hatte Venère ganz freie Hand. Es wurde ein Arrestlokal im Lager eingerichtet, und fast täglich wurden Arreststrafen verhängt. Zur Bestrafung mit Arrest genügten geringfügige Verfehlungen, z. B. die Meldung eines farbigen Soldaten, daß ein Gefangener nicht schnell genug gearbeitet habe oder daß der Gefangene ihn auslache, was er als Hohn auffasse und ähnliches. Eines triftigen Grundes zu harten Strafen entsinne ich mich nicht. Die Leute taten ihre Arbeit, so gut sie vermochten. Viele waren körperlicher Arbeit ganz ungewohnt und stellten sich demgemäß anfangs ungeschickt an.

Die Arrestanten wurden regelmäßig geprügelt, bevor sie in das Arrestlokal eingesperrt wurden. In den meisten Fällen ließ Venère sie in seine Wohnung kommen, legte ihnen die Daumschrauben an und mißhandelte sie dann brutal mit Peitsche und Fäusten. Zuweilen begab sich Venère in das Arrestlokal und prügelte die Gefangenen dort, wobei er gelegentlich von Castelli und später, als dieser fortgekommen war, von Gianzelli, einem Franzosen ohne Charge, unterstützt wurde. Bei diesen Gelegenheiten nahm Venère in das Arrestlokal zu seiner eigenen Sicherheit mehrere schwarze Soldaten mit. Diese mußten auf Befehl ebenfalls auf die Gefangenen einschlagen. Einem Gefangenen, den Namen weiß ich nicht, wurde dabei das Nasenbein zertrümmert. Bei den Prügeleien hielt Venère den Gefangenen manchmal den geladenen Revolver an den Kopf. Er hatte die Waffe stets bei sich.

Besondere Fälle von Mißhandlungen.

1. Der erste, dem die Daumschrauben angelegt wurden, war der Gefangene K. ... aus Duala, weil er sich eine geringfügige Unregelmäßigkeit in der Bäckerei hatte zuschulden kommen lassen.

2. Maschinist K. ... von der Woermannlinie hatte sich in der Werkstatt, wo er beschäftigt war, aus einem Stück alten Eisens ein Brotmesser gemacht. Als Venère dies entdeckte, wurde K. ... mit Arrest bestraft, bekam Daumschrauben angelegt und wurde durch Venère mit der Peitsche schwer mißhandelt. Die Hiebe erzeugten blutige Striemen; die Leute waren meistens nur mit einem dünnen Hemde und dünner Hose bekleidet. Nach 8 Tagen, als K. ... seine Arreststrafe verbüßt hatte, sah ich selbst auf seinem Rücken die noch nicht verheilten Spuren der Hiebe.

3. Zwei Gefangene wurden mit Daumschrauben gefesselt, dann durch Venère und Castelli geschlagen. Hierauf wurden die Daumschrauben durch eine etwa 1 m lange Kette verbunden. In der Mitte der Kette hing an einem Strick ein schwerer Holzklotz. Die beiden Leute wurden alsdann in die Torwache gestellt und mußten dort unter heftigen Schmerzen mit den gefesselten Daumen die Verbindungskette dauernd so straff halten, daß der daranhängende Klotz den Boden nicht berührte. Mit Kolbenstößen wurden sie mißhandelt, wenn die Hände erlahmten und der Klotz den Boden berührte. Etwa 3 Stunden mußten sie diese Qual erdulden.

4. W. ... aus Kamerun war beim Abschreiben einer Beschwerdeschrift abgefaßt worden; er wurde in eine leere Hütte gebracht und durch Castelli selbst zunächst mit der Peitsche geschlagen. Alsdann nahm Castelli ein Gewehr, lud es und ließ, während er auf W. ... anlegte, ihn durch die Soldaten mit Knüppeln schlagen. Während der Mißhandlung hörte man dumpfe Schläge und Stöhnen. W. ... hatte nachher blaue Flecke und Beulen am ganzen Körper.

5. Ein anderer Gefangener wurde von Venère beim Baden völlig nackend angetroffen — wahrscheinlich vor Schluß der Arbeitszeit. Sofort schlug Venère mit seiner scharfen Flußpferdpeitsche auf ihn los und trieb ihn mit Schlägen über den Hof, zwischen johlenden eingeborenen Weibern und Negern hindurch in die Hütte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Der Gefangene L. ... aus Kamerun wurde von Venère in der Hütte angetroffen und geschlagen. L. ..., der Französisch spricht, schützte sich gegen die Hiebe, die auf seinen Kopf gerichtet waren, mit den Armen. Hierauf fielen Venère, Castelli und farbige Soldaten über ihn her und mißhandelten ihn durch Schläge und Fußtritte gemeinschaftlich.

L. ... bekam dann die Daumschrauben, wurde in Arrest gebracht, dort zu Boden geworfen und nochmals von Venère und Castelli und Farbigen mit Hieben und Tritten bearbeitet. Ich glaube, dieses ist der einzige Fall, in dem schließlich der Kommandant, der alte Major, einschritt und der Mißhandlung ein Ende machte.

7. Dem P. ... aus Kamerun wurden die Daumschrauben so fest angezogen, daß er ohnmächtig wurde und in Krämpfe verfiel.

8. Der Gefangene G. ... traf in den ersten Tagen des März 1915 mit einem Transport aus Südkamerun in Abomey ein. Der Transport wurde durch Venère von der Bahnstation abgeholt. Es waren etwa 20 Mann. Diese wurden beim Verlassen des Zuges durch Venère gleich mit Schlägen empfangen und auf dem Wege nach Abomey ebenfalls mit Stößen und Schlägen durch die begleitenden Soldaten angetrieben, die mit ihren Sachen beladenen Feldbahnwagen schneller zu schieben. Im Lager angekommen — es war bereits dunkel —, tobte Venère ohne ersichtliche Ursache zwischen den Leuten herum, schlug blindlings mit Fäusten und Peitsche auf sie ein, unter gleichzeitiger Bedrohung mit dem Revolver. G. ... wurde dabei am Auge so schwer verletzt, daß er sich in ärztliche Behandlung begeben mußte. Das Innere des Auges war rot mit Blut unterlaufen und die Umgebung noch nach Wochen schwarz. Es dauerte Monate, bis das Auge wieder geheilt war.

9. Später kamen mehrere Transporte von Togoleuten aus dem Innern nach Abomey. Alle wurden sie ähnlich, wie im Fall 8 geschildert, empfangen. Von jedem Transport wurden einige sofort in Arrest gesteckt; andere mußten verbunden oder gleich in die Infirmerie aufgenommen werden.

10. Als Maßregel gegen solche, die sich bei Venère unbeliebt gemacht hatten, galt das Reinigen der Klosetteimer der Infirmerie. Es war das eine eklige Arbeit, zumal Dysenterie- und Magenkranke in der Infirmerie lagen und die Eimer auch von Farbigen benutzt wurden.

Eines Tages wurde der Gefangene K. ... dazu kommandiert und durch den Soldaten gezwungen, die Exkremente mit den Händen aus dem Eimer zu holen.

Gleich beim Eintreffen in Abomey wurde uns durch den Administrator eingeschärft und später durch den Lagerkommandanten und Adjudanten in Erinnerung gebracht, daß es streng verboten sei, eine Beschwerde vorzubringen. Jeder Fall würde streng bestraft werden. Als gegen Ende Februar 1915 durch schlechte Ernährung, große Hitze und harte Arbeit unsere Lage unerträglich geworden war, schrieben wir eine Beschwerde in Form einer Bitte um bessere Verpflegung an den Gouverneur von Dahomey. In dieser Zeit kam die Nachricht auf, daß eine internationale Kommission zur Revision des Lagers erwartet werde. Es gab plötzlich eines Tages besseres und mehr Essen, es wurde morgens sogar Kaffee oder Tee ausgegeben. Kleider wurden angefertigt und verausgabt. Schließlich wurde ein General zur Revision des Lagers angemeldet. Er kam, wenn ich mich recht erinnere, am 24. Februar 1915 an. Das Lager war in Ordnung gebracht; alles sah gut aus. Den Hüttenältesten, es waren damals nur 3, worunter ich selbst, wurde mitgeteilt, daß der General sie einzeln rufen lassen werde, um Beschwerden entgegenzunehmen. Das geschah jedoch nicht. Der General wollte, scheinbar befriedigt von dem Gesehenen, das Lager verlassen, wurde aber vor dem Tore von uns gestellt und so gezwungen, unsere Beschwerde anzuhören.

Der Gefangene F. ..., der Französisch sprach, redete ihn an. Die 4 Ältesten aus dem Lager sollten die Beschwerde vorbringen. Venère schickte 3 davon jedoch fort und rief die beiden anderen Hüttenältesten dazu, als der General sich bereit erklärte, uns anzuhören. Wir hatten eine Beschwerdeschrift verfaßt, um sie dem General zu überreichen. W. ... wurde jedoch beim Abschreiben abgefaßt und die Schrift konfisziert. M. ... und ich selbst wurden vor den General geführt. Als Ältester von uns war ich der Sprecher. Mit dem General waren 2 andere höhere Offiziere gekommen. Venère und Dr. Longharé wohnten der Besprechung ebenfalls bei. Zunächst stellte ich an den General die Frage, ob er mit mir der Meinung sei, daß wir Kriegsgefangenen Ehrenmänner und keine Verbrecher seien. Als er diese Frage mit »Ja!« beantwortet hatte, brachte ich die Beschwerde vor. Ich sagte ihm, daß wir wochenlang kein Brot und so wenig andere Verpflegung erhalten hätten, daß alle Leute entkräftet seien, die verlangte Arbeit nicht mehr leisten könnten und krank würden. Da wir angeblich nach französischen Militärgesetzen behandelt wurden, fragte ich weiter, ob in der französischen Armee Prügelstrafe und Daumschrauben üblich seien, was der General verneinte, mit dem Bemerken, daß es wohl schwere Vergehen unsererseits seien, durch die Venère sich habe hinreißen lassen, gelegentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einige Hiebe auszuteilen. Schließlich bat ich um Schutz gegen weitere Mißhandlungen und um bessere Versorgung mit Nahrung. Ohne bestimmte Antwort entfernte sich der General. Der Erfolg war, daß etwa nach 10 Tagen Mehl eintraf und auch die Rationen nach und nach etwas größer wurden.

Anders war aber die Behandlung:

Die geschilderte Unterredung fand am Vormittag statt. Um 1½ Uhr, beim Appell, wurde plötzlich T. ... als Verfasser der Beschwerdeschrift, W. ... als Abschreiber derselben, F. ..., der den General angehalten, und der Hüttenälteste W. ... vorgerufen. T. ..., F. ... und W. ... kamen sofort in Arrest. W..., weil er behauptete, der Dolmetscher habe bei der Unterredung mit dem General nicht sinngemäß übersetzt. W. ... wurde vorher noch mißhandelt, wie unter Ziffer 4 beschrieben.

Mir wurde gesagt, daß mich nur die Ehrfurcht vor meinem hohen Alter vor Strafe schützte. Gianzelli stand wutschnaubend vor mir, erhob seine Peitsche gegen mich und erklärte, daß er auf Rache sinne und er mich, wenn ich jünger wäre, sicher totschießen würde.

Nach etwa 8 Tagen war ein Vorwand gefunden, mich ebenfalls einzusperren. Die Gefangenen durften abends bis 8 Uhr Feuer unterhalten, um sich Tee oder sonst etwas warmzumachen. Die Feuer brannten eines Abends zu hoch, und ich und der dritte Hüttenälteste wurden eingesperrt. Ich kam nach 4 Tagen wieder in Freiheit. Die anderen hatten 14 Tage abzusitzen, sie mußten jedoch während dieser Zeit tagsüber unter besonderer Aufsicht fast ohne Essenpause sehr schwer arbeiten. Dr. Longharé sagte mir nach einigen Tagen, daß ich den General belogen hätte, »wir seien keine Ehrenmänner, wir seien Verbrecher«.

Morgens um 6 Uhr gab es Suppe, d. h. das Wasser, in welchem am Tage vorher das Fleisch gekocht worden war. Das Fett hatten die schwarzen Köche bereits abgeschöpft. Mittags um 11 Uhr gab es Jams und dann Bohnen, mit Fleisch gekocht; dasselbe abends um 6 Uhr. Dazu sollte es noch 500 g Brot geben.

Zunächst, etwa 6 Wochen hindurch, lag die Verpflegung in den Händen des Administrators. Das Fleisch wurde durch einen Schlächter geliefert; für Jams und Bohnen gab es besondere Lieferanten. Während dieser Zeit waren die Rationen so bemessen, daß sie an sich zu notdürftiger Sättigung ausreichten; die Bohnen konnten aber von den meisten Gefangenen nicht gegessen werden. Es war eine Sorte, die sonst nur von Negern genossen wird und in gekochtem Zustande einen ganz ekligen Geruch ausströmte. Dazu waren die Bohnen, wie überhaupt das Essen, durch die schwarzen Köche höchst unappetitlich und unsauber und geschmacklos zubereitet.

Die Beschaffung der Verpflegung ging später, etwa vom 1. Dezember 1914, in die Hände des Adjudanten Venère über, und jetzt begann die Hungerszeit. Venère kaufte freihändig Vieh, das durch unsere Leute geschlachtet wurde. Die besten Stücke wurden an die Franzosen im Lager und an die Beamten, wie Administrator, Lehrer, Arzt usw., verausgabt. Den Rest bekamen die Gefangenen. Die gelieferten Fleischrationen wurden immer kleiner, so daß im Januar nur noch wenige Gramm auf den Mann entfielen. Aber auch die Jams- und Bohnenportionen wurden so klein, daß die Portion, welche für 10 Personen bestimmt war, höchstens zur Sättigung von 5 Mann ausreichend war. Man war beständig hungrig. Die Brotlieferung unterblieb oft wochenlang. Das verbackene Mehl war häufig verdorben, das davon gebackene Brot schmeckte sehr schlecht, aber es wurde verzehrt, der Hunger zwang dazu. Es war bald ein allgemeiner Kräfteverfall bei den Gefangenen festzustellen, welcher Ende Februar zu der oben geschilderten Beschwerde führte.

Etwa im April wurde dem Lager ein Leutnant als Kommandant gegeben. Er hat wohl niemand mißhandelt, jedoch auch nicht verhindert, daß die Gefangenen durch seine Untergebenen mißhandelt wurden. Von dieser Zeit ab war Mehl zum Brotbacken vorhanden, aber die vorgeschriebene Ration von 500 g gab es nie, die Brote wogen höchstens 250 g, oft weniger. Auch die anderen Rationen wurden etwas reichlicher bemessen, und in die Morgensuppe war Brot geschnitten. Im letzten Monat gab es sogar morgens noch Kaffee oder Tee. Alle zwei Tage wurden Marktweiber ins Lager gebracht, die besonders Bananen und Apfelsinen verkauften. In der schlimmsten Zeit, Dezember bis März, wurde jedoch der Markt oft vollständig verboten.

Der Hunger trieb die Gefangenen dazu, den Marktweibern die für die Neger bestimmten, zum Teil Ekel erregenden Speisen abzukaufen, obwohl sie für Europäer unzuträglich sind. Ich selbst aß einmal 2 der Klöße aus fleischartiger Masse, gepfeffert, in Öl gekocht, und war darauf 2 Tage heftig magenkrank. Als der Abtransport nach Marokko bekannt wurde, etwa am 20. Juni, wurden, um mit den aufgespeicherten Vorräten zu räumen, große Rationen verausgabt. Es wurden weiße Bohnen, anstatt der ungenießbaren Negerbohnen, gekocht, es gab Linsen und Reis und sogar nach dem Mittag-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

essen noch einmal Tee; viel Brot wurde gebacken und verausgabt, am letzten Tage sogar Wein. Es war jedoch zu einer Kräftigung der Gefangenen zu spät.

Der Lagerarzt, Dr. Longharé, behandelte alle Kranken »mit Hunger«. Fieberkranke sowie solche, die Darm- und Magenleiden hatten, bekamen tagelang nichts als Wasser. Nur in Ausnahmefällen wurde etwas Milch und Fleischbrühe verabreicht, besonders bei solchen Kranken, die länger als eine Woche im Lazarett liegen mußten. Er überließ die Kranken den farbigen Heilgehilfen. Die ins Lazarett kommandierten beiden Deutschen mußten den Farbigen lediglich Handlangerdienste verrichten. Es fehlte oft an Chinin, so daß sehr viele Fieberfälle vorkamen. Wegen der schlechten Ernährung hatten viele an Magen- und Darmerkrankungen zu leiden. Die Kranken lagen am Fußboden auf Matten, wie die Gesunden in den Hütten. Später, etwa im März oder April 1915, wurden Pritschen aus Knütteln gebaut. Chinin wurde vielfach eingespritzt. Dies besorgten die schwarzen Wärter mit unsauberen Händen und Spritzen, so daß die Wunden oft eiterten. Bei einem Schiffsjungen, B...., sah ich eine durch die Chineinspritzung entstandene Wunde von der Größe eines Markstückes, die Wochen zur Heilung bedurfte. Weil die Leute fast alle ohne Strümpfe und vielfach ohne Schuhe zu gehen gezwungen waren, gab es viele durch Sandflöhe veranlaßte Fußerkrankungen. Es fehlte an Verbandzeug und Arzneien. Die vernachlässigten Wunden verschlimmerten sich oft sehr. Etwa im März 1915 traf Oberstabsarzt Zupitza im Lager ein und übernahm die Behandlung der Kranken. Bei den Krankenvisiten waren häufig Adjudant Venère oder Sergeant Castelli zugegen. Beide beeinflußten Dr. Longharé. Mißliebige bekamen nach langer Krankheit oft nur wenige Tage oder gar keine Ruhezeit zur Erholung verordnet. Zuweilen trieb Venère Leute, die sich krankmeldeten, mit der Peitsche zur Arbeit. Einmal sperrte er alle Leichtkranken, die nicht arbeiten konnten, in die enge, etwa 20 qm große Arrestzelle ein. Es waren über 50 Personen, die er dort mehrere Stunden eingesperrt hielt. Oft war die Zahl der Erkrankten erschreckend groß; 30—40 % waren zuweilen dienstunfähig.

Nur wenige der in Duala gefangenen Europäer waren im Besitz von mehr als einem Anzuge. Die Schiffsleute, die mitgefangen wurden, waren zum Teil in dickes europäisches Zeug gekleidet. Das Zeug, namentlich Hosen und Hemden, wurde bei der schweren Arbeit bald aufgebraucht, ebenso die Schuhe. Ersatz wurde nicht beschafft. So kam es, daß einige Leute bald in fragwürdigsten Kostümen umhergehen mußten, z. B. in kurzer Hose und in einem aus Fetzen bestehenden Hemde oder umgekehrt. Ein Mann, G.... aus Duala, hatte ein Hemd als Hose an, als er zum Dienst antrat. So etwas wurde von Venère nicht bemerkt. An Waschtagen mußten die Leute größtenteils mit einer Decke als Hüftentuch erscheinen, weil sie kein Zeug zum Wechseln hatten. Einige gingen tagelang so, bis ihnen ein anderer mit einem Stück aushalf. Unterhosen wurden aus Oberhosen getragen. Mit dem Schuhzeug war es sehr schlimm. Als Ersatz für unbrauchbar gewordene Schuhe wurden aus roher Ochsenhaut Sandalen gemacht. Diese dörrten bald sehr aus, wurden hart und scheuerten die Füße wund. Socken oder Fußlappen gab es nicht. Gegen die in Abomey massenhaft auftretenden Sandflöhe gewährte diese Art Fußbekleidung keinen Schutz. Bei nassem Wetter wurde sie lappenweich und war nicht am Fuß zu halten.

Etwa Mitte Februar 1915, als die oben angeführte Revision stattfinden sollte, wurden Schuhe und Hemden aus den Faktoreien beschafft und verausgabt, jedoch nicht an alle Leute, denen Schuhe fehlten. Hosen und Jacken wurden aus blauer Leinwand angefertigt und ausgegeben. Erst zum Abtransport nach Marokko, gegen Ende Juli 1915, wurden die Gefangenen soweit eingekleidet, daß jeder Mann einen Khakianzug und ein Paar Schuhe hatte. Nur Strümpfe wurden nicht beschafft.

Am 4. Juli 1915 marschierten wir zur Bahnstation und wurden in vierstündiger Bahnfahrt nach Cotonou gebracht, woselbst wir in den gleichen Schuppen einquartiert wurden wie bei unserer Ankunft aus Duala. Am 6. Juli wurden wir auf den französischen Dampfer »Asie« verladen, zur Fahrt nach Marokko. 100 Mann mußten wegen Platzmangel zurückbleiben. Auf denselben Dampfer kamen auch die in Togo gefangenen Offiziere und Verheirateten mit ihren Frauen. Die in Cotonou zurückgebliebenen 100 Mann trafen etwa 6 Wochen später in Marokko ein. Zunächst wurden wir in Casablanca in dem dort befindlichen Gefangenensammlager untergebracht, woselbst wir in Zelten einquartiert wurden. Wir blieben etwa 4 Wochen in Casablanca und wurden dann nach Mediouna transportiert.

Dort wurde in einem Steinbruch Material gewonnen, um einen vor dem Festungstor liegenden Sumpf zuzuschütten. Mit Steinen wurden auch die Wohnzelte etwa 1 m hoch untermauert. Leider bekamen nicht alle Gefangenen für ihre Matratzen Pritschen, was namentlich in der kühlen Zeit, Dezember 1915 bis Februar 1916, unangenehm empfunden wurde. Die vom Reichs-Kolonialamt gesandten Sachen sind uns bis März 1916 vorenthalten worden. Da, als es bereits wieder warm wurde, erhielten wir das dicke Winterunterzeug.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 4. Mai 1916 wurde ich mit etwa 30 Mitgefangenen, worunter 5 Frauen, nach Casablanca befördert, um nach der Schweiz transportiert zu werden.

Die Fahrt nach Marseille dauerte vom 8. bis 13. Mai. Sie war sehr unangenehm. Auf dem mit farbigem Militär überfüllten Dampfer wurden die etwa 150 Gefangenen im untersten, 3 Treppen tief liegenden, Zwischendeck untergebracht. Dorthin kam weder Tageslicht noch Luft. Die Zeiten zum Austreten waren beschränkt; nur ein Eimer war im Zwischendeck zum Gebrauch für Seekranke aufgestellt. Es waren etwa 1 000 farbige Soldaten und Rekruten an Bord. Der Dampfer war armiert. Täglich wurden lange Gefechtsübungen abgehalten. Während dieser Zeit wurde die Niedergangsluke zu unserem Zwischendeck ganz geschlossen. Im Juni 1915 wurde uns in Abomey verboten, Briefe zu schreiben und solche zu empfangen. Dieser Zustand wurde in Mediouna bis zum April 1916 aufrechterhalten. Viele Pakete kamen für uns an. Diese wurden in Casablanca geöffnet; Tabak und Zigarren verschwanden. Nach Aufheben der Postsperre wurden einige Pakete ausgegeben, fast alle waren beraubt, und viele sind überhaupt nicht in die Hände der Empfänger gelangt. Nach Ankunft in Marseille wurden wir am 13. Mai ausgeschifft und in einem großen Schuppen untergebracht. Am Morgen des 14. Mai ging die Fahrt mit der Bahn bis Lyon, woselbst wir in einem Lazarett untergebracht und verpflegt wurden.

gez. **Klein,**
Hafenmeister.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 15.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 92/17.

Als Duala am 27. September 1914 durch Engländer und Franzosen eingenommen wurde, wurde sämtlichen Zivilpersonen befohlen, sich im Regierungshospital zwecks Einschreibung in eine Liste sofort einzufinden. Wir gingen alle dorthin, so wie wir uns gerade befanden, auch die Frauen und Kinder. Schwarze Soldaten durchsuchten die Häuser und wo sie noch Europäer fanden, brachten sie diese herbei. .....

In Lagos angekommen, wurde ein Teil von uns, besonders Frauen und Kinder, an Land gesetzt. Der Rest, etwa 250 Mann, wurde nach Cotonou gebracht, wo wir in 2 Wellblechschuppen eingesperrt wurden. Je 2 Mann erhielten eine harte Binsenmatte von 1,10 m Breite und 1,60 m Länge und jeder eine sehr dünne Baumwolldecke, die selbst für die Tropen unzureichend war. Das Essen, von Schwarzen zubereitet, war ungenießbar. Unsere Notdurft mußten wir in demselben Raume in Petroleumdosen verrichten, wodurch die Schuppen bei der herrschenden Hitze vollkommen verpestet wurden. In diesem Zustande lagen wir drei volle Tage, bis wir am 5. Oktober 1914 in Viehwagen mit der Bahn nach Bohikou, etwa 120 km von der Küste entfernt, transportiert wurden. Zur Mittagszeit kamen wir dort an. Sofort mußten wir uns in Reih und Glied stellen und im Eilmarschtempo den etwa 3stündigen Weg nach Abomey in der glühendsten Sonnenhitze zurücklegen. Wir wurden von den schwarzen Soldaten förmlich eingeschlossen und zum Geschwindschritt getrieben. Handtaschen, Decken, Wasserkrüge usw. mußten wir während dieses Marsches selbst tragen. Einzelne Kameraden brachen infolge dieser Anstrengung zusammen, so daß sie den Marsch nicht fortsetzen konnten und später nachkamen.

In Abomey war für unsere Unterbringung nichts vorbereitet. Alles, was zu diesem Zweck notwendig war, wurde erst im Laufe der Zeit von uns selbst getan. Unser Obdach waren Eingeborenenhütten aus Lehmmauern, mit Stroh gedeckt. Luft kam durch einzelne Löcher herein; durch das in den Hütten herrschende Halbdunkel, das durch die weit herunterragenden Strohdächer hervorgerufen wurde, wurde der Zuzug und Aufenthalt von Moskitos und Ungeziefer äußerst begünstigt. In den einzelnen Hütten waren zwischen 40—100 Gefangene untergebracht. Wir lagen derartig zusammengepfercht, daß jeder nur einen Platz von ungefähr 60 cm Breite zur Verfügung hatte. Unsere Matten, die wir zu zweien während unserer ganzen Gefangenschaft benutzen mußten, lagen auf bloßer Erde. Erst nach 2 Monaten wurden uns Knüppel zur Verfügung gestellt, mit denen wir unser Lager erhöhen konnten. Moskitonetze erhielten wir erst in der zweiten Hälfte der Gefangenschaft, so daß wir die Nächte infolge der Moskitoplage oft schlaflos verbringen mußten, abgesehen davon, daß dadurch Malaria unter uns in schrecklicher Weise grassierte. Chinin, zur Vorbeugung gegen das Fieber, wurde in den ersten Monaten überhaupt nicht gegeben. Unsere Körperkräfte nahmen sehr rasch ab. Das Wasser trugen schwarze Weiber in Krügen herbei. Es wurde nicht filtriert, war voll von Würmern, Moskitolarven und Schmutz, was zur Folge hatte, daß zahlreiche Dysenterieerkrankungen vorkamen. Die Verpflegung war für Tropenverhältnisse durchaus unzureichend und zeitweise derartig knapp, daß wir froh waren, wenn wir Gelegenheit hatten, Essen von Eingeborenen zu kaufen. Sehr oft litten wir Hunger. Morgens bekamen wir eine dünne Suppe, die meistens sauer war, da sie abends gekocht wurde. Mittags und abends verabreichte man uns abwechselnd alte Eingeborenenbohnen, die nie richtig gargekocht wurden, oder Knollenfrüchte (Jams, Kassada, Makabo und Süßkartoffeln). Unter den Bohnen waren sehr viele kleine Würmer und zahlreiche Steinchen, so daß man, wenn man auch vorsichtig war, die Zähne stark beschädigte. Kurze Zeit wurden Leute damit beschäftigt, die Bohnen zu reinigen; diese notwendige Arbeit wurde jedoch bald wieder eingestellt; die bisher mit dem Bohnensäubern beschäftigten Kameraden wurden zu anderen Arbeiten herangezogen. Mit Zahnbeschädigungen können wir aufführen: Kaufmann K. F. ..., dem durch einen Stein, der unter den Bohnen war, ein Zahn abbrach. Wegebauer C. F. ... brachen mehrere Plomben heraus. Dem Assistenten J. ... scheuerten die kleinen Steine in kurzer Zeit eine Goldkrone durch. Wir entsinnen uns nicht mehr auf die Namen vieler Kameraden, die auch mit derartigen Beschädigungen aufgeführt werden könnten.

Das uns so nötige Brot wurde sehr unregelmäßig verteilt; öfter ist es vorgekommen, daß wir tagelang keins bekamen. In den Fällen, in denen eine Schaufel, eine Picke, ein Korb oder sonst irgendein Gerät fehlte, pflegte Venère sämtlichen Gefangenen das Brot so lange zu entziehen, bis der be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffende Gegenstand sich wieder gefunden hatte. Nur einige Male mag es vorgekommen sein, daß das Handwerkszeug eines von der Arbeitsstelle krank ins Revier getragenen Kameraden versehentlich nicht mit ins Magazin genommen worden war, meistens lag aber die Schuld an den schwarzen Soldaten bzw. an den bei Venère angestellten schwarzen Dienern, welche die an die Gefangenen abgegebenen Werkzeuge nicht richtig gezählt hatten. Die Verpflegung besserte sich, wenn Kontrolloffiziere kamen.

Der Abort befand sich in unmittelbarer Nähe unserer Hütten und bestand aus einer einfachen offenen Grube, die überdacht war. Bei Verrichtung unserer Notdurft konnten wir von jedermann beobachtet werden, besonders auch von den schwarzen Marktweibern und Wasserträgerinnen.

Die Behandlung der Kranken war, bis zur Ankunft des deutschen Arztes, Professors Dr. Zupitza, unmenschlich. Z. B. bestand die Behandlung der Malariakranken darin, daß man ihnen nichts zu essen gab, so daß die Kranken es oft vorzogen, lieber mit Fieber zur Arbeit zu gehen, als sich ins Revier einsperren zu lassen und Hunger zu leiden. Der eines Tages an Malaria erkrankte Assistent J. ... wurde in das Revier gebracht. Er erhielt erst am 5. Tage, als er wieder entlassen wurde, etwas zu essen. Bis zu diesem Tage bekam er nichts weiter als $^1/_4$ Liter Milch morgens. Für den Rest des Tages stand nur Wasser zum Trinken zur Verfügung.

Kleidung wurde uns in den ersten 3 Monaten nicht gegeben. Wir waren mit einem Tropenanzug sehr leicht bekleidet, der sich rasch abnutzte. Man lief in Hüftentüchern herum, machte aus Hemden Hosen und umgekehrt aus Hosen Hemden. Die Schuhe zerfielen auch bald, so daß mancher barfuß gehen mußte, ungeschützt gegen die Sandflöhe, die dort eine Landplage bedeuten. Fußkranke waren in großer Anzahl vorhanden, um so mehr, als viele Gefangene die aus ungegerbter Kuhhaut genähten Pantoffeln nicht tragen konnten oder sich die Füße wundscheuerten.

Nach 14 Tagen unseres Dortseins wurden wir zur Arbeit gezwungen, die aus Niederlegen von hohen und dicken Lehmmauern mittels schwerer Pickhacken, Reinigen von großen, wildverwucherten Geländeflächen, Anfertigung von Lehmsteinen, Bauen von Häusern und Straßen sowie in Planierungen bestand. Dabei wurden wir von schwarzen Soldaten beaufsichtigt, die uns täglich mit Kolbenstößen, Fußtritten und Stockhieben mißhandelten. Als Beispiele für derartige Mißhandlungen geben wir folgende Personen an:

Gefangener W. ... aus Kamerun durch Ohrfeigen, Kaufmann M. O. ... durch Fußtritte, Kaufmann F. St. ... durch Kolbenstöße; ähnliche Mißhandlungen erlitten die Gefangenen P. ..., W. ... und H. W. ....

Die Arbeitszeit von 8 Stunden täglich, nämlich von 6—11 Uhr vormittags und 2—5 Uhr nachmittags in der Tropenhitze bei dieser Verpflegung und Behandlung war so aufregend und aufreibend, daß wir in kurzer Zeit körperlich vollständig zusammengebrochen waren. Ganz unnötigerweise wurde uns zeitweise die Arbeit dadurch erschwert, daß man uns beim Ausrupfen von scharfen Gräsern und Dornen mit den bloßen Händen arbeiten ließ, und daß wir uns nicht hinknieen durften, sondern eine gebückte Stellung einnehmen mußten, ohne die Kniee auch nur beugen zu dürfen. So sollte ohne Unterbrechung stundenlang gearbeitet werden. Es wurde uns mitunter nicht einmal Zeit gelassen, ein Taschentuch hervorzuziehen, um den Schweiß abzutrocknen. Einzelne Gefangene wurden manchmal, wenn gerade Mehl oder Reis mit den Bahnwagen vom Bahnhof Bohikou angekommen war, in der Mittagspause, ja auch zuweilen Sonntags, zum Tragen der Säcke und Tonnen mit Mehl, die etwa 75 bis 80 kg schwer waren, herangeholt.

Gewohnheitsgemäß wurden wir von den schwarzen Soldaten mit Schimpfwörtern, wie: couchon, Schwein usw., betitelt. Täglich kam es vor, daß Kameraden bei der Arbeit zusammenbrachen und oft ohnmächtig ins Revier getragen werden mußten, die Unterzeichneten sind häufig genug Augenzeugen gewesen.

Hierbei möchten wir erwähnen, daß, als der Oberbeamte P.... aus Duala sich weigerte, die schmutzige Arbeit der Abortreinigung zu verrichten, er mehrere Tage hintereinander unter persönlicher Aufsicht des Sergeanten Castelli mit einer Pickhacke, die einen vierkantigen Stiel hatte, eine Lehmmauer von 4 m Länge, 3 m Höhe und 1 m Breite umreißen mußte, bis auf der Innenseite seiner Finger und Handflächen das rohe Fleisch offen lag und das Blut von den Händen lief; diese mußten verbunden werden, so daß er das Essen nur mit vieler Mühe zum Munde führen konnte.

Der Gefangene T...., die Schiffsoffiziere W.... und F.... und der Gouvernementsbeamte W.... mußten mit schweren Pickhacken eine tiefe Grube unter besonders scharfer schwarzer Bewachung mehrere Tage lang ausheben, zur Strafe dafür, daß sie sich einmal im Auftrage aller bei einem höheren französischen Offizier, der unser Lager inspizierte, über das Essen und die schlechte Behandlung beschwerten. Obendrein wurden sie nach beendeter Arbeitszeit ins Gefängnis gesteckt und ihnen Brot-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abzüge gemacht. Gelegenheit zum Waschen ihrer Kleidungsstücke wurde ihnen während der Arrestzeit auch nicht gegeben. Alle diese Strafen verhängte Venère über die Kameraden, nachdem der inspizierende hohe Offizier aus dem Lager fortgegangen war.

Hafenmeister Klein hatte übrigens noch an den hohen Offizier die Frage gestellt, ob die Franzosen uns eigentlich als Verbrecher ansähen, worauf derselbe mit einem »Nein« antwortete. Doch am nächsten Tage ließ der uns behandelnde französische Arzt, mit Namen Longharé, den Hafenmeister Klein holen und sagte zu ihm, »seiner Ansicht nach wären wir Verbrecher«. Diese Auffassung trat in der täglichen Behandlung und Verpflegung zutage.

Die Aufsicht des Lagers lag in Händen des Chef-Adjudanten Venère, eines älteren Kolonialsoldaten, der, wie er uns gesagt hatte, früher in Neu-Kaledonien Zuchthausaufseher gewesen war, und ständig mit einer 80 cm langen Peitsche (Ochsenziemer) herumlief. Mit dieser Peitsche schlug er brutal, wie und wohin es ihm gerade paßte, blindlings auf die Gefangenen los; er war direkt lebensgefährlich. Sein Gehilfe war der Sergeant Castelli, von Zivilberuf landwirtschaftlicher Beamter. Dieser traktierte die Gefangenen mit Faustschlägen, Hieben und Fußtritten. Der dritte war ein französischer Kolonialsoldat, dessen Namen wir nicht wissen, der aber allgemein im Lager »Jumbo« genannt wurde, er war von Beruf Chauffeur. Wie Venère hat auch dieser die Gefangenen geschlagen, sowohl mit einem Ochsenziemer als auch mit den Fäusten. Bestraft wurde bei den geringsten Anlässen. Die Strafen bestanden in Gefängnis, Peitschenhieben und Anlegung von Daumschrauben. Wer mit Gefängnis bestraft wurde, mußte stets die schwersten Arbeiten unter besonderer und strengerer Bewachung ausführen; dabei wurde den betreffenden Gefangenen gewöhnlich das Frühstück, das meistens aus Suppe mit Makabostücken bestand, entzogen. Auch wurde oft tagelang den Bestraften kein Fleisch verabreicht. Tagtäglich haben wir gesehen, daß diese Strafen in weitgehendstem Maße angewandt wurden. Wir wollen aus vielen Hunderten von Fällen nur einige der markantesten aufführen:

1. Fall K... aus Duala.

Auf Anzeigen eines schwarzen Soldaten wurde dem Gefangenen K..., weil er nicht schnell genug beim Grasrupfen arbeitete, vom Adjudanten Venère Daumschrauben etwa um 9 Uhr vormittags an der Arbeitsstätte angelegt; dann wurde er mit den Daumschrauben an den Händen unter Bewachung zweier schwarzer Soldaten durchs Dorf nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten, für Schwerbestrafte bestimmten Arrestlokal der Administration abgeführt und 8 Tage lang gefangengehalten. Die Daumschrauben wurden ihm nach 2 Stunden abgenommen.

2. Fall W...

Der Gouvernementsbeamte W. ... wurde in eine Hütte abgeführt und dort von schwarzen Soldaten mit Ochsenziemern geschlagen; der weiße Franzose »Jumbo« stand mit geladenem Revolver daneben. Die Schmerzensschreie des W.... waren über das ganze Lager und noch darüber hinaus zu hören. Man hatte W.... dabei abgefaßt, als er unsere Beschwerden betreffs Verpflegung und schlechter Behandlung, die dem uns inspizierenden hohen Offizier aus Cotonou überreicht werden sollten, zu Papier brachte.

3. Fall H. W....

Der Gefangene H. W.... wurde von Venère mit Schlägen und Fußtritten mißhandelt, auch von den schwarzen Soldaten derartig geschlagen, daß er zu Boden sank. W.... hatte in der Dunkelheit Venère für einen Kameraden gehalten und ihn grüßend auf die Schulter geklopft. Die Spuren der schweren Peitschenhiebe waren noch lange Zeit auf seinem Rücken sichtbar.

4. Fall K...,

Der Gefangene K.... wurde von Venère mit schweren Peitschenhieben, Anlegen von Daumschrauben und Arrest bestraft, weil er sich in der Werkstätte der Administration ein kleines Brotmesser angefertigt hatte. Sein Rücken zeigte noch nach Wochen fingerdicke Striemen, die rot und blau waren.

5. Fall K....

Der Gefangene K.... wurde von Venère mit dem Ochsenziemer geschlagen und mit Gefängnis bestraft, außerdem mußte er als Strafarbeit mit den bloßen Händen den Kot der Dysenteriekranken aus dem Eimer herausgreifen. Grund nicht mehr bekannt.

6. Fall L....

Der Gefangene L.... aus Duala wurde am Nasenbein durch einen Faustschlag des Venère so schwer verletzt, daß sein Gesicht entstellt ist, außerdem wurde er mit Daumschrauben und Arrest bestraft. Grund nicht mehr bekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. Fall K....

Der Gefangene K..., wurde von Castelli mit Faustschlägen ins Gesicht und Fußtritten ins Gesäß mißhandelt, weil er sich, wegen seiner schweren eitrigen Fuß- und Beinwunde, krankgemeldet hatte, Castelli hielt seine Krankmeldung für Faulheit.

8. Fall St....

Der Gefangene St.... wurde von Venère so auf den Kopf geschlagen, daß er lange Zeit im Revier mit schweren Schmerzen lag und auch später, namentlich bei großer Hitze, über Kopfschmerzen klagte. Grund nicht bekannt.

9. Fall P....

Der Gefangene P.... aus Kamerun wurde von Venère mit Daumschrauben und einer längeren Gefängnisstrafe bestraft; während dieser mußte er, unter besonders scharfer Bewachung durch schwarze Soldaten, schwer arbeiten, weil er angeblich einmal nicht genügend geleistet hatte.

10. Fall L....

Der Gefangene L.... aus Kamerun wurde gemeinsam von Venère und Castelli in ihrer Wohnung, wo es hinging, mit Faust- und Peitschenhieben geschlagen, dann mit 15 Tagen Gefängnis und Daumschrauben bestraft.

11. Fall St....

Kaufmann St. ...wurde mit Daumschrauben und Gefängnis bestraft, weil er sich mit einem schwarzen Soldaten unterhalten hatte, der ihn nicht verstand und bei Venère anzeigte.

12. Fall N.... und B....

Von den Gefangenen N.... und B.... aus Kamerun bekam jeder eine Daumschraube angelegt; dann mußten sie sich einander gegenüberstellen, worauf beide Daumschrauben durch eine Kette, an der ein schwerer Holzklotz befestigt war, miteinander verbunden wurden. Im Wachtlokal wurden sie von eingeborenen Soldaten bewacht, damit sie den Klotz immer in der Schwebe hielten. Die Prozedur dauerte 2 Stunden. Wir sahen beide stehen. Grund: sie hatten eine leere Petroleumdose als Waschgefäß mit in ihre Hütte genommen.

13. Fall G....

Der Gefangene G..., wurde von Venère derartig ins Gesicht geschlagen, daß ein Auge wochenlang dick und blau war. Er war im Februar 1915 mit anderen Gefangenen aus Kamerun in Abomey angekommen. Diese hat Venère, als sie ihre Habe nicht schnell genug vorzeigten, am Hütteneingang an sich vorbeiziehen lassen und auf sie mit der Peitsche eingeschlagen.

14. Fall G....

Matrose G.... wurde von Venère mit der Peitsche 3—4mal auf die nackten Füße geschlagen, weil er die aus ungegerbter Kuhhaut hergestellten Pantoffeln, ihrer Härte wegen, ohne Schaden für seine Füße nicht anziehen konnte und darum barfuß lief.

Wie lange jeweils die Daumschrauben angelegt wurden, erinnern wir uns in den einzelnen Fällen nicht mehr, denn beinahe täglich kamen Strafen mit Daumschrauben vor. Über die Stärke der Qualen durch Daumschrauben können wir nichts angeben, weil wir nicht selbst damit bestraft wurden; dagegen erinnern wir uns folgenden Falles:

Ein Kaufmann aus Duala saß eines Tages mit Daumschrauben im Gefängnis, wo er so jammerte und stöhnte, daß es der gerade vorübergehende Kaufmann St.... hörte. St.... trat hinzu und fragte nach dem Grunde des Klagens, worauf der Gefangene erklärte, er habe so fürchterliche Schmerzen, die Daumschraube wäre so stark angezogen, er lasse den Venère um Nachlassen derselben bitten. Die Daumschraube wurde aber erst nach etwa einer Stunde abgenommen.

Diejenigen, die mit der Peitsche geschlagen wurden, waren nach ihrer Angabe so mißhandelt worden, daß sie nachts nicht ohne Schmerzen auf dem Rücken liegen konnten. Die Verletzungen auf dem Rücken der Mißhandelten mußten häufig regelrecht verbunden werden. Bei Bestrafung mit schweren Peitschenhieben wurden die dadurch betroffenen Gefangenen aus dem Gesichtskreis der anderen entfernt; häufig kam es auch vor, daß die Gefangenen unter Peitschenhieben durch das weiße Aufsichtspersonal, besonders von Venère und »Jumbo«, von den versammelten Gefangenen weg ins Arrestlokal förmlich getrieben und zum Rennen gezwungen wurden.

Als an einem Tage das Essen wieder sehr knapp war, wurde uns besondere Gelegenheit gegeben, von den schwarzen Marktweibern Maisklöße und Früchte zu kaufen. Die Weiber kamen ins Lager und stellten sich in einer langen Reihe mit ihrer Ware auf. Wir litten, wie man mit ruhigem Gewissen sagen kann, geradezu an Heißhunger, denn man war seit längerer Zeit auch nicht annähernd satt geworden. Der Andrang zu den Marktweibern war daher besonders groß. »Jumbo« pflegte den Markt

zu überwachen und ein Kommando abzugeben, wenn das Einkaufen beginnen konnte. Er war auch an diesem Tage auf dem Markte, und da wir hungrigen Gefangenen durch ein Mißverständnis zu früh an die Marktweiber herantraten, sprang er auf einmal wütend auf uns los und schlug viele von den Gefangenen mit seiner Peitsche in Gegenwart aller Marktweiber. Wer nun alles Hiebe bekommen hat, das konnten wir im Gedränge nicht übersehen, wohl aber sahen wir »Jumbo«, wie er wild nach allen Seiten auf die Gefangenen lospeitschte.

Bei Aufhebung des Lagers in Abomey mußten Gepäckstücke zur Bahn gebracht werden. Auf ein Signal mußten alle aus den Hütten hervortreten. Hierunter waren auch viele Gefangene, denen vom Arzt Ruhe verschrieben war, da sie eben eine Malaria- oder Dysenteriekrankheit hinter sich hatten, auch waren darunter viele Fußkranke und andere Patienten, die nicht ins Revier aufgenommen worden waren. Es hieß nun, alle, die sich krank fühlen, sollen vortreten, sie brauchen nicht die Gepäckstücke fortzutragen. Auf dieses Kommando meldeten sich etwa 50 Mann; als Venère die Reihe der Kranken erblickte, war er wütend über die große Zahl, und unter dem Vorwande, es wären alle »Drückeberger«, schickte er sie ohne weitere Untersuchung ins Gefängnis, einen Raum von etwa 4 m im Quadrat, wo sie dicht zusammengedrängt bei verpesteter Luft 3 Stunden lang eingesperrt waren. Unter diesen 50 Mann befand sich auch der mitunterzeichnete Kaufmann St. ..., dem vom Arzt seines Gesundheitszustandes halber dauernd leichter Hüttendienst verschrieben worden war.

Für unsere schweren Arbeiten in Abomey haben wir nie Löhnung erhalten. Auf eine spätere Beschwerde hierüber in Marokko wurde uns der Bescheid gegeben, daß die ganzen Arbeiten in Abomey in unserem eigenen Interesse geschehen seien und wir deshalb Löhnung nicht zu beanspruchen hätten. Auch in Marokko herrschte Zwang zu schweren körperlichen Arbeiten, auch für die Zivilgefangenen. Was wir hier sehr hart empfanden, war die Postsperre, die nur über uns Kolonialgefangene verhängt war und die von Juli 1915 bis März 1916 dauerte. Wir erhielten während dieser Zeit weder Geld, Pakete und Briefe, noch durften wir schreiben. Als die Postsperre aufgehoben wurde, trat der Lagerkommandant in Mediouna, Kapitän Bidot, vor uns hin und ließ uns sagen, daß wir von nun an wieder Post empfangen und auch wieder schreiben dürften, wir wären jetzt wieder zu »normalen Kriegsgefangenen« gemacht worden; er erwarte nun, daß wir uns dafür durch fleißigeres Arbeiten dankbar zeigen würden. ..... Bei unserem Transport von Marokko nach Frankreich auf dem Dampfer »Chaujia« wurden wir Kranke, etwa 125 Mann, in einem vollständig dunklen Schiffsraum untergebracht, welcher ohne jegliche Lüftung war. Ohne Decken mußten wir auf dem blanken Bretterboden liegen. Am Tage wurde uns nur hin und wieder gestattet, austreten zu dürfen. Nachts stand ein kleiner Eimer zur Verfügung. Da mehrere Dysenterie- und viele seekranke Leute sich unter uns befanden, war der Aufenthalt in diesem dumpfen Raum unerträglich. Vier volle Tage mußten die teilweise Schwerkranken so verbringen. ..... Auf dieser Fahrt wurden einige von uns von eingeborenen Soldaten mißhandelt und angespuckt. .....

gez. F. St. ... gez. O. F. ... gez. O. M. ...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 16.

Auszugsweise Abschrift Nr. A. IV. 16/17.

Gnesen, den 29. Dezember 1916.

Königliches Amtsgericht.

Anwesend:

Amtsgerichtsrat Brüll,

Amtsgerichtssekretär Januszewski.

Im heutigen Termin erschien Pokora Er erklärte:

Zur Person: Ich bin der kriegsfreiwillige Krankenträger der Kaiserlichen Schutztruppe in Kamerun, M. Pokora, z. Z. in Gnesen, 28 Jahre alt, katholisch.

Zur Sache: Mein mir vorgelesener Bericht vom 21. Oktober 1916 entspricht den Tatsachen, und ich mache seinen Inhalt zu meiner heutigen Aussage.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben und beschworen.

gez. **M. Pokora.**

gez. **Brüll.** gez. **Januszewski.**

Gnesen, den 21. Oktober 1916.

An das Kommando der Schutztruppen (Reichs-Kolonialamt)

Berlin.

Wir kamen am 2. Oktober 1914 in Cotonou (Dahomey) an. Dort wurden wir in Schuppen untergebracht. Es gab hier Strohmatten und dünne Decken, aber nicht in der nötigen Anzahl. In den Schuppen befanden sich Aborte, bestehend aus Petroleumdosen ohne Deckel, welche überliefen. Daher herrschte bei so vielen Menschen eine fürchterliche Luft. Am 5. Oktober 1914 sind wir mit der Bahn nach Abomey gebracht worden. Als Lager für uns waren die Unterkunftsräume des Häuptlings Behanzin bestimmt. Es waren dies Lehmhütten mit Strohbedeckung und sehr feuchtem Boden. Die Dächer waren, wie sich dies in der Regenperiode herausstellte, undicht, und so manche Nacht mußte man flüchten, um wenigstens trockene Kleider für den nächsten Tag bei der Arbeit zu haben. An Wasser mangelte es sehr. Zeitungen gab es keine, auch die Nachrichten aus der Heimat liefen sehr spärlich ein. Unsere Bewachung bestand aus 3 verschiedenen Gruppen: 1. aus Senegalesen, 2. aus Buschleuten mit altertümlichen Vorderladegewehren, 3. aus mit Holzkeulen ausgerüsteten Rekruten. Unbeschränkter Herrscher war der Adjudant Venère, früherer Zuchthauswärter in Neu-Kaledonien, ihm zur Seite stand Sergeant Castelli. Unsere Verpflegung war sehr schlecht und einseitig. Brot gab es zeitweise gar nicht. Später wurde verdorbenes Mehl verbacken, welches viel Käfer und Würmer enthielt. Trotz schwerer Arbeiten, die bei der großen Hitze verrichtet werden mußten, gab es weder Tee noch Kaffee. Morgens gab es eine sogenannte Suppe, bestehend aus Wasser und einigen Stückchen Makabo ohne Fett. Leute, die durch mangelhafte Verpflegung entkräftet bei der Arbeit umfielen, sind von den Senegalesen mit Gewehrkolben geschlagen worden. Diese Soldaten wären von Zeit zu Zeit von Venère durch Lügen über die Behandlung ihrer gegen die Deutschen fechtenden Landsleute aufgehetzt und hatten den Befehl, uns anzutreiben und zu schlagen. Kameraden, die nach Meinung des schwarzen Korporals zu wenig gearbeitet haben, wurden abgeführt, erhielten vom Adjudanten Daumschrauben und die unvermeidlichen Hiebe mit der Peitsche und kamen ins Gefängnis. Der Revolver spielte dabei eine große Rolle und wurde, um mehr Wirkung zu erzielen, dem Betreffenden auf die Stirn gedrückt. Vielfach wurde uns erklärt, wir wären schlimmer wie Zuchthäusler und hätten absolut keine Rechte, wir wären auf Tod und Gnade ausgeliefert. Bei der Schlägerei war auch vielfach der Sergeant Castelli beteiligt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sogar als ein gefürchteter Boxer bei uns bekannt. Der Transport nach dem Gefängnis erfolgte stets im Laufschritt. Man konnte sich auf diese Weise noch einzelner Hiebe entziehen. Ein unangenehmer Besuch im Gefängnis war stets der Adjudant Venère unter Begleitung bzw. Deckung einiger Keulenschwinger. Dort wurde die Wut an den wehrlosen Gefangenen ausgelassen. Man konnte sehr oft das Jammern aus dem Gefängnis hören; einmal brachte Venère persönlich eine Schüssel mit Wasser, damit der Mißhandelte sich das Blut abwaschen konnte. Für ein kleines Vergehen erhielten z. B. 2 Kameraden Daumschrauben, verbunden mit einer Kette, welche mit einem Stück Holz beschwert war. Diese mußten die Hände etwa 3 Stunden gestreckt vom Körper halten, damit dieses Marterwerkzeug noch mehr zur Geltung kam. Dabei fehlten Schläge nicht. Die sanitären Verhältnisse waren ungenügend. Der Abort bestand aus einem langen und über 2 m tiefen Graben mit Querbrettern versehen. Dort wimmelte es voll Maden, Kalk wurde sehr wenig gestreut. Es ist vorgekommen, daß kranke und schwache Personen dort hineingefallen sind. Ersatzbekleidungsstücke erhielten wir ein halbes Jahr lang nicht. Wer keine Hosen mehr hatte, wickelte sich die Decke um den Körper nach Art der Neger. Das Hemd ersetzte zeitweise auch die Hosen . Schuhe wurden aus ungegerbtem Leder angefertigt. Das Fe.l wurde an der Sonne getrocknet und so verarbeitet. Bei diesen Zuständen hatten die Leute unter allerlei Geschwüren, Ausschlag und Sandflöhen zu leiden. Zu dieser Zeit war ich als Sanitäter im Revier mit tätig. Täglich wurden etwa 50—60 Verbände gemacht, bei der Gesamtzahl von etwa 225 Mann. Im Revier lagen ständig etwa 25—30 Mann, meistenteils an Malariafieber. Diese Krankheit wurde in der ersten Zeit mit Hunger kuriert. Der Kranke erhielt während etwa 5 Tagen weiter nichts wie Wasser. Später haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung gebessert. Wir hatten Professor Dr. Zupitza sowie Dr. Simon, welche eine Zeitlang im Lager weilten und die Krankenkost zu verbessern versuchten, manches zu verdanken. Eines Tages reichte ich das für die Kranken erlaubte Essen durch das Fenster ins Revier, dabei wurde ich vom Adjudanten abgefaßt und erhielt Hiebe mit der Reitpeitsche. Nach etwa 7 Monaten erhielten wir Lagergestelle und vor unserer Abreise nach Marokko sogar Stiefel und Anzüge; es gab jetzt auch Kaffee und Tee. An Lohn während dieser 9 Monate erhielten wir nichts.

Am 5. Juli 1915 verließen wir Abomey und wurden am nächsten Tage in Cotonou auf die »Asie« gebracht. Dort wurden wir während der ganzen Überfahrt im Laderaum eingeschlossen. Für die Hälfte waren Betten da, die übrigen mußten auf kalten Stahlplatten, meistens mit einer Decke versehen, kampieren. Am 17. Juli erreichten wir Casablanca und wurden zum Teil eingekleidet. Am 19. August 1915 sind wir nach dem 20 km entfernten Lager Mediouna gebracht worden. Es wurde uns bei der Abreise von Dahomey gesagt, daß wir in ein Sanatorium nach Marokko kämen, jedoch das Bild war auch hier anders. Das Lager war eine alte Festung, mit einer 7 m hohen Mauer umgeben; der Vorhof war mit einer 4 m hohen Mauer eingeschlossen. Runde Zelte waren unsere Wohnung. Endlich erhielten wir nach 9 Monaten Gefangenschaft Stroh- und Schlafsack. Die Strafen wurden hier im sogenannten Grab des Fremdenlegionärs, später im Gefängnis verbüßt. Die Zeltbahn wurde in Dachform aufgespannt und verankert. Der Bestrafte mußte dort die ganze Zeit in Liegestellung verbleiben, ein Aufrichten war wegen der geringen Höhe der Zeltbahn über dem Boden nicht möglich. Das Essen war für die meisten bei der schweren Arbeit unzureichend. Sanitäter mußten an allen Arbeiten teilnehmen. Schwere Erd- und Steinbrucharbeiten wurden hier mit 10 cts pro Tag entlohnt. Der Gesundheitszustand hat sich leider auch hier nicht gebessert. Malariafieber und Dysenterie traten täglich auf, auch einzelne Fälle von Schwarzwasserfieber mit tötlichem Ausgang kamen vor. Unser Lagerkommandant, Kapitän Bidot, war der Meinung, daß die Kranken sich durch Einnehmen von irgendwelchem Arzneimittel mit Absicht das Fieber hervorrufen. Deshalb war er für Fieberkranke weniger zu sprechen und ließ meistens mit Fieber über 38,5° arbeiten. Bei der zweimal wöchentlichen Arztvisite war er meistens zugegen und machte dabei seinen Einfluß geltend. Als uns die Schweizer Kommission besuchte, sind, um gute Stimmung zu machen, 2 Renommierschweine geschlachtet und in der Küche ausgehängt worden. Als der Besuch zum Tore hinaus war, verschwanden die Schweine spurlos in der französischen Soldatenküche.

Am 20. Juni 1916 konnten wir Marokko verlassen, um bei Landarbeit in Frankreich Verwendung zu finden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Marseille und im Lager Carpiagne bin ich für Toulouse bestimmt worden und traf dort am 5. Juli 1916 ein. Zum Lager ist hier ein früheres Kloster oder Priesterseminar eingerichtet. Die Mannschaften schlafen auf Strohsäcken. Die Flöhe nahmen überhand. Die Fenster sind in der oberen Etage mit Brettern vernagelt. Bei einer sehr verdünnten Mittag- und Abendbrühe muß jeder kräftig arbeiten. Ab und zu gibt es auch ganz wenig Pferdefleisch. Morgens gibt es Kaffee. Die Preise in der Kantine sind unbezahlbar. Mein Tageslauf war folgender: Um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5 Uhr Wecken, 5½ Uhr Abmarsch zum Verladen von Gütern auf dem Bahnhof, 6½ Uhr Arbeit bis 12 Uhr mit 20 Minuten Pause, 1 Stunde Mittagspause, Arbeit von 1 bis 5½ Uhr mit 20 Minuten Pause, etwa 6¾ Uhr abends Ankunft im Lager. Mit meiner Beschwerde, daß ich als Krankenträger nicht zu arbeiten brauchte, konnte ich nichts erreichen. Nach vielen Bemühungen bin ich in die Liste zum Austausch eingetragen und kam mit dem Sanitätstransport am 29. September nach Lyon. Die Bevölkerung in Frankreich ist rabiat. Sogar von den feinsten Damen und Kindern wird man belästigt und beworfen. Eine starke Bewachung mit aufgepflanztem Seitengewehr führte uns stets zur Arbeitsstelle. In den letzten Tagen in Lyon und beim Einsteigen ins Krankenauto sind einige Kameraden mit Messern gestochen worden. Die Fenster während der Fahrt von Lyon nach der Schweiz mußten auf jeder Station verhängt werden. Überall wurden wir mit dem Gebrüll von Jung und Alt »Boche kaput« usw. empfangen. .....

Gehorsamst

gez. **C. M. Pokora,**
freiwilliger Krankenträger der Schutztruppe Kamerun.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 112/17.

Am 27. September 1914 fiel die Stadt Duala den verbündeten englischen und französischen Truppen in die Hände. Zu Gefangenen wurden alle Europäer, Männer, Frauen und Kinder, gemacht. Es wurde ihnen nicht gestattet, auch nur das geringste Handgepäck mitzunehmen. Die der Französischen Regierung überlassenen Kriegsgefangenen wurden auf dem englischen Dampfer »Elmina« nach Cotonou gebracht. Auf der Reise dorthin war die Verpflegung äußerst gering, ebenso die Unterbringung ungenügend. Am 2. Oktober kam man in Cotonou an, von wo die Kriegsgefangenen mit der Bahn nach der Station Bohikou befördert wurden, um von dort nach der Stadt Abomey zu marschieren. Hier hielt am 9. Oktober der Administrator des Bezirks eine Rede an die Gefangenen, in welcher er ausführte, daß sie als Kriegsgefangene strenger als es üblich sei, behandelt würden. Niemand habe das Recht, sich über irgendwelche Dinge zu beschweren. Jeder Beschwerdeführende würde mit 8 Tagen Zellenhaft bestraft werden. Gleichzeitig kündete er den Beginn von Arbeiten an. Bald darauf begann die Arbeit, zu welcher wir alle, ohne Unterschied der Chargen und des Alters, herangezogen wurden. Es galt, auf dem zum Gefangenenlager gehörenden Gelände die hohen Mauerreste früherer Negerbauten mit der Picke niederzureißen, die vor dem Lager befindlichen großen Felder mit Pickaxt und Schaufel, meist aber mit Händen, von Unkraut zu reinigen und urbar zu machen und Wege anzulegen. Zugleich wurden auf der Administration Arbeiten aller Art vorgenommen. Löhnung wurde niemals gezahlt. Am 20. Oktober 1914 erhielten die eingeborenen Soldaten, welche die Aufsicht ausübten und teils mit Gewehren, teils mit Keulen bewaffnet waren, den strengen Befehl, säumige Kriegsgefangene mit Kolbenstößen und Knüppelschlägen anzutreiben. Irgendwelche Insubordinationen sollten sofort hart, ja mit dem Tode bestraft werden. Den ihnen gegebenen Instruktionen gemäß handelten die Soldaten. Fast täglich fielen bei der Arbeit im Monat Dezember Leute um und mußten ohnmächtig ins Lager zurückgetragen werden. Mancher ward sogar hierbei noch von den Schwarzen gestoßen und geschlagen. Man durfte sich beim Arbeiten in glühender Tropensonne nicht aufrichten, um etwas Luft zu schöpfen, selbst das Naseeinigen wurde mit Kolbenstößen geahndet, auch Wassertrinken und Austreten war nicht gestattet. Bei dieser anstrengenden Tätigkeit blieben Krankheiten nicht aus. Sie wurden vermehrt durch ungenügende Nahrung. In der Küche hatten schwarze Köche die Aufsicht, denen die Kriegsgefangenen zu gehorchen hatten. Unsauberkeit und Unterschleifen war Tür und Tor geöffnet. Obwohl verschiedene, durch die schwarzen Köche ausgeführte Fleischdiebstähle dem Adjudanten gemeldet wurden, änderte dies nichts an den Zuständen. Wie leichtfertig man in bezug auf Nahrungsmittel verfuhr, beweist, daß am 22. April 1915 ein an Milzbrand gefallener Ochse der Küche überliefert wurde. Der Koch K. ..., welcher dem Venère meldete, daß das Fleisch schlecht und ungenießbar sei, wurde dafür mit 8 Tagen Arrest bestraft. Besonders kärglich wurde Brot verausgabt, das noch dazu oft aus verdorbenem Mehl gebacken war. Im Februar und März 1915 erhielt die Bäckerei nur 60 kg Mehl für 220 Mann. Die Ration am 10. Februar betrug ein Brot von 250 g für je 5 Mann. Einigen wurden die Brotrationen aus Strafe ganz und gar entzogen. Am 11. März 1915 erhielten 249 Mann 73½ kg Brot. Alle Beschwerden über die Nahrung wurden mit Arreststrafen und Schlägen geahndet; an den Tagen aber, an denen Revisionen durch höhere Offiziere stattfanden, wurde gute Kost geliefert. Auch Tee und Kaffee wurden dann verausgabt. Im ganzen erhielten die Kriegsgefangenen bis Ende März 1915 7 mal Kaffee und 6 mal Tee. In den Monaten Dezember/Januar war das Essen so gering, daß alles an Unterernährung litt und einige Gefangene sogar den Abfall aus den Abfallkörben auflasen. Glücklicheren wurde oft auf dem Wege zur Administration von eingeborenen Marktweibern Essen geschenkt. Die Unterbringung in den großen Eingeborenenhütten, welche die Kriegsgefangenen selbst instandsetzen mußten, war ebenfalls recht mangelhaft. Die Strohdächer waren undicht und ließen besonders in der Regenzeit das Wasser in Menge einlaufen. Betten gab es nicht, die Leute mußten auf ihren Matten auf der Erde schlafen; erst nach und nach wurden Lagergestelle aus Knüppeln in der Freizeit hergerichtet. Die in den Tropen unbedingt notwendigen Moskitonetze wurden erst nach über 6 Monaten im April 1915 geliefert. Bis dahin waren wir den Stichen der Malaria verursachenden Moskitos ausgesetzt. Für das körperliche Wohl würde überhaupt nicht gesorgt, ebenso schlecht für die notwendigsten Kleidungsstücke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da wir meistens nur einen Anzug besaßen, mußten wir, wenn wir nicht nackt herumlaufen wollten, unsere von Regen naß gewordenen Kleider auf dem Leibe trocknen lassen. Einige mußten, zur größten Freude der Eingeborenen, nur mit einer Schlafdecke um die Lenden versehen, durch den Ort Abomey marschieren. Erst am 26. Januar gab es zum ersten Male Bekleidungsstücke für einige von uns sowie Stiefel. Alles vorher Gesagte läßt verstehen, daß der Gesundheitszustand unter solch ungünstigen Verhältnissen sehr schlecht war, und daß die Krankheitsfälle sich ständig mehrten. Trotzdem waren die sanitären Einrichtungen vollkommen ungenügend, ebenso die ärztliche Behandlung. Oft wurden wirklich Kranke vom Arzt nicht ins Lazarett aufgenommen. So mußte der schwer magenkranke Gefangene Henning auf seinem Platze in der Hütte ohne Pflege liegen bleiben und wurde erst 2 Tage vor seinem Tode ins Lazarett aufgenommen. Arzneimittel wurden spärlich verausgabt. Chinin gegen Malaria erhielten wir erst nach einigen Monaten und dann unregelmäßig und in nicht genügenden Mengen. Sehr häufig wurden Krankheiten mit Strafandrohungen zu heilen versucht. So gab ein Befehl vom 19. November 1914 bekannt, daß beim weiteren Zunehmen von Durchfallkrankheiten dem Lager die Mahlzeiten für 24 Stunden sowie Brot für einen Monat entzogen werden würden. Am folgenden Tage sperrte der Adjudant die sich neu krankmeldenden Leute für 3 Stunden in einen Klosettraum. Anfang Dezember betrug der Krankenbestand gegen 35 bis 40 % täglich.

Im Lazarett selbst schalteten und walteten die schwarzen Heilgehilfen ohne Aufsicht. Gereinigt wurden diese Räume überhaupt nicht oder nur sehr mangelhaft. Den Schwerkranken wurden Handreichungen nicht gemacht; man ließ sie dursten, führte sie nicht zum Klosett. Infolge des schlechten Trinkwassers trat Dysenterie sehr häufig auf. Sie wurde gefördert durch die mangelhaften Aborte, tiefe, offene Gruben, von Tausenden von Fliegen umschwärmt, welche schwarze Soldaten, Eingeborene, Diener und Kriegsgefangene benutzen mußten. Erst im April, mit Eintreffen eines deutschen Lagerarztes, wurden diese Verhältnisse etwas besser, auch die Nahrung reichlicher. Man verbot streng jeden Gottesdienst, sogar den Weihnachtsgottesdienst, dagegen wurden wir stets mit Schimpfworten gemeinster Art überschüttet und mit Schlägen und sonstigen Mißhandlungen seitens der Europäer und selbst der schwarzen Soldaten gequält. Letzteren mußte man sogar Dienste niedrigster Art leisten.

gez. F. R. . . .,
Kaufmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 a.

Nachfolgend aufgeführte Gefangene sind durch die aufsichtführenden französischen Europäer und farbigen Soldaten, und zwar durch:

1. Adjudant Venère,
2. Sergeant Castelli,
3. Korporal Gianzelli,
4. Kommandant Beraud,
5. schwarze Bewachungsmannschaften,

wie folgt, mißhandelt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lfde. Nr.	Name der Gefangenen	Mißhandelt am	Mißhandelt durch	Eventueller Grund einer Bestrafung	Art der Mißhandlung
1	2	3		4	5
1.	Pokora		Venère	kein Grund	Schläge (siehe Angabe 16).
2.	K....		Venère	wollte durch Milzbrand verdorbenes Fleisch nicht zum Bereiten des Abendessens verwenden	mehrere Hiebe mit dem Ochsenziemer.
3.	H....	März 1915	Venère	kein Grund	Hiebe mit dem Ochsenziemer.
4.	B....		Venère	» »	Hiebe mit dem Ochsenziemer und Daumschrauben.
5.	F....	Mai 1915	Venère	» »	Hiebe mit dem Ochsenziemer.
6.	K....	11. Februar 1915	Venère	» »	K.... wurde mit 5 Kameraden in das Gefängnis gebracht. Tags zuvor waren dort Schweine eingesperrt. Der Unrat war nicht entfernt. Nachmittags wurde der Gefangene vor der Wohnung des Adjudanten von diesem mit der Peitsche auf Hände und Rücken geschlagen, wodurch blutrünstige Schwellungen entstanden. K.... mußte alsdann in Begleitung eines schwarzen Korporals die im Lazarett als Aborte verwendeten Petroleumdosen reinigen. Mit Kolbenstößen zwang der Korporal den K...., diese Reinigung mit den Händen vorzunehmen; bei der Reinigung durfte er nur die Hände verwenden, weder Lappen noch sonst etwas. Er mußte den Kot aus den Petroleumdosen mit den Händen herausnehmen. Im Gefängnis befanden sich noch ein betrunkener schwarzer Soldat und mehrere schwarze Weiber. Der Soldat übergab sich des öfteren.
			auf Befehl des Sergt. Castelli durch einen Tirailleur	kein Grund	Faustschläge, Fußtritte und Kolbenstöße im Abort.
7.	B....	11. Februar 1915	Venère		B.... konnte wegen ungenügender Ernährung und andauernder Krankheit die übertragenen Arbeiten nicht leisten. Venère traf ihn auf der Pritsche liegend an und gab ihm mehrere Peitschenhiebe über den Rücken und auf die Hände, die er vorstrecken mußte.
8.	L....	7. Dezember 1914	Tirailleur	» »	Kolbenstöße.
			Venère	» »	L.... wurde nachts aus dem Bett mit Peitschenhieben ins Gefängnis getrieben.
9.	O....	Oktober 1914	Tirailleur	er ging beim Ausreißen von Dorngestrüpp in Kniebeuge	Kolbenstöße.
		Januar 1915	Venère	kein Grund	Hiebe mit dem Ochsenziemer.
		Februar 1915	Tirailleur	er brach bei der Arbeit (Mauern einbrechen) zusammen und konnte nicht weiter arbeiten	Kolbenstöße.
10.	M....		Venère	kein Grund	Peitschenhiebe.
11.	M....	April 1915	Gianzelli	» »	Faustschlag.
12.	K....	1. Februar 1915	Tirailleur	» »	beim Füllen der Lampen Fußtritte.
		3. Februar 1915	Venère	» »	1 Peitschenhieb.
		3. Februar 1915	Venère	weil er in gedeckter Hütte den Tropenhelm abgenommen hatte	4 Peitschenhiebe.
		19. Juni 1915	Venère	kein Grund	2 Peitschenhiebe.
13.	A....	20. Oktober 1914	Tirailleur	A.... ging beim Grasrupfen in die Kniebeuge	Kolbenstöße.
14.	B....	29. November 1914	im Auftrage des Venère durch 3 Tirailleurs	B.... dolmetschte gelegentlich der Mißhandlung eines Kameraden	Keulenschläge, Faustschläge und Fußtritte in Magen- und Nierengegend, bis er ohnmächtig wurde.
		29. April 1915	Venère	wegen des Inhaltes eines erzwungenen Briefes	Fauststoß vor die Brust.
15.	F....	29. April 1915	Venère	kein Grund	1 Peitschenhieb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lfde. Nr.	Name der Gefangenen	Mißhandelt am	Mißhandelt durch	Eventueller Grund einer Bestrafung	Art der Mißhandlung
1	2	3		4	5
16.	K....	18. Oktober 1914	Venère	K.... hat sich in der Werkstatt ein Brotmesser gemacht	Daumschrauben, viele Peitschenhiebe, Drohung mit Revolver, 8 Tage Arrest. K.... brach unter den Schlägen zusammen.
		20. März 1915	Tirailleur	kein Grund	beim Gang zum Abort Kolbenstöße bis zum Zusammenbrechen.
		18. Januar 1915	Venère	» »	Peitschenhiebe über Rücken und Hals.
		4. April 1915	Gianzelli	weil K.... in einem Liegestuhl lag	Schläge mit der Flußpferdpeitsche.
17.	H....	Ankunft in Abomey	Venère und Gianzelli	kein Grund	Spießrutenlaufen in dem Eingang zur Hütte.
18.	M....	12. April 1915	Venère und Gianzelli	» »	1 Peitschenhieb, 1 Fußtritt, Schlag auf den Kopf.
19.	Pf....	3. Juli 1915	Venère	» »	mehrere Schläge mit einem Brote ins Gesicht.
20.	J....		Gianzelli	» »	mehrere Fußtritte vor den Unterleib.
21.	L....		Tirailleur	» »	L.... wurde von einem Tirailleur abwechselnd in die rechte und linke Kniekehle gestoßen unter Zählen: un, deux... Ferner wurde ihm eine tote Schlange um den Hals gelegt.
22.	Kaufmann		Venère		mehrere Schläge mit der ledernen Reitpeitsche, Kolbenstöße durch Schwarze (siehe Anlage 21).
23.	F....		Venère	F.... bat um ein Hemd	mehrere Faustschläge, Fußtritte und Peitschenhiebe.
24.	N....	5. Februar 1915	Venère	weil von N.... und B.... die befohlene Arbeit bis zum Mittag nicht fertiggestellt worden war	auf der Wache jeder etwa 15 Peitschenhiebe. Dann in der Wohnung des Adjudanten Daumschrauben angelegt, worauf er jedem Schläge ins Gesicht und Fußtritte versetzte. Zur Wache zurückgeführt, wurden die Gefesselten vom Adjudanten und den schwarzen Soldaten verhöhnt. Auf der Wache mußten beide in die Kniebeuge gehen. Dann setzte der Adjudant dem N.... das Bajonett auf die Brust mit dem Ruf: »Revanche pour Duala«. Darauf holte Venère noch den Sergeanten Castelli, der einen etwa 2 kg schweren Holzklotz mitbrachte. Die beiden Gefangenen wurden nun mittels einer Kette an den Daumschrauben aneinandergeschlossen und in der Mitte der Kette der Klotz befestigt. Alsdann mußten die Gefangenen mit gestreckten Armen die Kette straffziehen und so das Gewicht des Klotzes 2 Stunden lang tragen, wobei sie der Willkür der schwarzen Soldaten ausgesetzt waren.
25.	H....	1. April 1915	Tirailleur		H.... setzte eine 83 Pfund schwere Kiste, die er auf dem Kopfe tragen mußte, ab, um einen Augenblick auszuruhen. Dies veranlaßte den Tirailleur zu Faustschlägen ins Gesicht. Gianzelli sah diesem Vorgang lachend zu.
26.	G....	Oktober 1914	Tiralleur	kein Grund	Kolbenstöße.
27.	O....	Dezember 1914	Venère	» »	Peitschenhiebe.
		Februar 1915	Venère	» »	Peitschenhiebe.
		3. Juli 1915	Venère	O.... führte einen Auftrag aus, von dem der Adjudant anscheinend nichts wußte	Peitschenhiebe.
		Februar 1915	Tirailleur	kein Grund	Schlag mit einem Stück Holz.
		November 1914	Castelli Venère		bei Säuberung eines Baumwollfeldes mit Füßen getreten und mit 4 Tagen Arrest bestraft. Dann wurde O.... auf der Wache mit Gewehrkolben bearbeitet und vom Ajudanten Venère mit der Peitsche geschlagen.
28.	E....	10. Mai 1915	Venère	kein Grund	Schläge ins Gesicht.
29.	J....	28. Dezember 1914	Tirailleur	» »	Kolbenstöße.
		27. Januar 1915	Venère	» »	Peitschenhieb mit Ochsenziemer.
30.	K....	Oktober 1914	Tirailleur	weil K.... mit einer schweren Last nicht schnell genug lief	mehrmals mit dem Gewehrkolben ins Kreuz gestoßen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lfde. Nr.	Name der Gefangenen	Mißhandelt am	Mißhandelt durch	Eventueller Grund einer Bestrafung	Art der Mißhandlung
1	2	3		4	5
31.	G....	April 1915	Venère		beim Empfang eines für G.... bestimmten Briefes Peitschenhiebe.
32.	R....	4. April 1915	Gianzelli	kein Grund	Faustschläge, Rippenstöße und Fußtritte.
33.	B....	22. März 1915	Venère	» »	Peitschenhiebe.
		19. April 1915	Gianzelli	» »	Faustschlag ins Gesicht.
		24. April 1915	Gianzelli	» »	Faustschlag ins Gesicht.
34.	F....		Venère	» »	Peitschenhiebe.
35.	O....	6. März 1915	Venère	» »	Peitschenhiebe und Spießrutenlaufen.
36.	G....	6. März 1915	Venère	» »	6 Peitschenhiebe mit Ochsenziemer, Kolbenstöße sowie Spießrutenlaufen.
37.	H....	12. April 1915	Venère	» »	Peitschenhieb.
38.	R....		Tirailleur	» »	Peitschenhieb.
39.	K....	24. Oktober 1914	Venère	K.... soll einem schwarzen Korporal mit den Augen gedroht haben.	Daumschrauben und 8 Tage Arrest.
40.	H....	16. April 1915	Venère	kein Grund	Daumschrauben, Faustschläge und Peitschenhiebe mit Ochsenziemer über Hals und Rücken, davon blutunterlaufene Striemen.
41.	P....	25. Mai 1915	Gianzelli	» »	Daumschrauben, Faustschläge.
42.	M....	Dezember 1914	Tirailleur	» »	Faustschläge.
43.	L....	Mai 1915	Gianzelli	» »	Faustschläge.
44.	K....	Dezember 1914	Venère	» »	Peitschenhiebe.
45.	G....	Januar 1915	Venère	K.... wollte einen 50-Frankschein wechseln lassen.	Schläge.
		April 1915	Venère	weil K.... eine leere Petroleumdose nicht abgegeben hatte.	Schläge mit Ochsenziemer.
46.	B....	Juni 1915	Venère	kein Grund	Daumschrauben.
47.	D....	22. April 1915	Castelli	D.... kam mit einer Abteilung Kriegsgefangener von Gaya nach Abomey. Auf dem Wege Bohikou–Abomey begegnete Castelli dem Trupp und fragte die beiden schwarzen Begleitsoldaten, ob sie mit dem Betragen der Gefangenen zufrieden gewesen seien. Angeblich verneinten die Soldaten die Frage bezüglich des D.... Ohne ein Verhör wurde darauf D.... von Castelli mit der Reitpeitsche durch das Gesicht und über den Arm geschlagen sowie später vom Adjudanten Venère mit 4 Tagen Gefängnis bestraft. Der Arm des D.... war an 2 Stellen aufgeschlagen; sich in ärztliche Behandlung zu begeben, wurde ihm von Venère verboten.	
48.	P....		Venère, Castelli, Gianzelli, Tirailleur		Peitschenhiebe, Hiebe mit dem Ochsenziemer und Kolbenstöße.
49.	G....	12. April 1915	Gianzelli	kein Grund	gestoßen und Faustschläge ins Gesicht.
50.	D....	Oktober 1914	Tirailleur	D.... wurde mehrfach beim Bäumefällen in der Administration von eingeborenen Soldaten mit Keulen geschlagen, so daß D.... ohnmächtig zusammenbrach. Während eines Marktes schlug Gianzelli den D.... mit der Faust ins Gesicht; als D.... nach dem Grunde der Mißhandlung fragte, warf ein Tiralleur ihn zu Boden.	
51.	E....	22. April 1915	Venère	kein Grund	Hieb mit dem Ochsenziemer.
52.	K....	4. April 1915	Tirailleur	K.... wurde von einem Tirailleur 6 mal mit einer Nilpferdpeitsche über den Rücken geschlagen. Auf seine Beschwerde bei Venère wurde er eingesperrt. Die Striemen waren am 31. Dezember 1915 noch zu sehen.	
53.	H....	Mai/Juni 1915	Venère	wegen versehentlichen Zerbrechens einer Lampe	Peitschenhiebe auf Kopf, Hände und Beine; während der ganzen Nacht Daumschrauben.
54.	M....	27. April 1915	Venère	kein Grund	Peitschenhiebe mit Ochsenziemer.
55.	P....	7. Februar 1915		» »	Peitschenhiebe über Kopf und Rücken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lfde. Nr.	Name der Gefangenen	Mißhandelt am	Mißhandelt durch	Eventueller Grund einer Bestrafung	Art der Mißhandlung
1	2	3		4	5
56.	F....	10. März 1915		Beginn des Einkaufens vor Freigabe des Marktes	Peitschenhiebe über Kopf und Rücken.
57.	F....	15. Dezember 1914	Tirailleur	Arbeitsunfähigkeit	mehrere Faustschläge (siehe Angabe 20).
58.	D....			kein Grund	trotz erwiesenen Herzfehlers Tragen schwerer Lasten.
59.	C....	29. März 1915			siehe Angabe 17 b.
60.	H....	28. Februar 1915			siehe Angabe 17 c.
61.	P....	13. Dezember 1914	Tirailleur	kein Grund	Faust- und Kolbenstöße.
62.	P....	18. Februar 1915			siehe Angabe 17 d.
63.	B....	16. Dezember 1914			siehe Angabe 17 e.
64.	Neckel	14. Mai 1915			siehe Angabe 23.
65.	K....	15. Januar 1915		kein Grund	Faustschläge, Peitschenhiebe ins Gesicht und Fußtritte in Unterleib und Rücken.
66.	L....	17. Dezember 1914			siehe Angabe 17 f.
67.	A....				Schläge mit Ochsenpeitsche.
68.	Sch....				Kolbenstöße in den Rücken.
69.	R....				Schläge ins Gesicht bis zum Nasenbluten, Fußtritte, Kolbenstöße.
70.	W....				Schläge mit Ochsenziemer.
71.	L....				Peitschenhiebe, Kolbenstöße, Fußtritte ins Gesicht, schwere Verletzung des Nasenbeins; Schläge auf den Kopf bei hohem Fieber.
72.	R....				Faustschläge ins Gesicht, Fußtritte.
73.	R....				Peitschenhiebe mit Ochsenziemer.
74.	Sch....				Peitschenhiebe auf den linken Arm.
75.	W....				Fußtritt ins Kreuz.
76.	R....				Daumschrauben, Peitschenhiebe, Faustschläge, Kostentziehung, Bedrohung mit Revolver.
77.	Sch....				Peitschenhiebe mit Ochsenziemer.
78.	R....				Peitschenhiebe mit Ochsenziemer.
79.	S....				Faustschläge.
80.	Sch....				Kolbenstöße.
81.	W....				Kolbenstöße und Fußtritte, Kostentziehung, Peitschenhiebe, Faustschläge.
82.	W....				Kolbenstöße, Faustschlag ins Gesicht, Daumschrauben, Peitschenhiebe.
83.	S....		Tirailleurs		Fausthieb ins Gesicht, Peitschenhiebe, Schläge und Kolbenstöße.
84.	Sch....				Daumschrauben, Schläge auf Kopf, Hals und Rücken.
85.	S....				Daumschrauben, Peitschenhiebe, durch Fausthiebe zwei Zähne ausgeschlagen, Fußtritt in den Bauch.
86.	B....				zwei Schläge mit Ochsenziemer auf den Rücken, Peitschenhiebe.
87.	D....				Schlag mit Ochsenziemer, Fußtritte.
88.	F....				Peitschenhiebe.
89.	E....				Daumschrauben, Schlag ins Gesicht.
90.	G....				Peitschenhiebe über Kopf und Rücken, Faustschlag ins linke Auge, was längere Zeit ärztliche Behandlung zur Folge hatte.
91.	S....				Schläge auf den Kopf, so daß S.... bewußtlos in die Krankenstube getragen werden mußte. Folge davon war dauernder Kopfschmerz und Schwerhörigkeit auf linkem Ohr.
92.	P....				Kolbenstöße ins Kreuz.
93.	K....				Gewehrkolbenstöße.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lfde. Nr.	Name der Gefangenen	Mißhandelt		Eventueller Grund einer Bestrafung	Art der Mißhandlung
		am	durch		
1	2	3		4	5
94.	M....				Peitschenhiebe auf Rücken und Hals.
95.	K....				Kolbenstöße.
96.	D....				Arbeitszwang bei hohem Fieber, Arreststrafe.
97.	D....				Schläge mit Ochsenziemer, mehrmalige Bedrohung mit Erschießen.
98.	B....				Faustschläge, Fußtritte in den Unterleib.
99.	P....				Daumschrauben, welche Ohnmacht zur Folge hatten, Peitschenhiebe mit Ochsenziemer.
100.	F....				Faustschläge.
101.	L....				Daumschrauben, Faustschläge und Bedrohung mit Revolver, Peitschenhiebe.
102.	B....				Kolbenstöße.
103.	K....		Tirailleurs		Fußtritte.
104.	G....				Hiebe mit Ochsenziemer.
105.	S....				Faustschläge, Peitschenhiebe, Fußtritte. Folge davon war Hodenentzündung. Schläge gegen die Schläfe, infolgedessen monatelang Kopfschmerzen.
106.	B....				Stöße und Faustschläge, Schläge mit Ochsenziemer.
107.	K....				Fußtritte, Faustschläge ins Gesicht, Peitschenhiebe.
108.	H....				Kolbenstöße.
109.	J....				Schläge mit Ochsenziemer und Faust.
110.	R....				Schläge mit Ochsenziemer.
111.	L....				Schlag mit Ochsenziemer.

Die Zusammenstellung ist auf Grund der von den Mißhandelten persönlich geschriebenen und mir eingereichten Angaben erfolgt.

gez. F. R...,
Kaufmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 b.

Auszugsweise Abschrift.

I.

Ich war in der Schuhmacherei beschäftigt und reparierte für meinen Kameraden H. ... ein Paar Schuhe. Dieser schenkte mir 50 Centimes für ein Paket Tabak. Ich wurde hierfür, obwohl ich dieses Geld ohne Anfordern des H. ... bekam, mit dem Ochsenziemer geprügelt und in Arrest gesteckt. Zeugen dafür, die ganze Hüttenbelegschaft. Die blutigen Striemen waren 8—10 Tage zu sehen. Die Mißhandlungen wurden vom Adjudant Venère ausgeführt.

II.

Ich war vom Arzt für nur leichte Arbeit gesund geschrieben. Trotzdem wurde ich von dem Adjudanten zu einer schweren gefährlichen Arbeit geschickt. Ich mußte eine 8—10 m hohe Mauer aus Lehm besteigen, obwohl ich nicht schwindelfrei bin und diese mit Picke und Hacke abbrechen. Die Tatsachen kann ich eidlich bekräftigen.

gez. **C.**...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17c.

Auszugsweise Abschrift.

Am 28. Februar 1915 wurde ich, als ich meinen defekten Tropenhelm umtauschen wollte, vom Adjudanten Venère mit einem Ochsenziemer derartig geprügelt, daß ich 4 dick aufgelaufene blaue Striemen auf dem Rücken und an den Oberarmen davontrug.

gez. H....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 d.

Auszugsweise Abschrift.

Am 18. November 1914 beschwerte ich mich in Begleitung eines Dolmetschers und meines Hüttenchefs, des Hafenmeisters Klein, über zu geringes Essen.

Die Portion bestand aus 2 kleinen in Wasser gekochten Stücken Makabo und 2 Eßlöffel voll verdorbenen Nigerbohnen (Eingeborenenkost). Nächsten Tag wurde ich mit 4 Tagen Gefängnis bestraft. Ich wurde im Eingeborenengefängnis untergebracht und bei dieser Gelegenheit vom Adjudanten Venère mit Fußtritten bearbeitet. Diese Mißhandlung empfand ich besonders schmerzlich, da Eingeborene zusehen durften und mich auslachten.

Zeuge dieser Angelegenheit S. ..., der zur gleichen Zeit ins Gefängnis eingeliefert wurde.

gez. **P....**

Abschrift zu A. IV. 242/17.

Königliches Amtsgericht.

Gegenwärtig:

Amtsgerichtsrat v. Sixthin
als Richter,

Amtsgerichtssekretär Wippieg
als Gerichtsschreiber.

Es erschien 1. Zeuge Hafenmeister C. Klein aus Sutzken.

Zur Person: Ich heiße wie genannt, bin 56 Jahre alt, evangelischer Religion.

Zur Sache: Ich besinne mich auf den Vorfall mit P.... noch.

Es ist richtig, daß ich damals mit dem F.... als Dolmetscher und dem Kaufmann F. ..., der die Schüssel mit dem Essen trug, zum Adjudanten Venère hingegangen bin, um mich namens meiner Hütte, in der etwa 100 Personen untergebracht waren, über das Essen zu beschweren. P.... hatte sich mit seiner Schüssel uns angeschlossen. Das Essen war völlig unzureichend. Die Schüssel, welche für 10 Personen genügen sollte, war kaum für 3 bis 4 Menschen ausreichend. Die Portionen wurden auch täglich kleiner. Venère war sehr erregt, schimpfte auf uns. Daß P.... am nächsten Tage mit Gefängnis bestraft worden ist, das weiß ich. Ich habe auch von anderen und P.... selbst gehört, daß er geprügelt wurde.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

Der Zeuge wurde hierauf vereidigt.

gez. **v. Sixthin.** gez. **Wippieg.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 e.

Auszugsweise Abschrift.

Am 16. Dezember 1914 bin ich 6 Uhr morgens in dem Kriegsgefangenenlager Abomey von dem Adjudanten Venère mit 3 Hieben über den Rücken mittels einer Reitpeitsche geschlagen worden, am 28. April 1915 desgleichen mit einem Hiebe über den Rücken, als ich vom Arzt Ruhe verordnet erhalten hatte und mich in der Hütte aufhielt.

gez. B....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 f.

Auszugsweise Abschrift.

Am 17. Dezember 1914 wurde ich infolge einer unwahren Meldung durch den Adjudanten Venère, den Sergeanten Castelli und 4—5 eingeborene Soldaten, im Beisein des Kommandanten Beraud in unmenschlicher, bestialischer Weise durch Faust-, Stock- und Peitschenhiebe ins Gesicht, auf den Kopf und über den Rücken sowie mit schweren Fußtritten in den Unterleib, ferner durch Anlegen von Daumschrauben mißhandelt. Die Schrauben wurden nach 2—3 Stunden fester gezogen, so daß an beiden Daumen die Haut platzte. Von dem Adjudanten wurde ich ferner mit Erschießen mittels eines Revolvers bedroht.

gez. L....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 g.

Ich führe Beschwerde über folgende Punkte:

1. Über die Nichteinhaltung des bei der Übergabe in Kamina (Togo) von den Engländern mehrmals schriftlich gegebenen ehrenwörtlichen Versprechens der ehrenvollen Behandlung in der Kriegsgefangenschaft. Inwieweit das ehrenwörtliche Versprechen nicht eingehalten ist, dürfte sich aus den nachfolgenden Beschwerdepunkten zu Nr. 2—7 ergeben.

2. Über die Unterbringung, die Verpflegung auf dem Marsche nach Kandi und Gaya und über die Marschanforderungen selbst. In Savé, wie auch in allen weiteren Orten wurden wir in Grashäusern, die keinen Schutz gegen die Witterung boten, untergebracht. Auf der ganzen Reise war die Verpflegung Fleisch und Jams — eine Knollenfrucht der Eingeborenen —, in Wasser ohne Zutaten gekocht. In täglichen Märschen von 20 bis 25, auch 30 km wurde die Strecke von einem Teil der Togogefangenen bis Kandi zu Fuß bewältigt. Es dauerte nicht lange, bis die ersten Krankheitsfälle auftraten. Dysenterie, Schwarzwasserfieber und Malaria stellten sich ein. Die Kranken erhielten teilweise eine Hängematte gestellt, teils mußten sie ohne solche weiterlaufen. Zeugen: J. ... und G. ... In Kandi gab es das erste Opfer. Vierzigmann starb nach vorhergegangener Dysenterie an Schwarzwasserfieber. Auf dem Marsche wurden wir von den Senegalnegern gestoßen und geschlagen, wenn wir vor Müdigkeit nicht weiter konnten.

Der Rücktransport von Gaya nach Abomey gab ebenfalls zu Klagen Anlaß. Wir wurden in großer Eile heruntergebracht. Wenn wir abends an einem Orte ankamen und zu essen verlangten, hieß es, im Dorfe sei nichts mehr zu haben, da wir zu spät angekommen seien. Auf diese Weise erhielten wir 3 Tage nichts zu essen, trotzdem uns die Französische Regierung Essengeld zum Ankauf von Lebensmitteln gezahlt hatte. Diese Angelegenheit war dem Administrator in Kandi und in Parakou durch den Unterzeichneten vorgetragen worden. Sie erklärten, das sei nicht ihre Sache.

3. Über Abomey. Ich will anführen, daß wir gleich am Bahnhof in Bohikou von Adjudant Venère mit einer Nilpferdpeitsche (Ochsenziemer) von einer Ecke in die andere getrieben wurden. Er stieß uns an die Feldbahnwagen; die Senegalesen taten alsbald das gleiche. Wir mußten dann die Feldbahnwagen in glühender Hitze mittags um 1 Uhr von Bohikou nach Abomey schieben. Die Soldaten trieben zu schneller Fahrt (vite) an; fuhren wir dann schnell, so hieß es langsam (doucement). Als sich dies in einem fort wiederholte, fragte ich die Soldaten in ihrer Muttersprache — es waren Küstenleute aus Dahomey — warum sie uns so schikanierten. Sie erklärten mir, daß sie zu ihrem Vorgehen, wie überhaupt zu ihrem Benehmen in Abomey Auftrag vom Adjudanten hätten. In Abomey liefen die Franzosen, Venère Castelli, Gianzelli, später Vergnaud, täglich mit der Nilpferdpeitsche in der Hand umher, von der sie bei noch so harmloser Veranlassung stets reichlichen Gebrauch machten. Leutnant Bernard, der die ganze Zeit in Abomey war, kannte das Tun und Treiben der französischen Unteroffiziere und billigte es. Daß er es billigte, beweist die Tatsache, daß er, nachdem wir uns im Mai 1915 bei einem in Abomey erschienenen französischen Major über die fortgesetzten Mißhandlungen Venères beschwerten, die von Venère zur Strafe dafür verhängten schweren Arbeiten, Gefängnisbestrafungen und Züchtigungen duldete und keine Abhilfe schuf. Das gleiche gilt für alle die Fälle, in denen die Kriegsgefangenen mit »Daumschrauben«, einem mittelalterlichen Züchtigungsinstrument, bestraft wurden. Die Kranken und Schwachen wurden nicht geschont. Säcke mit Reis — 110 kg schwer — mußten von uns etwa 1 km weit hergeholt werden; ich selbst, der ich seit 5 Jahren herzkrank bin, mußte einen solchen Sack tragen. Stöcke oder Karren zum Transport wurden uns verweigert. Irgendein Angehen gegen die Anordnungen des Adjudanten gab es nicht. Er hatte als unbedingten Befehl herausgegeben: »pas de réclamation«. In Abomey erhielten wir keine Löhnung, trotzdem wir dauernd schwer arbeiteten.

4. Der verstorbene G. ... hatte ein Zeiß-Glas, das Leutnant Bernard kaufen wollte. G. ... war mit dem Verkauf nicht einverstanden. Das Glas wurde ihm weggenommen und er mit 14 Tagen Gefängnis bestraft. G. ... hatte Leutnant Bernard aufmerksam gemacht, daß er das Glas nicht verkaufen wollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Über die Reise nach Casablanca auf dem Dampfer »Asie«.

Wir wurden auf dem Dampfer »Asie« unter Deck in einem Raum verstaut, in dem schlechte Luft und wenig Ventilation war. Während der 14tägigen Überreise durften wir diesen Raum nicht ein einziges Mal verlassen. Das Essen wurde uns in Eimern verabreicht, die zum Deckreinigen bestimmt und nach ihrem Aussehen schon länger in Gebrauch waren.

6. Über Mediouna.

Die in Mediouna mehrmals verhängte Strafe des »Grabes« war geradezu grausam und unmenschlich. Der Bestrafte mußte unter einer Zeltbahn, nur auf einer Decke liegend, die mehrtägige Strafe in einer Lage abbüßen, in der er sich gerade umdrehen konnte. Man muß dieses so hergestellte Gelaß gesehen haben — es ist leicht im Hofe in 5 Minuten erbaut —, um sich ein Bild von der ans Mittelalterliche grenzenden Haftstrafe machen zu können. Der Kriegsgefangene Baumann wurde in Arrest gesperrt, trotzdem er vom Arzt an Fieber krankgeschrieben war. Er bekam im Gefängnis Schwarzwasserfieber und starb nach 2tägiger Krankheit im Lazarett in Mediouna.

Wir erhielten die Mitteilung, daß die Marokkaner die Klosettreinigung nicht mehr ausführen könnten und wir es daher selber machen müßten. Auf unsere Erkundigung, wie eine Weigerung bestraft werden würde, wurde uns der betreffende Paragraph aus dem französischen Militär-Strafgesetzbuch vorgelesen und uns erklärt, daß wir im Weigerungsfalle mit Gefängnis bis zu 10 Jahren bestraft werden würden. Daraufhin haben wir diese Arbeiten ..... ausgeführt. Anfänglich mußten wir die schweren Töpfe mit den Händen heraustragen, erst später wurde uns ein Tragegestell gewährt. Bei den Arbeiten, die in Mediouna von uns verlangt wurden, wurde auf die Tatsache keine Rücksicht genommen, daß sich unter den Kriegsgefangenen eine große Anzahl Tropenleute befand, die schon durch längeren Tropenaufenthalt entkräftet waren. Unter ihnen waren Leute, die 10, 12, 15 und mehr Jahre in den Tropen gewesen waren.

Es ist bekannt, daß man bei Menschen, die lange Zeit in den Tropen sind, einen schnelleren Kräfteverbrauch als bei den im europäischen Klima lebenden Völkern annimmt. Wie sehr diese Annahme begründet ist, zeigt die Tatsache, daß mehr als 70 Fälle von Schwarzwasserfieber unter uns vorgekommen sind. Das Maß der von uns verlangten Arbeit stand auch mit der Tatsache nicht im Einklang, daß es sich beim größten Teil der Kolonialgefangenen um Männer handelte, die solch schwere körperliche Arbeiten nicht gewohnt waren. ..... Der französische Offizier in Mediouna duldete unter Androhung harter Strafen keine Unterbrechung bei der Arbeit.

gez. D....

Nachtrag.

Beim Heraufmarsch nach Kandi bzw. Gaya hatten wir auf dem ganzen Wege nur eine gewöhnliche Haussamatte als Bettlager ohne Moskitonetz. Drei weitere Monate brachten wir in Gaya ohne Moskitonetze zu, so daß wir dauernd von Moskitos gestochen wurden und uns mit Malaria infizierten. Auch Chinin wurde erst mit mehrmonatiger Verspätung geliefert. Die Folgen der Krankheitsfälle an Schwarzwasserfieber, Malaria und Dysenterie haben die Kolonialgefangenen noch nicht überstanden. Es sind Leute da, die während der Gefangenschaft schon 2, 3, 4 und mehr Schwarzwasserfieberfälle durchgemacht haben.

In Mediouna folgten auf Vorbringen berechtigter Beschwerden nachträgliche Bestrafungen, wie dies auch in Abomey durch Verhängung von Gefängnis und Schlagen mit Kiboko (Peitsche) geschehen ist.

gez. D....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17h.

Auszugsweise Abschrift.

Im Mai 1915 wurde der Unterzeichnete mit den Kriegsgefangenen B. ..., P. ... und E. ... vom Kommandanten des Gefangenlagers in Kandi nach Cotonou überwiesen, um dort im Hospital Aufnahme zu finden, da wir an Dysenterie erkrankt waren. Diese Überweisung war uns sowie dem Begleitsoldaten vom Kommandanten Gratiani und dem Sergeanten Vergnaud mündlich bekanntgegeben worden. Außerdem wurde mir bei der Abfahrt ein schriftlicher Ausweis überreicht, in dem, wie ich später las, unsere Überweisung nicht nach Cotonou, sondern in das Hospital des Gefangenlagers zu Abomey vermerkt war. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof in Bohikou baten wir den Soldaten, um Irrtümern vorzubeugen, entsprechende Erkundigung auf der Station einzuziehen. Kurz darauf kam der Soldat mit dem Adjudanten Venère zurück, der zu unserer Empfangnahme auf dem Bahnhof erschienen war. Mit den Worten: »Ah, quatre bêtes sont arrivées«, trieb uns Venère mit einem Ochsenziemer unter dem Beifallsgelächter der vielen auf dem Bahnhof stehenden Schwarzen aus dem Abteil, wobei er insbesondere den Kriegsgefangenen B. ... wiederholt mit der Faust in den Rücken stieß. Er wies uns an, unser Gepäck (Koffer und Wäschesäcke) auf 2 bereitstehende Rollwagen einer Feldbahn zu laden und diese Wagen nach dem 9 km entfernten Abomey zu schieben. Ich überreichte ihm nun den Begleitschein, in welchem wir als Kranke zur Aufnahme ins Hospital bezeichnet waren, bemerkte dabei, daß wir leidend seien und es uns schlecht möglich wäre, diese Wagen eine solch' lange Strecke zu schieben. Als er etwas von »Kranken« hörte, ließ er uns außerdem 8—10 zentnerschwere Säcke mit Reis auf die Wagen laden und trieb uns mit dem Ochsenziemer zum Schieben an. Hierbei stieß er den Kriegsgefangenen E. ... wiederholt mit der Faust gegen Hals und Rücken und versetzte dem Kriegsgefangenen B. ... einen heftigen Fauststoß gegen die Brust sowie einen Schlag mit der Peitsche. Er drohte dabei, daß, wenn wir nur versuchen sollten, im Hospital Aufnahme zu finden, er uns Daumschrauben (poucettes) anlegen, uns prügeln und Steine brechen lassen würde (casser des cailloux). Hierbei machte er die entsprechenden Handbewegungen. Die Begleitsoldaten beauftragte er, uns wie Wilde zu behandeln (traitez les cochons comme les sauvages) und uns beim geringsten Anlaß das Bajonett in den Leib zu stoßen. Alsdann ging er weg.

Wir schoben in glühender Tropenhitze von mindestens 45° mittags um 12 Uhr die schwer beladenen Rollwagen den immer ansteigenden Weg nach Abomey. Oft mußten wir vor Ermüdung anhalten, wurden aber von den schwarzen Soldaten immer wieder angetrieben. Nach ungefähr 3stündiger Fahrt kamen wir völlig abgespannt im Gefangenenlager in Abomey an. Infolge der Drohung des Adjudanten Venère wagten wir zunächst nicht, um Aufnahme ins Hospital zu bitten. Nur E. ... zog den Arzt zu Rate. Am nächsten Tage wurden wir von Venère, obwohl er, insbesondere auch aus der schriftlichen Überweisungsverfügung, über unsere Krankheit unterrichtet war, zur Arbeit geschickt; wir mußten mit den Picken in heißer Sonne eine dicke Mauer einreißen, von den schwarzen Soldaten zu ununterbrochener Arbeit angetrieben. Einen Tag später fand dann der Kriegsgefangene B. ... Aufnahme im Hospital, während P. ... und ich die Arbeit fortführten.

gez. K...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 171.

Auszugsweise Abschrift.

Zur Beurteilung der Gefangenschaft in Dahomey gehört zunächst die Feststellung, daß uns bei unserer Gefangennahme in Kamina am 27. August 1914 seitens der französisch-englischen Verbündeten das schriftliche Ehrenwort abgenommen wurde, während der Gefangenschaft nichts zu Ungunsten der Franzosen und Engländer und deren Verbündeten zu unternehmen, wogegen den Gefangenen ehrenvolle Behandlung zugesichert wurde. Unsere besonderen Leiden begannen mit dem Tage, da wir den Franzosen in Cotonou am 19. September übergeben wurden. Die Art unserer Unterbringung war analog derjenigen, die bald darauf den Kameruner Deutschen zuteil wurde.

Am 21. September 1914 wurden wir mit der Bahn nach Savé — 261 km von der Küste — transportiert. Obwohl der Zug lediglich uns Gefangene und die französischen weißen und schwarzen Begleitmannschaften beförderte, hielt er doch an allen Stationen. Überall waren Hunderte mit Schießwaffen ausgerüstete Eingeborene aufgestellt, um als Augenzeugen deutscher Demütigung französischen Waffenruhm unter ihren Stammesgenossen zu verbreiten. Am 23. September 1914 trat die erste, am nächsten Tage die zweite Hälfte von uns den Marsch ins Innere an. Zum größten Teil mit leichtem, für Marschzwecke gänzlich ungeeignetem Schuhzeug bekleidet, mußten wir täglich in einer Hitze von 40°—50° Strecken von 21—36 km zurücklegen. Nachts zwischen 2 und 3 Uhr, etwa 10 Minuten nach dem Wecken, war Abmarsch ohne jegliche vorherige Stärkung; ohne Getränk, ohne irgendeinen Imbiß wurde der sehr beschwerliche, durch hügeliges Land bergauf, bergab führende Weg aufgenommen. Fast täglich kam es vor, daß vom Arzt als marschunfähig erklärte Leute vom Kommandanten zum Marschieren gezwungen wurden. Leute, die unterwegs vor Schwäche zusammenbrachen, wurden in der Hängematte an die Spitze des marschierenden Trupps gebracht und gezwungen, bis zur Tagesendstation zu marschieren. Zurückbleibende wurden von den schwarzen Soldaten mit Erstechen und Erschießen bedroht, Hauptmann von Hirschfeld mit Kolbenstößen vorwärts getrieben. Niemals auf dem Marsch haben wir einwandfreies Wasser erhalten. Immer war es mehrere Tage alt, stank faulig, hatte lehmgelbe oder schwarzgraue Farbe und wimmelte von Moskitolarven und anderen Lebewesen. Während des Marsches, wie überhaupt während der ersten Monate französischer Gefangenschaft erhielten wir nur mit Jams zusammengekochtes Ochsenfleisch. Infolge der Lässigkeit der schwarzen Köche war das Essen stets mit Hunderten von Insekten und Larven durchsetzt. Bei der Ausschlachtung des Viehes verkauften die schwarzen Köche zunächst für eigene Rechnung das beste Fleisch, so daß für uns oft nur Abfall zurückblieb. An keinem der auf dem Marsche berührten Orte war für unsere Unterkunft gesorgt worden. Die leichten, in Eile geflochtenen Strohhütten konnten vor den häufigen Regengüssen keinen Schutz bieten; öfter ging die Nachtruhe gänzlich verloren, weil das ganze Lager unter Wasser stand. Alle diese traurigen Umstände legten den Keim zu den Massenerkrankungen an Dysenterie, Malaria usw., von denen wir später an unseren Bestimmungsorten Kandi und Gaya betroffen wurden. Angesichts unseres täglich schlechter werdenden Gesundheitszustandes hat der eine der beiden französischen Transportführer, der unsern Marsch als einen »Sklavenzug« bezeichnete, seine vorgesetzte Behörde mehrfach telegraphisch um den Befehl der Einstellung des Transportes gebeten. Auf allen Marschstationen hatten wir, wie auch auf der Bahnfahrt, den Eindruck, daß selbst Eingeborene entfernt liegender Gegenden zusammengeholt und aufgeboten worden waren, Zeugen unseres schmachvollen Zuges zu sein. Dieser Marsch bis an den Rand der Wüste machte den Franzosen selbst viel Arbeit und Umstände, die sie sich erspart hätten, wenn man uns an der Küste, wo billigere und günstigere Lebensbedingungen herrschen, untergebracht hätte.

gez. P.... gez. S....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 17 k.

Auszugsweise Abschrift.

Bei unserer Gefangennahme in Duala (Kamerun) ist es fast keinem von uns möglich gewesen, auch nur seine notwendigste Habe in Sicherheit zu bringen. Von der Straße fort, unter dem Vorwand, nur eine Unterschrift leisten zu müssen, wurden wir in das Regierungshospital geführt, das wir nicht mehr haben verlassen dürfen. Kurze Zeit später verließen wir Duala als Gefangene. Unsere Vorhaltungen, daß die meisten von uns weder in der Heimat jemals Soldat gewesen, noch in der Kolonie zur militärischen Dienstleistung eingezogen gewesen sind, wurden unberücksichtigt gelassen.....

2 Güterschuppen in Cotonou gewährten uns für etwa 5 Tage unter den schlechtesten Verhältnissen Unterkunft. Unsere Notdurft haben wir in demselben Raume verrichten müssen; gewöhnliche Petroleumdosen, die fortwährend überliefen und in der Hitze mangels genügender Luftzufuhr einen pestilenzartigen Geruch verbreiteten, bildeten den Abort, den wir in Gegenwart farbiger Soldaten selbst haben reinigen müssen. Unsere Lage in Abomey war furchtbar. Neben schweren körperlichen Mißhandlungen, z. B. Schläge mit Ochsenziemer, Kolbenstöße, Daumschrauben, Fußtritte und Faustschläge sowohl durch die Franzosen wie die farbigen Soldaten, mußten wir im glühenden Sonnenbrande die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten, ohne Rücksicht darauf, daß der größte Teil von uns einen längeren Aufenthalt in den Tropen hinter sich hatte. Kein Wunsch, keine Bitte durfte vorgetragen werden, wenn wir sie nicht mit körperlicher Züchtigung, mit Hunger und Arrest büßen wollten. Diese Mißhandlungen geschahen in größerem Maße auch nach Revisionen höherer französischer Offiziere, denen wir unsere Bitten vorgetragen hatten. Infolge mangelnder Ernährung, übermäßiger Anstrengung und aus Mangel an Chinin, das für uns unentbehrlich war, hatten wir unter schweren Krankheiten, z. B. Schwarzwasserfieber und Dysenterie, zu leiden. Zeitweise war unsere Verpflegung so gering und minderwertig, daß wir, soweit wir im Besitz von Geld waren, durch Kauf von Eingeborenenahrung unseren Hunger stillen mußten. An der menschenunwürdigen Behandlung nahmen teil: Adjudant Venère, Sergeant Castelli, Gianzelli und die farbigen Soldaten.

Wie weit die Willkür des Adjudanten Venère ging, beweist, daß er entgegen ärztlicher Anordnung »krank und ruhebedürftige« Gefangene zur Arbeit kommandierte. Trotz vieler Vorstellungen sind wir zu alledem für unsere Arbeitsleistung in Abomey nicht gelöhnt worden. Während wir in Abomey die Vergünstigungen der Kriegsgefangenen insoweit genossen, als wir Briefe schreiben und empfangen durften, ferner Postanweisungen und Pakete erhielten, waren wir mit der Ankunft in Casablanca dieser Vergünstigungen beraubt, in bezug auf Arbeitsleistung den anderen Kriegsgefangenen aber gleichgestellt. Es ist uns bekanntgegeben worden, daß jegliche Korrespondenz mit der Heimat verboten ist, mit der Begründung, daß ein gleiches Verbot von Deutschland über die Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete verhängt worden ist. Trotzdem nach Mitteilungen aus Casablanca dieses Verbot deutscherseits bereits aufgehoben sein sollte, durften wir im Gegensatz zu den anderen in Marokko befindlichen Kriegsgefangenen immer noch nicht schreiben. Unsere Bitte um Aushändigung der für uns in Casablanca lagernden Briefe und Pakete wurde abgelehnt. Wir erhielten nicht einmal alle Sachen, die als »Liebesgaben« aus der Heimat für uns ankamen. Die Heranziehung der Unteroffiziere zur Arbeitsleistung war seit Mitte November 1915 seitens des französischen Kommandanten angeordnet, obwohl wir, wie es in anderen Kriegsgefangenlagern Marokkos üblich war, in der ersten Zeit unseres Hierseins von der Arbeit ganz befreit waren. In allen anderen Lagern von Marokko fanden Unteroffiziere nur zur Beaufsichtigung von Kriegsgefangenen Verwendung.

gez. K....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 18.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 55/17 und A. IV. 72/17.

Auf der »Elmina« bin ich mit anderen Deutschen aus Duala am 29. September 1914 nach Lagos abgefahren. Dort wurden etwa 40 Personen ausgeschifft, der Rest, etwa 250 Männer, wurde nach zweistündigem Aufenthalt von Lagos nach Cotonou verbracht, wo wir von einem kleinen krummbeinigen Franzosen, dem Adjudanten Venère, später in Abomey, mit großem Geschrei empfangen wurden. Anfangs Oktober wurden wir auf die Bahn gesetzt, mit der wir nach fünfstündiger Fahrt mittags 12 Uhr in Bohikou ankamen. Von dort mußten wir sofort in Reih und Glied nach dem Lager in Abomey marschieren. Unterwegs fielen wegen der Hitze und der Anstrengungen 5 bis 6 Leute um, sie wurden auf der Feldbahn, die mitten auf der Straße ging, nachgebracht. Ich selbst hatte, wie die meisten meiner Mitgefangenen, nichts anderes als einen Khakianzug auf dem Leibe, Stiefel an den Füßen und einen Tropenhut auf dem Kopfe. Den Koffer, den mir mein Junge in den Hospitalgarten in Duala gebracht hatte, mußte ich dort auf Befehl eines englischen Offiziers zurücklassen. In Abomey standen innerhalb der 1,50 m breiten und 4—5 m hohen Lehmmauern große, ebenfalls aus Lehm aufgeführte Negerhütten ohne Fenster und Türen, in welchen wir Wohnung nehmen mußten. Zu 2 Mann auf einer Matte, welche kaum 1 m breit und 1,80 m lang war, mußten wir ohne Moskitonetze auf der Erde zusammengedrängt liegen. Große Ratten und Mäuse liefen uns über den Körper, und Moskitos stachen uns. Die Behandlung und Verpflegung bis Februar 1915 war sehr schlecht. Nach 14 Tagen begann die Arbeit; es wurde kein Unterschied zwischen Soldaten und Zivilisten gemacht. Der Administrator hielt eine Rede, in welcher er sagte: »Wenn einer von uns Gefangenen noch mit dem Leben davonkomme, so hänge das alles von seinem guten Willen ab.« Unsere Arbeiten bestanden in Rodungen von großen, wilden Grasflächen, Reinigung von Baumwollplantagen, welche durch Dornen und Schlingpflanzen verwildert waren, dann Wegebau, Bauarbeiten, Brunnenreparaturen, Lagerdienst und Handwerkerarbeiten. Die Rodungs- bzw. Reinigungsarbeiten außerhalb des Lagers waren die schwersten. Sie wurden mit Picken und Schaufeln ausgeführt; doch zwangen uns die Quälgeister auch dazu, das scharfe Gras und die Dornen mit den Händen fortzureißen. Die allgemeine Behandlung und das Antreiben zur Arbeit durch die schwarzen Soldaten spottete jeder Beschreibung. Sehr oft ließen die Schwarzen nicht zu, daß man sich ein Taschentuch aus der Tasche holte, um die Schweißtropfen abzutrocknen. Oft fielen Kameraden, ohne ein Wort zu sagen, zusammen und mußten krank ins Revier getragen werden. Die kranken Leute waren in sehr schlechtem Raume untergebracht, lagen auf den harten Matten auf der Erde, ohne Moskitonetze, und bekamen meist wenig und schlechte Nahrung. Der Adjudant lief den ganzen Tag mit einer Peitsche umher, legte den Leuten bei kleinen Versehen Daumschrauben an und bestrafte sie persönlich mit der Peitsche. Kaufmann B. ... aus Duala wurde im Gefängnis mit Keulen, Gewehrkolben und Peitsche geschlagen. Weil der Gefangene W. ... Beschwerde bei einem General führte, wurde er in der Ecke einer Lehmbude mit Kolbenstößen und Knüppeln bearbeitet, so daß man die dumpfen Schläge und das Stöhnen von ihm hörte. Am 4. Juli 1915 hatte das Leiden in Abomey ein Ende, denn das ganze Lager wurde aufgehoben..... Hierauf kam ich in 17tägiger Fahrt auf dem Dampfer »Asie« nach Casablanca. Während dieser Fahrt wurden wir zu 150 in einem Laderaum untergebracht. Dieser war für unsere Zahl so eng und klein, daß wir buchstäblich wie Heringe aneinander lagen; man konnte nicht einmal über den anderen wegsteigen, um das Essen zu nehmen, es mußte von Hand zu Hand gereicht werden. Die Tropenhitze lastete unerträglich auf uns, weil wir während der ganzen Fahrt nicht an Deck gehen oder sonstwie Luft schnappen konnten. Das Essen wurde in Eimern in den Laderaum gebracht. Trotz des zeitweiligen Öffnens der Ladeluke kam kein Luftzug in den Raum. Im August 1915 kam ich mit den anderen nach Mediouna. Dort mußte ich schwere Steinbrucharbeiten verrichten, obwohl ich in Kamerun nicht zur Truppe eingezogen und darum Zivilgefangener war. Weder hier noch in Abomey wurde ein Unterschied zwischen Kriegs- und Zivilgefangenen gemacht. Im Mai 1916 wurde ich auf dem Dampfer »Chaujia« nach Marseille gebracht. Fünf Tage dauerte die Fahrt; sie waren u. a. die schrecklichsten meiner Gefangenschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Etwa 120 Gefangene lagen eng zusammen im Laderaum, der keine andere Öffnung hatte als ein Loch, an welchem eine kleine Treppe angebracht war; irgendein anderer Luftzugang war nicht vorhanden. Da in diesem Raum bei Nacht die Aborteimer standen und viele Dysenteriekranke die Eimer oft benutzen mußten, war Luft und Temperatur furchtbar drückend. Diejenigen, die bei Tag durch die Treppe öfter nach dem Abort oben gehen mußten, wurden manchmal von den schwarzen Wachtposten, die um das Loch herumsaßen, mit kräftigen Kolbenstößen in den Laderaum zurückgestoßen, offenbar, weil es dem Posten zuviel wurde, immerfort die Dysenteriekranken nach dem Abort zu geleiten. Wir mußten auf dem nackten Boden liegen, der mit Öl und sonstigem Schmutz überzogen war. Eine Reinigung des Körpers oder Waschen des Gesichts war unmöglich. Trinkwasser wurde nur in sehr knappen Mengen berabreicht. In drei Abteilungen wurden wir am Tage an die Luft geführt, aber auf einem ganz kleinen Raum, auf dem die vielen Leute sich gegenseitig im Gehen hinderten, und auch nur für die Zeit von 15—20 Minuten. 6 Frauen von Togo waren in ähnlicher Weise untergebracht.

gez. K. F....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 19.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1457/16.

Karlsruhe, den 6. Januar 1917.

Es erscheint Hermann Stein und erklärt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht und auf die Bedeutung des Eides hingewiesen:

Zur Person: Stein Hermann, Badener, geboren am 14. Dezember 1896 in Neckarbischofsheim, ledig. Schiffskellner. Ich traf zu Beginn des Krieges auf Dampfer »Lome« in Duala ein.

Zur Sache: Am 28. September 1914 bei der Übergabe von Duala fiel ich in englisch-französische Kriegsgefangenschaft. Auf dem englischen Dampfer »Elmina« wurde ich mit anderen Deutschen aus Duala nach Cotonou gebracht. Hier war ich vom 3.—5. Oktober 1914. Wir kamen in einem großen Lagerschuppen ohne Lüftung unter. Als Lager dienten Strohmatten. Einzelne erhielten Decken. Als Abort dienten leere Petroleumdosen, die in dem Schuppen standen. Nach 2 Tagen wurden wir an einen Brunnen zum Waschen geführt. Verpflegung bestand aus Fleisch, Reis und Brot. Der Reis war wegen Maden ungenießbar. Trinkwasser war ungenügend.

Am 5. oder 6. Oktober 1914 erfolgte der Abtransport nach Abomey mit der Bahn, woselbst ich bis 4. Juli 1915 verblieb. Wir wurden in vorn offenen, mit Stroh gedeckten, gegen Regen wenig schützenden Lehmhütten untergebracht. 2 Mann bekamen eine Strohmatte, nach 1/4 Jahr eine dünne Decke und endlich nach 1/2 Jahr ein Moskitonetz. Als Abort diente eine Grube im Hofe. Es herrschte Mangel an Trink- und Waschwasser. Verpflegung war mangelhaft und knapp. Das Aufsichtspersonal war farbig und mußte uns auf Befehl mit Kolbenstößen zum Arbeiten antreiben. Wegen des geringsten Versehens wurden wir von den Schwarzen den Franzosen zur Meldung gebracht, worauf man mit Daumschrauben und Schlägen bestraft wurde. Die ganze Tortur ging folgendermaßen vonstatten: Der Gefangene mußte zuerst hinknieen, darauf wurden ihm Daumschrauben angelegt, alsdann wurde er von schwarzen Soldaten und französischen Unteroffizieren mit Keulen und Peitschen bearbeitet, so daß er bisweilen zusammenbrach und liegen blieb oder mit Schlägen über den Hof nach dem Arrest getrieben.

In der ersten Zeit, als wir in Abomey waren, kam es sogar vor, daß die mit Daumschrauben Bestraften durch die ganze Negerstadt nach dem Zivilgefängnis getrieben wurden. Während der 9monatigen Gefangenschaft hier kamen zur Kontrolle der stellvertretende Gouverneur von Dahomey, ein französischer Oberst und ein französischer Major. Wir beschwerten uns über die Behandlung, jedoch erfolglos. Die ärztliche Behandlung war schlecht. Ebenso war es mit den Lazarettverhältnissen bestellt. Ich lag einmal an Fieber 7 Tage dort und bekam nur Wasser, das außerdem noch schlecht war; man mußte die Moskitolarven herunterfischen. Ein Beispiel des Gesundheitszustandes: Im Januar 1915 konnten von 210 Mann noch 23—26 zur Arbeit gehen, die anderen waren alle an Malaria oder an den Füßen erkrankt. Unter 210 Mann kamen etwa 10 Todesfälle vor, darunter 1 Fall von Hungertyphus und etwa 8 Fälle von Schwarzwasserfieber. Auch mit der Kleiderversorgung war es schlecht, der größte Teil hatte überhaupt keine Schuhe mehr, und mit Hemden und Hosen war es auch nicht viel besser, an Strümpfe war überhaupt nicht mehr zu denken. In dem letzten halben Jahr in Dahomey hatte ich kein Hemd mehr anzuziehen, und vielen anderen Kameraden ging es ebenso. Trotz der schweren Arbeit, die wir dort bei Straßenbauten und auf Baumwollfeldern verrichten mußten, bekamen wir keine Löhnung. Am 4. Juli 1915 wurden wir nach Cotonou zurückgebracht. Ein Teil von uns wurde sofort nach Marokko weggeführt, der Rest, darunter ich, wurde nach 5wöchigem Aufenthalt an der Küste auf dem kleinen französischen Frachtdampfer »Tibet« gleichfalls dorthin gebracht. Das Essen und die Unterbringung auf dem Dampfer waren sehr schlecht; regnete es, dann kam das Wasser in Strömen in die Luke gelaufen. Als wir in Marokko ankamen, sahen wir aus »wie eine Räuberbande«; so urteilte die französische Presse.

Ich war einige Tage in Casablanca, die übrige Zeit, und zwar etwa von Anfang September 1915 bis 20. Juli 1916 in Mediouna. Wir wurden in Zelten untergebracht und lagen auf Strohsäcken mit 1 oder 2 Decken. Wir mußten am Straßenbau und in Steinbrüchen arbeiten und erhielten 10 Cen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

times als Tagelohn. Als Strafmittel war ein kleines, nur 1 m langes, $^1/_2$ m hohes und nicht viel breiteres Zelt im Gebrauch, in welchem der zu Bestrafende eingesperrt wurde. Das Zelt stellten die Franzosen da auf, wo es am meisten Steine gab. Mancher mußte 4—30 Tage in diesem Zelt »liegen«, nur mit einer Decke versehen. Diese Art der Bestrafung wurde in unserem Lager nach etwa 3 Monaten auf eine Beschwerde bei einem inspizierenden französischen General abgeschafft. Von hier wurden wir am 20. Juli 1916 über Marseille nach dem Gefangenlager Carpiagne gebracht. Die Überfahrt war wie auf der »Tibet«.

Vorgelesen, geenhmigt, unterschrieben.

gez. **Hermann Stein.**

Hierauf wurde Stein vereidigt.

gez. **Koch.** (Unterschrift)
Gerichtsoffizier. Militärgerichtsschreiber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 20.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 70/17.

Die Behandlung in Abomey durch schwarze Soldaten, und vor allem durch ihre weißen Vorgesetzten, war eine solch drückende und zum Teil so unmenschliche, daß jeder der Gefangenen in der verzweifelten Stimmung lebte, dort zugrunde gehen zu müssen. Der Kommandant Beraud erklärte uns, »daß, wenn irgendein Versuch zum Widerstand gegen die Behandlung gemacht würde, auf seinen Pfiff 30 000 Eingeborene herbeistürzen würden, um uns zu massakrieren«.

Ich war sehr viel fieberkrank, auch an Schwarzwasser. Diese Krankheit wurde dadurch hervorgerufen, daß ich bei 40,2° Temperatur aus Furcht vor den Drohungen des schwarzen Heilgehilfen, er werde mich dem Adjudanten Venère melden und mir die Daumschrauben verschaffen, gegen meine bessere Überzeugung Chinin nahm. Ich litt daran 4½ Tag; ich war so schwach geworden, daß ich etwa 2 Monate liegen mußte und nur noch aus Haut und Knochen bestand. Eine Erholung und Stärkung war bei der schlechten und ganz ungenügenden Kost sowie bei den seelischen Leiden fast unmöglich. Erst nach 2 weiteren Monaten — April 1915 — konnte ich gehen. Trotzdem kränkelte ich fortwährend, so daß ich als Rekonvaleszent von Arbeit verschont blieb. Ab und zu bekam ich Einspritzungen. Der schwarze Heilgehilfe ging dabei so unreinlich um, daß ich einen Abzeß bekam, der 2 cm im Durchmesser und sehr tief war, den Daumen konnte man teilweise hineinstecken; mehrmals am Tage mußte ich verbunden werden. Erst nach 14 Tagen war die Wunde geheilt; die Narbe ist 2 cm im Durchmesser. Stellte man sich mit dem Heilgehilfen nicht gut, so behandelte er einen bei der Einspritzung unbarmherzig, indem er rücksichtslos zustach und unerträgliche Schmerzen verursachte. Ende Mai kam ich in ein neues Lager, das sogenannte »Krüppelheim«. Dort waren etwa 40 Rekonvaleszenten untergebracht. Während meines Aufenthalts im Krüppelheim wurde ich über eine Nacht in der Arrestzelle des alten Lagers zur Strafe eingesperrt, weil ich nach Ansicht des Venère nicht in Reih und Glied gegangen war. Die Zelle war sehr eng und bereits überfüllt; ich kam an die Türe der Zelle auf den nackten Boden zu liegen und konnte mich nur mit einer Decke zudecken; dieser Schutz war gegen den Zug an der Türe ungenügend, so daß ich wieder Fieber bekam.....

2 Tage vor unserem Abtransport an die Küste meldeten sich etwa 55 Gefangene krank. Darauf ließ Venère durch den Dolmetscher sagen, »er habe gute Lust, alle 55 einzusperren, denn diese Krankenzahl sei ihm zu viel«. Kaum hatte der Dolmetscher ausgesprochen, als auch schon kurzerhand Venère uns ins Gefängnis wies. So mußten die 55 Gefangenen, darunter ich, in die Arrestzelle wandern, die nur für etwa 15—20 Personen reichte. Wir standen aufrecht, die Arme an den Körper gepreßt, Leib an Leib, so daß nichts dazwischen auf den Boden fallen konnte. Der Aufenthalt war wegen der Hitze und schlechten Luft unerträglich, um so mehr, als wir etwa 2 Stunden in dieser Lage verbringen mußten. Luft kam nur durch einige faustdicke Löcher. Die Abortanlage bestand aus einem 10 m langen und 1 m breiten Graben, der mit einem Strohdach auf Pfählen überdacht war; irgendwelche Maßnahmen gegen Sicht von außen waren nicht getroffen, so daß wir jeden Tag offen vor den 80 bis 100 Eingeborenenweibern, die Wasser in das Lager trugen, die Notdurft zusammen mit den schwarzen Soldaten verrichten mußten.

Die Revierstube, in der die Fieberkranken unterkamen, war ein Raum aus Lehmmauern mit Strohdach, ohne genügende Ventilation. Die Kranken erhielten dort ¼—½ Liter Milch pro Tag, sonst nichts. Bei solcher Ernährung lag ich einmal 8 Tage in der Revierstube und mehrere Male 4 bis 6 Tage. Einige Leute meldeten sich trotz 40° Fieber gesund, um nur wieder etwas zu essen zu erhalten. Nach einer solchen Hungerkur mußte ich nach 2tägiger Ruhe wieder schwere Feldarbeiten verrichten, und zwar mit einer 10—12 Pfund schweren Picke. Andere mußten mannshohes Gras mit der Hand herausziehen, obwohl es auf diese Weise sehr schwer zu entfernen war. Durch das dauernde Hacken bekam man Rückenschmerzen. Richtete man sich aber auf, so erhielt man vom schwarzen Soldaten einen Faustschlag in den Rücken; solche Schläge erhielt auch ich, als ich infolge der durch die voraufgegangene Hungerkur entstandenen Körperschwäche mich des öfteren aufrichtete.

Ich war zugegen, als der Gouvernementsbeamte K.... aus Duala infolge der Anstrengungen und übergroßen Hitze im Graben lag und unter Weinen vor den schwarzen Soldaten jammerte, er könne nicht mehr weiterarbeiten. Diese aber drängten und schlugen mit Faust und Gewehrkolben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so daß er sich wieder erhob, um weiteren Mißhandlungen zu entgehen. Wir alle sahen, daß er zu erschöpft war, um weiterzuarbeiten.

Es war an einem Tage, als gegen 5 Uhr nachmittags Venère auf dem Arbeitsfeld erschien und rief: »Was, nur so wenig ist gearbeitet worden; ehe nicht diese Strecke gerodet ist (wobei er eine bestimmte Stelle bezeichnete) bekommt keiner Essen.« Darauf trieben uns die Schwarzen wie wahnsinnig zur Arbeit mit Schreien und Gesten an, bis die befohlene Strecke gesäubert war; bei Dunkelheit, kurz vor 6 Uhr, wurden wir fertig. Wir waren durch und durch von Schweiß naß und vollständig erschöpft.

Im März 1916 fuhr ich auf dem französischen Dampfer »Chaujia« von Casablanca nach Marseille. In einem vollständig dunklen Laderaum wurden wir untergebracht; wir mußten auf dem harten, schmierigen Holzboden ohne jegliche Decke liegen. Die vielen schweren Dysenteriekranken mußten in der ersten Nacht ihre Notdurft in einer Ecke des Raumes auf dem nackten Boden verrichten; erst später wurde ein hohes Faß heruntergebracht, an dem man hinaufklettern mußte, um die Notdurft zu verrichten. Am Tage konnten wir morgens während einer Stunde zu dem Abort an Deck gehen; nachmittags wurden wir während einer Stunde in Abteilungen an Deck gebracht. Die an schwerem Fieber Erkrankten mußten trotz unserer Vorstellungen ohne ärztliche Hilfe im Laderaum liegen bleiben. Diese Lage wurde noch durch die hohe See und Seekrankheit verschlimmert. Während des Transports von Dahomey nach Marokko auf der »Asie« konnten wir bei der engen Lage der Gefangenen dem Auswurf, den schwarze und weiße Franzosen durch die Ladeluke auf uns spuckten, nicht ausweichen.

Vorstehende Angaben versichere ich an Eides Statt.

gez. T. F...,
Kaufmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 21.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1437/16.

Königliches Amtsgericht Blaubeuren. Geschehen, den 4. November 1916.

Anwesend:
Oberamtsrichter Seifriz,
Protokollführer Buck.

Es wird über seine Erlebnisse in Kamerun und in französischer Gefangenschaft eidlich vernommen:

Zur Person: Johannes Kaufmann, zur Zeit in Nellingen, Oberamts Blaubeuren. Württemberger. Geboren 25. März 1889, ledig, Kaufmann, aus Anlaß des Krieges in Kamerun zur Schutztruppe einberufen, wohnhaft in Duala (Kamerun).

Zur Sache: Ich wurde am 27. September 1914 den Engländern bei der Einnahme Dualas als Soldat mit etwa 30 weiteren Militärpersonen befehlsgemäß übergeben. Einen Tag waren wir im Hospitalhof gefangengehalten, dann wurden wir im Hafen auf 2 kleinere Dampfer gebracht, auf denen wir so zusammengedrängt waren, daß wir nicht liegen konnten. Am nächsten Tag wurden wir auf den englischen Passagierdampfer »Elmina« geladen. Auf der »Elmina« waren wir vom 29. September bis 2. Oktober. Am letztgenannten Tage wurden wir, etwa 250 Mann, im französischen Hafen Cotonou ausgeschifft. Auf der »Elmina« konnten wir auf Deck ein Lager suchen, wo wir wollten. Decken erhielten wir nicht. Die Verheirateten und die Offiziere wurden am 1. Oktober im englischen Hafen Lagos ausgeschifft. Von der zweiten Nacht an mußten wir in den Laderäumen schlafen. Man lag auf den harten Brettern, eigentliche Lagerstätten gab es nicht, auch nichts zum Zudecken. Eine Waschgelegenheit war nicht vorhanden. Die Verpflegung war sehr spärlich, Brotschnitten und etwas Warmes mit wenig Fleisch. Kaufen konnten wir nichts. Das Wasser war gewöhnliches Schiffswasser.

Im Lager in Abomey kamen wir am 5. Oktober 1914 an und waren bis 4. Juli 1915 dort. Untergebracht waren wir in Lehmhütten. In meiner Hütte waren etwa 60 Mann. Die ersten 2 Monate lagen wir auf Strohmatten auf dem Boden, meistens 2 Mann auf einer Matte, später wurde uns erlaubt, aus gewöhnlichen Stangen Gestelle zu machen, weil die Matten auf dem Boden faulten. Die Matten wurden während der ganzen Zeit der Gefangenschaft, also in 9 Monaten, nicht erneuert. In den Hütten waren einige Öffnungen vorhanden, letztere haben wir teilweise selbst gemacht.

Tische und Stühle gab es nicht. Als Abort diente ein unter einem Strohdach gezogener Graben, etwa 2 m tief und 60—70 cm breit. Hier verrichteten auch die schwarzen Soldaten und gleichzeitig mit uns ihre Notdurft. Die schwarzen Frauen brachten das Wasser in Tontöpfen. Dieses Wasser war zum Trinken und zum Waschen. Vorrichtungen zum Waschen (Handtücher, Schüsseln) gab es nicht. Es war schmutziggelbes Wasser, das sonst vom Europäer nur gekocht und filtriert getrunken wird. Mit der Verpflegung konnte man im Anfang ausreichen. Die Kost bestand aus kleinen schwarzen Bohnen, in der Größe von Erbsen. Dazu gab es Jams oder Reis, zweimal am Tage, mittags und abends. Morgens bekamen wir einen Trinkbecher voll Brühe, eine Art minderwertiger Fleischbrühe. Fleisch gab es jeden Tag, anfangs hinreichend, später wurde es immer weniger. Das Brot wurde im ersten Monat von der Küste gebracht, wir bekamen es unregelmäßig und im verschimmelten Zustand. Nachher haben wir selbst einen Backofen gebaut, Mehl wurde uns zum Backen geliefert, die Brotversorgung war aber nur eine Zeitlang ausreichend. Im Januar und Februar war angeblich nicht genügend Mehl vorhanden, da wurde die Brotversorgung ganz unregelmäßig, so daß wir Hunger litten, zumal die andere Kost auch nachließ. Es war uns auch nicht erlaubt, tropische Früchte (Apfelsinen, Bananen) zu kaufen. Erst später konnten wir solche von schwarzen Weibern, die zwei oder dreimal in der Woche ins Lager kamen, erhalten.

Am 18. Oktober wurde uns bekanntgemacht, daß wir von jetzt ab arbeiten müssen. Es wurden Straßen gebaut, Ausrodungen für späteres Maisanpflanzen vorgenommen, Ziegel gefertigt usw. Wenn ein Gefangener nach Ansicht der schwarzen Wachtmannschaft nicht genügend arbeitete, wurde er gestoßen, gewöhnlich mit dem Gewehrkolben. Wurde einer gemeldet, so kam er abends in Arrest, manchem wurden dort Daumschrauben angelegt, manche erhielten Schläge mit der Nilpferdpeitsche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich selbst erhielt einmal aus reinem Mutwillen von dem Adjudanten Venère zwei Peitschenhiebe; auch ein Schwarzer gab mir bei der Arbeit zwei Kolbenschläge. Beschwerden waren von Anfang an streng untersagt. Der Administrator kam manchmal und sah die Arbeit, das Lager und die Küche an, besser wurde es aber nicht.

Ende Februar 1915 erschien ein höherer Offizier, es wurde uns erneut verboten, ihm Beschwerden vorzutragen. Da damals die Hungerzeit war, so entschlossen wir uns dennoch, ihn zu bitten, daß wir Maismehl von den Schwarzen kaufen könnten, außerdem fragten wir, ob die Prügelstrafe für uns obligatorisch sei. Der Offizier gab zur Antwort: »Wenn wir Prügel bekommen, so werden wir diese verdienen, Maismehl dürfe in der Kolonie nicht verkauft werden«. Die Leute, welche die Bitte vorbrachten, wurden streng bestraft, es waren ältere Männer, einer über 50 Jahre. Die Strafe bestand in Arrest mit teilweiser Kostentziehung und härterer Arbeit. Es gab ziemlich viel Fieberkranke; in den ersten Monaten kam der französische Arzt nur ab und zu, später fast jeden Tag. Auf dessen Anordnung wurden die Kranken von schwarzen Heilgehilfen gemessen und ihnen Chinineinspritzungen erteilt. Zu diesen wurden manchmal schmutzige Nadeln verwendet, was Anschwellungen und Vereiterungen zur Folge hatte. Die Kranken kamen in eine besondere Lehmhütte, die wir »Hungerturm« nannten; sie wurde von schwarzen Soldaten bewacht, damit den Kranken niemand Essen bringen könnte. Die Leute erhielten dort bis Dezember nur Wasser, später $^1/_4$ Liter Milch täglich. Von Dezember ab wurde ein deutscher Heilgehilfe beigegeben und später, als sich die Anzahl der Kranken vermehrte, noch einige. Im März 1915 übernahm ein gefangener deutscher Oberstabsarzt die Behandlung, da wurde es etwas besser. Ich war von Anfang November bis Anfang Februar malariafieberkrank und bin bei der Arbeit öfters ohnmächtig umgefallen, worauf ich jedesmal auch in den Hungerturm kam. Bei Fieberfällen mit hoher Temperatur wurden Kranke von schwarzen Heilgehilfen gezwungen, Chinin sich einspritzen zu lassen, was Schwarzwasserfieber verursachte und wiederholt zum Tode führte. Schon auf dem Dampfer wurde uns von den Engländern, was jeder an Geld über 100 ℳ hatte, abgenommen, ebenso alles Gold, Taschenmesser, Brotbeutel usw. Am 6. Dezember 1914 wurde uns erlaubt, nach Hause zu schreiben. Diese Erlaubnis dauerte bis etwa 20. Juni 1915. Dann erfolgte die Briefsperre.

Für die Arbeit wurde uns Löhnung versprochen, aber erhalten haben wir nichts. Später reklamierten wir im Lager in Marokko deswegen bei einem französischen General, der Untersuchung versprach. Nach längerer Zeit kam die Antwort, wir hätten bloß Lagerarbeit verrichtet, dafür werde nichts bezahlt. Das war aber nicht richtig. Kleidung wurde uns bis Ende Februar 1915 nicht geliefert. Wir waren genötigt, unsere leichte Tropenkleidung abzutragen, die in wenigen Wochen zugrunde ging, so daß manche sich nur mit einem Tuch wie die Schwarzen bekleiden konnten. Ebenso war es mit den Schuhen; viele mußten barfuß gehen. Später machten wir uns aus getrockneten Ochsenhäuten eine Art Pantoffel; diese verursachten aber viele wunde Füße. Die Plage durch die Sandflöhe war sehr groß. Auch war man den Schlangen und Skorpionen ausgesetzt. Im April, als das Essen etwas besser wurde, wurden 34 Leute gezwungen, bei Strafandrohung nach Hause zu schreiben, daß es uns gut gehe, und daß wir sehr gutes Essen bekämen.....

Vom 17. Juli 1915 bis 20. Juni 1916 war ich in Marokko, und zwar zunächst einige Wochen in Casablanca und dann im Lager Mediouna. Die Unterbringung geschah in Zelten für etwa 10 Mann. Wir hatten Strohsäcke, Schlafsack und 2 Decken. Arbeit wurde sehr viel verlangt, und zwar bei Wegebauten, im Steinbruch und sonstige Erdarbeiten. Löhnung bekamen wir 10 cts pro Tag.

Von Marokko wurden wir nach Frankreich gebracht und unter die anderen Kriegsgefangenen verteilt. Die Verköstigung dort war mangelhaft, es gab schwere Arbeit, die sehr viel Zeit im Tage in Anspruch nahm. Von seiten der Zivilbevölkerung wurden wir manchmal beschimpft, auch wurden Steine und Schmutz nach uns geworfen. Ich rettete in Duala nur, was ich auf dem Körper hatte.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Johannes Kaufmann.**

Der Zeuge wurde vorschriftsmäßig beeidigt.

Zur Urkunde.

gez. **Seifriz,**
Oberamtsrichter.

gez. **Buck,**
Protokollführer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 22.

Zu A. IV. 2206/15.

Auszugsweise Abschrift des Berichts des Stationsassistenten Scharck aus Togo.

An Bord des Dampfers »Admiral Fourichon« auf der Reise Cotonou–Bordeaux, 13. Juli 1915.

..... Leider konnte ich mich nicht lange am Feuergefecht beteiligen, weil mir schon beim 5. Schuß ein feindliches Geschoß den linken Oberarm zerschmetterte. Es wurde mir von einem Sanitätssergeanten ein Verband angelegt. Ein Sergeant Castelli, später in Abomey, fungierte als Dolmetscher. ..... Ich wurde in einer Hängematte durch einen französischen Sergeanten nach Tschetti transportiert..... Dort wurde mir eine Hütte angewiesen und eine Wache von 4 farbigen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr vor den Eingang gestellt. Ein Posten stand in der Mitte der Hütte unmittelbar vor mir. Ich saß an der hinteren Wand auf einer Soldatendecke, die ich nur zur Verrichtung meiner Notdurft verlassen durfte. Bei dieser Gelegenheit umstand mich die ganze Wache mit entsichertem Gewehr. ..... Nachdem mir gegen 7 Uhr abends von einem farbigen Heilgehilfen trotz meines Sträubens eine Morphiumspritze verabfolgt worden war, erschien zwischen 8 und 9 Uhr ein Europäer — dem Aussehen und der Sprache nach ein Engländer — mit einer langen Gefangenenkette und fesselte damit in Gemeinschaft mit dem farbigen Wachthabenden meine Beine an den Fußgelenken zusammen, die Kette wurde mit einem Vorhängeschloß verschlossen. Dann wurden meine Beine der größeren Sicherheit halber oberhalb der Kniee mit einem Strick umschnürt und verknotet. Mein Protest, daß ich verwundet sei, wie er sehen könne, half nichts. Hierauf untersuchte dieser Europäer nochmals meine Taschen und nahm mir die bisher gelassene Taschenuhr ab. ..... In höhnischem Tone wünschte er mir: »Schlafen Sie wohl .....«. Trotzdem ich nun diesen Menschen in meiner Beschwerde — datiert Cotonou, 29. August 1914 — haargenau beschrieben habe, so ist es der Kommandantur nicht gelungen, den Dieb der Uhr ausfindig zu machen..... Am 23. August morgens gegen 5·30 Uhr kam derselbe Europäer in französischer Marschausrüstung mit Gewehr usw. und löste die Fesseln ..... Mittags erhielt ich ein wenig zu essen und am Abend Tee. Für die Nacht fesselte mich der farbige Wachthabende wieder mit dem Strick oberhalb der Kniee; als ich mich gegen die Fesselung wehrte, bedrohten mich die schwarzen Soldaten mit dem Bajonett. Es folgte wieder eine schlaflose Nacht in der Hütte am Boden, und am 24. August früh wurde ich in einer Hängematte, begleitet von 3 farbigen Soldaten und einem farbigen Korporal, nach Savalon transportiert und am nächsten Morgen an die Bahnlinie Savé–Cotonou. Ich wurde wieder in einer Hütte untergebracht, als Lager die Wolldecke am Boden. Am Abend des 25. August trafen hier ein Arzt und ein Pater, namens Neu, ein. Durch Vermittlung des letzteren erhielt ich für die Nacht ein Feldbett, auch Essen und Tee. Am 26. August, 8 Uhr vormittags, Abfahrt mit dem Zuge nach Cotonou. ..... Im Krankenhause dort wurde ich in einem kleinen Zimmerchen zu ebener Erde untergebracht. Diese Zimmerchen wurden sonst mit Eingeborenen belegt. Das Zimmer war ohne Fenster. ..... Kranke Europäer waren in den oberen Räumen untergebracht. Vor meiner Tür — rechts und links am Eingang — standen 2 Tirailleurs mit aufgepflanztem Seitengewehr, die Anweisung hatten, mich ständig im Auge zu behalten. Nachts brannte stets ein Öllämpchen in der Zelle, die Tür blieb offen. Das Essen war in den ersten Wochen recht knapp. ..... Erst auf wiederholte Beschwerde beim Arzt wurde es ausreichend. .....

Vom 10. Dezember ab durfte ich endlich meine Zelle verlassen und auf der unteren Veranda des Gartenhauses spazieren gehen. ..... Im ersten Drittel des März wurden die in Porto-Novo internierten deutschen Gefangenen, darunter auch der stellvertretende Gouverneur von Togo, von Döring nach Widah verbracht. ... Einige Tage vor Pfingsten waren wieder Kranke aus dem Hinterland angemeldet, die im Krankenhause von Cotonou untergebracht werden sollten. Da hier alles belegt war, mußten W. ..., H. ..., J. ..., S. ..., G. ... und ich am 22. Mai 1915 mit der Bahn die Reise nach Abomey antreten. W. ... und J. ..., die an periodischen schweren Fieberanfällen litten, waren seit etwa 8 Tagen fieberfrei. ..... Wir erreichten am 22. Mai mit einer Bedeckung von einem Korporal und 8 Mann gegen 12 Uhr mittags Abomey. Unser kleines Gepäck war uns in Cotonou

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an die Bahn gebracht worden und in einen Wagen ohne Bänke, in dem auch wir die 6 stündige Bahnfahrt machen mußten, eingestellt. Am Bahnhof Abomey-Bohikou nahm uns der Sergeant Castelli in Empfang. Der Empfang verlief im Gegensatz zu anderen Transporten ohne Anstand, weil Castelli anscheinend aus Cotonou den Befehl erhalten hatte, uns als Schonungskranke anzusehen. Das Gepäck mußten wir jedoch aus dem Wagen herausholen und auf Feldbahnwagen verladen. .... Das Gefangenenlager war von der Bahnstation noch etwa 12 km entfernt. ... Er gab uns gleich Anweisung über unser Verhalten und die Behandlung im Lager, z. B. daß wir mit den dort internierten Gefangenen nicht sprechen dürften. Die Aufsicht bei der Arbeit usw. geschehe durch schwarze Soldaten, deren Befehlen wir unweigerlich Folge leisten müßten, wenn wir uns nicht schwere Strafen zuziehen wollten. Bei der Ankunft im Lager empfing uns der Adjudant Venère mit der Nilpferdpeitsche in der Hand. Das erste war, daß er mir die deutsche Kokarde vom Tropenhelm herunterriß, dann führte er uns über den Hof und quartierte uns in einer offenen Grashütte, der sogenannten Poliklinik, ein, wo wir die Nacht auf der Erde und ohne Moskitonetz zubringen mußten. An Schlafen konnte man vor den unzähligen Moskitos nicht denken. Der Gesamteindruck bei unserer Ankunft war direkt niederschmetternd, als ob man in eine Verbrecherkolonie komme: Bleich, abgezehrt und stumpfsinnig verrichteten unsere Kameraden an den einzelnen Arbeitsstellen die ihnen zugewiesene Arbeit unter der Aufsicht brutaler schwarzer Soldaten. Niemand unserer Bekannten erwiderte unseren grüßenden Zuruf. Eine Totenstille herrschte im ganzen Lager, nur das Schimpfen des Adjudanten schallte des öfteren über den Platz.

Das Gefangenlager war das Gehöft des Negerhäuptlins Behanzin von Abomey, gewöhnliche Negerhütten aus Lehmwänden und mit Grasdächern. ..... Vor der Umwallung arbeitete an einem Brunnen ein Trupp deutscher Kriegsgefangener; an einem Straßenbau ..... war ein anderer Trupp beschäftigt, wieder andere waren in der nächsten Nähe des Lagers bei Rodearbeiten tätig, teilweise mit Picken, der größte Teil mußte das stachlige Gras, mit Dornen und Gebüsch untermischt, mit den Händen ausreißen, noch andere waren mit Ziegelmachen beschäftigt und ungefähr 15—20 führten am Eingang zum Innern des Lagers ein Gebäude aus Lehmziegeln auf. Neben diesen größeren Arbeiten waren noch kleinere Trupps auf der Administration und im Lager selbst mit den gewöhnlichen Lagerarbeiten, z. B. Latrinenreinigen, Hoffegen, Krankenpflegen und dergleichen, beschäftigt. Irgendwelche Rücksicht auf die einzelnen Berufe wurde nicht genommen. So arbeiteten bei den Rodungen der Rechnungsrat und der Schiffsjunge nebeneinander, Akademiker, Bankbeamte und Leichtmatrosen, Oberingenieure und Schiffsoffiziere formten Lehmziegel, alle mußten niedrigste Arbeit verrichten und hinter allen standen schwarze Soldaten mit Gewehr oder mit der landesüblichen Schlagkeule stets antreibend und schimpfend über die »cochons allemands«.

Arbeitszeit war von morgens 6 Uhr bis 10·30 Uhr oder 11 Uhr und nachmittags von 2·30 Uhr bis 5 Uhr, auch manchmal bis 5·30 Uhr, je nach der Laune des Adjudanten. Während der Mittagspause und auch nach Arbeitsschluß wurden Lasten von Lebensmitteln von der Feldbahnhaltestelle — etwa 20 Minuten vom Lager entfernt — oder Holzlasten vom Stapelplatz nach dem Lager getragen oder geführt. Die anstrengende, ungewohnte körperliche Arbeit, das Schleppen schwerer Lasten in der glühenden Mittagshitze, überhaupt die ganze schmachvolle Behandlung durch das französische weiße und schwarze Personal hat manchem .... dauernden Schaden an seiner Gesundheit zugefügt. Bei unserer Ankunft hatte eine Revision unserer Sachen nach verbotenen Gegenständen, Alkohol, Messer usw. stattgefunden. ..... Der Adjudant gab uns auch gleichzeitig Verhaltungsmaßregeln bekannt. Der Dolmetscher übersetzte die Anweisung folgendermaßen: »Es ist verboten, mit einem Gefangenen aus einer anderen Hütte zu sprechen, niemand darf mit den anderen Insassen einer anderen Hütte verkehren oder gar eine andere Hütte betreten; Strafen sind: Kostentziehung, Daumschrauben, Prügel und Gefängnis. .....«

Das »Hier« des Gefangenen G.... aus Kamerun war überhört worden, obwohl es laut genug abgegeben war; G.... wurde von Venère mit »Schwein« tituliert und erhielt 4 Tage Gefängnis. Assistent W...., der ein andermal angeblich zu laut »hier« gerufen hatte, wurde vom Adjudanten ebenfalls mit 4 Tagen Gefängnis bestraft. — Wie man es machte, war es verkehrt. Vizefeldwebel R.... wurde nachmittags ins Gefängnis eingeliefert, weil er dem Adjudanten zur Bestrafung gemeldet worden war. Er hatte seine Matte nicht mitbringen können, weil er unmittelbar von der Arbeitsstelle eingeliefert wurde, infolgedessen mußte er die erste Nacht ohne Matte zubringen. .....

Obwohl Leutnant Bernard Lagerkommandant war, herrschte der Adjudant in seiner Willkür unumschränkt. .....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach wenigen Tagen kam ich in das sogenannte »Krüppelheim«, Unterkunftsstellen für Rekonvaleszenten. ..... Einem Kameruner, namens F...., der nach überstandenem Schwarzwasserfieber noch schwächlich war, wurde, als er nicht schnell genug arbeitete, von schwarzen Soldaten mit der Keule ein wuchtiger Hieb auf den Rücken versetzt; er drehte sich um, mußte aber auf die Rufe der Schwarzen »allez, allez!« gleich weiterarbeiten. .....

Nach 8tägigem Aufenthalt im Krüppelheim verbüßte ich vom 29. Mai bis 13. Juni 15 Tage Gefängnis, weil ich entgegen der Weisung, gute Mitteilungen über die Behandlung zu machen, einen Brief geschrieben hatte, in dem ich von einer schmachvollen Behandlung der Kameraden im Abomeylager sprach.... Das Arrestlokal bestand aus getrockneten Lehmziegeln, bis an die Giebelspitze etwa 3 m hoch, 5 m lang, 4 m breit und einem Grasdach. Auf einer Seite waren faustgroße Löcher, die aber zur Luftzufuhr nicht genügten. ..... Während dieser Strafverbüßung mußte ich mit dem Gefangenen G.... Steine und Schutt zum Wegebau tragen, und zwar von morgens 6—11 Uhr und nachmittags von 3—5 Uhr. Im Arrestlokal gab es keine Morgenkost, auch kein Brot; erst um $11^1/_2$ Uhr erhielten wir einen Teller Reis oder Bohnen oder Linsen, ab und zu etwas Fleisch dazwischen. Die nächste Mahlzeit war 5:30 Uhr, wo wir das gleiche wie vormittags erhielten. Während der Arbeitszeit wurde streng kontrolliert, daß man keine Zutaten, wie Bananen usw., erhielt. Kam solches vor, traten Verschärfungen bei der Arbeit ein. Einmal wurden bei einem Arrestanten Zigaretten gefunden; darauf erhielt er mit den anderen, die sich mit ihm zufällig im Arrest befanden, von Samstag abend ab, wo das letzte Essen gereicht war, bis Montag vormittags 11:30 Uhr nichts zu essen. Während meiner Arrestzeit wurde Kaufmann R. ... nach einer Revision aus dem Arrestlokal Venère vorgeführt und kam mit rotem Gesicht, die Daumschrauben an den Händen, wieder zurück; er mußte sie die ganze Nacht tragen; außerdem erzählte er, daß er von Venère ins Gesicht geschlagen worden sei. Die Daumschrauben sperrten das Blut von den Daumenspitzen ab, so daß sie gefühllos wurden.

An einem anderen Tage wurde der katholische Missionsbruder Alphons aus Kamerun eingeliefert, weil der Motor am Fahrrade des französischen Arztes explodiert war. Alphons hatte als geschickter Monteur die Reparatur der französischen Fahrräder vom Lagerkommandanten übertragen bekommen. Daher sollte Alphons schuld haben, daß der Motor explodierte, und erhielt einfach 8 Tage Gefängnis, obwohl er keinerlei Reparatur vorgenommen hatte. ..... Sergeant Vergnaud, der ihn ins Gefängnis in Abomey einlieferte, revidierte ihn auf verbotene Sachen und fand bei ihm ein Stück Brot, das er gerade beim Abführen noch in der Tasche hatte, sowie ein Gebetbuch; das Brot warf der Sergeant auf den Hof, das Gebetbuch des Katholiken zerriß er in kleine Fetzen und streute die Schnitzel in den Wind, dies die Handlung eines französischen Glaubensgenossen, trotzdem ihm von einem von uns auf französisch gesagt worden war, daß es das Gebetbuch des Bruders sei. Dieser Sergeant hatte früher das Lager in Kandi unter sich gehabt. ..... In dem Arrestlokal waren 50 cm hohe Lagerstätten aus Palmrippen zusammengebaut, die als Schlafgelegenheit dienten, aber nur Platz für 7 Personen boten. Regelmäßig kam es vor, daß statt der 7 Gefangenen, die in diesem Stall untergebracht werden konnten, 12 und sogar 15 Mann eingesperrt waren, so daß also 7 Personen auf der Erde schlafen mußten. Es war dann der Platz dermaßen beschränkt, daß man in der Nacht, wenn alles lag, nicht aufstehen konnte, ohne die Kameraden zu treten. Das Dach nicht regendicht, Wanzen und Ungeziefer aller Art, der Gestank aus der offenen Tonne, in die große und kleine Notdurft verrichtet werden mußte, und diesen Zustand 15—30 Tage aushalten müssen, brach manchem von uns den Lebensmut. Mit mir waren zu gleicher Zeit 14 Kameraden eingesperrt. ..... Zur Arbeit wurden wir herausgeholt und nach Arbeitsschluß sofort wieder hinter Schloß und Riegel gesetzt, hierbei mußte man die Gelegenheit wahrnehmen, daß man etwas Wasser zum Waschen mit hineinbekam, um sich wenigstens notdürftig vom Schmutz und Schweiß reinigen zu können. Nach Verbüßung meiner ersten 15 Tage kam ich ..... ins Krüppelheim zurück, in dem 38 Schonungskranke untergebracht waren. Alle, die in diesem Lager wohnten, hatten schwere Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie oder andere Krankheiten hinter sich, besonders litten die Leute noch an großen eitrigen Fußgeschwüren, die Folge mangelhafter Fußbekleidung, die aus rohen Rinderhäuten in Form von Pantoffeln bestand, die auf primitivste Art zusammengenäht waren. — Die Schonung dieser Leute stand jedoch nur auf dem Papier, denn sie mußten die gleiche Arbeitszeit innehalten wie die anderen. Kein Wunder denn, daß Tag für Tag Leute an Fieber und Schwarzwasser zusammenbrachen und ins Hospital ins andere Lager eingeliefert werden mußten. Die Arbeit in diesem Schonungskrankenlager bestand im Roden von Gestrüpp und Gras, Lehmmauern einreißen und an anderen Stellen wieder aufführen, Lehm tragen, Flächen einebnen, Gruben zum Auffangen von Regenwasser ausschachten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den gewöhnlichen Lagerarbeiten. Ich war mit meinem einen Arm den Grasrupfern und später den Lehmträgern zugeteilt. Beim Grasrupfen hatte ich bereits am ersten Abend Blasen und wunde Stellen in der Handfläche. ..... In dem Krüppelheim waren wir in einem langen Lehmbau mit Grasdach und einem Knüppelrost als Schlafstelle, auf dem Strohmatten oder mit Gras gefüllte Säcke lagen, untergebracht. Den Leuten, die sich bisher mit einer dünnen Baumwolldecke begnügen mußten, wurde während meiner Anwesenheit die zweite Decke auf wiederholtes Anfordern endlich nachgeliefert. Die Bekleidung war bei den meisten Leuten äußerst mangelhaft, besonders die Leute von den Schiffen befanden sich nur im Besitz einer blauen leinenen Hose und einem Hemd, das in der Regel nur noch bis zum Gürtel reichte, weil vom unteren Ende Flicken für den oberen Teil abgeschnitten waren. Strümpfe gab es nicht. .....

Das Essen im Lager während meiner Anwesenheit bestand aus folgendem: Morgens ein Teller sogenannter Boullion — ein Teller heißes Wasser, in dem einige Brotstückchen schwammen — alle 3 Tage gab es auch morgens $^1/_4$ Liter dünnen Kaffee, Mittagskost waren Bohnen, Reis oder Jams mit einem Stückchen Fleisch zusammengekocht; Abendkost war die gleiche wie am Mittag und pro Tag $^1/_2$ Weißbrot im Gewicht von etwa 200 g. Um 2 Uhr nachmittags und zum Abendessen gab es $^1/_4$ Liter Tee. Manchmal genügten die Portionen, manchmal wieder nicht, je nachdem es dem Adjudanten beliebte, der Küche Lebensmittel auszugeben. Der Krankenbestand im Lager war stets sehr hoch, besonders herrschten Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie. Gestorben waren im Lager schon 7, fast alle an Schwarzwasserfieber. In der Küche und Bäckerei arbeiteten Kameraden, die von dem farbigen Oberkoch ihre Weisungen erhielten. ..... Am 21. Juni erhielt ich Befehl, mich mit meinen sämtlichen Sachen im großen Lager einzufinden, der Grund wurde mir noch nicht mitgeteilt, doch wich der weiße Sergeant vom Krüppelheim nicht mehr von meiner Seite, um zu verhindern, daß ich mit einem meiner Kameraden spräche. Er begleitete mich auch nach dem großen Lager, wo die anderen 5 Gefangenen, die von Cotonou mit mir abtransportiert worden waren, unter Bewachung eines Soldaten warteten und unsere Gepäckstücke von dem Lagerkommandanten, Leutnant Bernard, Adjudant Venère und dem ersten Sergeanten durchsucht wurden. Der Sergeant, der uns mit einem farbigen Korporal und 2 Mann zur Haltestelle begleitete, war auf dem Wege dorthin sorgsam bedacht, daß wir kein Wort mit unseren zurückbleibenden Kameraden sprechen konnten, auch daß uns nichts zugesteckt wurde. Das Gepäck wurde auf einem Feldbahnwagen verladen und von farbigen Arbeitern vorausgefahren. Uns begleitete von hier ab nur der farbige Korporal mit den 2 Mann. Nach 2stündigem Marsch erreichten wir den Bahnhof Abomey-Bohikou, wo wir den Zug bestiegen. Wie früher wurden wir in einem Wagen ohne Sitzgelegenheit (Eingeborenenwagen) untergebracht. ..... Um $6^1/_2$ Uhr abends Ankunft in Cotonou, wo wir am Bahnhof von einem Adjudanten und 4 Soldaten nach dem Blockhause in der Stadt abgeführt wurden. Im Blockhause waren Strohsäcke mit Wolldecken bereitgelegt, auch erhielten wir warmes Abendessen, Moskitonetze gab es nicht, so daß wir in der Nacht sehr unter Moskitostichen zu leiden hatten. Auch in den folgenden Nächten vom 22. bis 26. Juni hatten wir vor diesen Quälgeistern keine Ruhe, und es ist daher nicht wunderzunehmen, daß wir auf dem Dampfer und später auch in Frankreich von Fiebern heimgesucht wurden. .....

In Abomey sind einfach schreckliche Zustände gewesen.

gez. **W. Scharck,**
Stationsassistent in Togo und Sergeant Landwehr II.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 23.

Auszugsweise Abschrift zu M. 36/17. D.

Hamburg, den 13. Januar 1917.

Gegenwärtig:

Leutnant Bremer
als Gerichtsoffizier,

Gefreiter Warnk
als Militärgerichtsschreiber.

Auf Befehl erscheint der Unteroffizier Neckel.

Nachdem derselbe mit dem Gegenstande der Vernehmung bekannt gemacht und auf die Bedeutung des zu leistenden Eides hingewiesen worden war, erklärte derselbe:

Zur Person: Ich heiße W. A. P. Neckel, 30 Jahre alt, evangelischer Religion, Wohnung Hamburg, Sillemstr. 3, geboren am 30. Oktober 1886 zu Wildkuhl bei Röbel, bin mecklenburg-schwerinscher Staatsangehöriger, verheiratet, von Beruf Schiffsoffizier der Handelsmarine.

Bei Kriegsausbruch war ich an Bord der »Henriette Woermann« als II. Offizier angestellt.

Zur Sache: Bei Ankunft des Dampfers in Duala meldete ich mich bei der Schutztruppe und wurde am 10. September 1914 eingestellt.

Die Abfahrt von Duala erfolgte mit dem englischen Dampfer »Elmina«, in Cotonou wurden wir unter den schwierigsten Verhältnissen in kleinen überfüllten Booten ausgeschifft. An Land erwarteten uns schon die Eingeborenen, welche uns mit Hohn empfingen und mit Steinen und Schmutz bewarfen. Die französischen Damen riefen uns Schimpfnamen zu. Daselbst wurden wir in Lagerschuppen untergebracht. Als Schlafunterlage bekamen wir eine aus Binsen geflochtene Matte. Decken waren nicht vorhanden. Als Klosette wurden leere Petroleumdosen benutzt, welche in einer Ecke des Schuppens standen. Da sie nicht zur Zeit geleert wurden, liefen sie über und verbreiteten einen fürchterlichen Geruch.

Am 4. Oktober 1914 wurden wir mit der Bahn in das etwa 120 km entfernte Dorf Bohikou und von hier zu Fuß nach dem etwa 12 km entfernten Abomey gebracht. Hier wurden wir in ein großes Mauerviereck geführt, in welchem Lehmhütten standen. Diese Lehmhütten erhielten wir als Unterkunftsräume zugewiesen. Aus Binsen geflochtene Matten dienten als Schlafunterlage, sie wurden niemals erneuert, obgleich Läuse, Wanzen und Flöhe zu Tausenden umherkrochen. Schutz gegen Moskitos gab es nicht. Als Abort wurden schmale, längliche Gruben gegraben, alle 2 m waren Bretter über den Graben gelegt, von wo aus man seine Notdurft verrichten mußte; es ist vorgekommen, daß kranke Leute, welche den Abort ebenfalls benutzen mußten, hineingefallen sind. Waschgelegenheit gab es so gut wie keine.

In Marokko schliefen wir in Zelten, dieselben waren undicht und ließen bei Regen Wasser durch; nachts war die Kälte groß, zumal wir auf einem Strohsack schliefen, der auf den Erdboden gelegt werden mußte. Jedermann hatte 2 Decken.

Die Verpflegung in Abomey war schlecht und ungenügend, sie bestand aus schwarzen afrikanischen Bohnen, welche vielfach mit Würmern durchsetzt waren, aus afrikanischen Kartoffeln, Makabo genannt, und zeitweise trockenem, in Wasser gekochtem Reis. Täglich bekamen wir ein kleines Stück Fleisch. Ein Ochse, der an Milzbrand gestorben war, wurde uns ebenfalls aufgetischt. Leute, die das Fleisch von der Schlächterei zu tragen hatten, scheuerten bei dieser Gelegenheit die Haut durch und bekamen Milzbrandvergiftungen; die Beschaffung von Zusatznahrungsmitteln war streng verboten. Unser Hunger war zeitweise sehr groß; es haben einige Leute infolge der ungenügenden Ernährung bis zu 65 Pfund abgenommen.

Die Behandlung in Abomey war fürchterlich; als Aufsichtsführer hatten wir einen französischen Adjudanten (Feldwebel) mit Namen Venère, einen Teufel in Menschengestalt. Zu allen Arbeiten hatten wir schwarze Bewachung. Die Schwarzen haben uns auch unter Hieben zur Arbeit angetrieben. Prügelstrafen und das Aufsetzen von Daumschrauben waren an der Tagesordnung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gesundheitlichen Verhältnisse waren sehr traurig, die ärztliche Hilfe war nicht genügend, Medikamente waren wenig vorhanden, ich selber habe oft an Malaria gelitten. Als Krankenstube war ein dunkles, feuchtes Loch eingerichtet, wir hatten durchschnittlich 40—50 Fieberkranke, die durch schwarze Heilgehilfen beaufsichtigt wurden. Vor der Tür stand ein Posten, die Kranken bekamen nur Wasser, ganz gleich, ob sie 3 oder 8 Tage krank waren. Die Folge hiervon war, daß sie vollständig herunterkamen. Es starben in Dahomey ungefähr 15 Mann, die meisten an Schwarzwasserfieber, einer an Starrkrampf. Krankenkost gab es nicht.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **W. Neckel.**

Der Erschienene wurde hierauf gemäß § 197 M. Str. G. O. vorschriftsmäßig beeidigt.

gez. **Bremer,**
Leutnant und Gerichtsoffizier.

gez. **Warnk,**
Militärgerichtsschreiber.

Abschrift zu M. 151/17. D.

Hamburg, den 19. Februar 1917.

Gegenwärtig:
Leutnant Bremer
als Gerichtsoffizier,
Gefreiter Warnk
als Militärgerichtsschreiber.

Auf Befehl erscheint der Unteroffizier Neckel. Nachdem derselbe mit dem Gegenstand der Vernehmung bekannt gemacht und auf die Bedeutung des zu leistenden Eides hingewiesen worden war, erklärte derselbe:

Zur Person: Ich heiße W. A. P. Neckel, bin 30 Jahre alt, evangelisch, wohne Hamburg, von Beruf Schiffsoffizier der Handelsmarine.

Zur Sache: Die in dem anliegenden, mir eben verlesenen Bericht zu M. 2357/16. A. 1. gemachten Angaben sind richtig, ich mache sie zu meiner heutigen Aussage.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

Der Erschienene wurde hierauf gemäß § 197 M. Str. G. O. vorschriftsmäßig beeidigt.

gez. **Werner Neckel.**

Geschlossen.

gez. **Bremer.** gez. **Warnk.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auszugsweise Abschrift zu M. 2357/16. A. 1.

Bericht des Unteroffiziers W. Neckel.

Die Schwarzen hatten den Befehl, uns mit Knutenhieben zur Arbeit anzutreiben; sie haben es auch redlich besorgt. Dem Gefangenen K. ... waren beim Grasausreißen Stacheln in seine Hände eingedrungen. Er wollte die Stacheln entfernen und hielt mit der Arbeit etwas inne. Ein Soldat trieb ihn fortwährend an. Da er mit seinen schmerzenden Händen nicht arbeiten konnte, wurde er unserem Aufseher, dem Feldwebel Venère gemeldet. Dieser kam wutschnaubend angestürzt, schlug den K. ... mit der Nilpferdpeitsche und legte ihm die Daumschraube an. Hierauf wurde er durch das Dorf geführt. Die Einwohner sollten sehen, wie man mit deutschen »Barbaren« verfährt. Nach 3 Stunden wurden die Daumschrauben abgenommen und der arme Mann 15 Tage bei schlechtem Wasser und trockenem Brot eingesperrt.

Bei der harten Arbeit und großen Sonnenhitze fielen die Leute um. Mit Kolbenstößen wurden sie dann von neuem angetrieben. Dementsprechend gab es sehr viele Kranke. ..... Sie bekamen keine Milch und keine stärkenden Suppen, sondern nur schlechtes Wasser. Leute bis zu 41° Fieber und höher bekamen nichts als Wasser. Die Leute meldeten sich gesund und konnten kaum gehen, nur weil sie es vor Hunger nicht mehr aushalten konnten. ..... Blaß und hohläugig, liefen alle ganz apathisch umher. ..... Ein General besuchte unser Lager; als wir dem Herrn unser Leid klagten, fertigte er uns mit folgenden Worten ab: »Der Herr Adjudant würde uns wohl nicht schlagen, wenn wir es nicht verdient hätten, im übrigen müßten die französischen Gefangenen in Deutschland noch ganz anderes erdulden.« Mit diesen Worten drehte er sich um und ging fort. Die Gefangenen, welche sich beschwert hatten, bekamen Prügel und wurden eingesperrt. Der Gefangene W. ... wurde wegen der Beschwerde dermaßen geschlagen, daß er ohnmächtig liegenblieb. Die beiden Kaufleute D. ... und B. ... hatten zu langsam den Hof gereinigt. Zur Strafe bekamen sie Daumschrauben, welche vermittels einer Kette verbunden wurden. Die Kette wurde mit einem Holzklotz beschwert. Mit ausgestreckten Armen mußten die Gequälten stehen. Sobald die Arme vor Schmerz und Müdigkeit niederfielen, wurden sie von Soldaten mit Kolbenstößen wieder zur Besinnung gebracht.

Der Gefangene L. ... wurde dermaßen geschlagen und zugerichtet, daß er tagelang nicht gehen konnte. .....

Wir wurden nach Cotonou zurückgebracht und auf den französischen Dampfer »Asie« verladen. In einem engen Schiffsraum wurden wir eingesperrt. Es war nicht genug Platz, mit angezogenen Füßen mußten wir liegen. Die Hitze in dem kleinen Raum war fürchterlich. Das Essen war viel zu wenig und sehr schlecht. In Mediouna waren die Behandlung und das Essen gegenüber Abomey etwas besser. Beschäftigt wurden wir größtenteils mit Wegebau. Die Franzosen ließen uns die Strafen unter kleinen Zelten verbüßen. Die Zelte sahen aus wie Hundehütten, sie waren nur $^1/_2$ m hoch und $2^1/_2$ m lang. Der Bestrafte bekam eine Decke und mußte nun seine Strafe bei Wind und Wetter liegend abbüßen. Die ärztliche Behandlung in Marokko war sehr schlecht. Wer sich krank meldete, wurde von vornherein als Drückeberger angesehen. Der Arzt fand meistens nichts, und der Kranke wurde noch obendrein bestraft.

gez. **W. Neckel,**
Unteroffizier der Reserve.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 24.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 186/17.

Den Unteroffizieren B.... und K...., dem Reservisten E.... und dem Zivilgefangenen P...., die wegen Dysenterie dem Lazarett in Abomey überwiesen waren, wurden bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof Bohikou beim Verlassen des Wagens vom Adjudanten Venère die Tropenhüte vom Kopf geschlagen, weil deutsche Kokarden daran befestigt waren, und diese von ihm abgerissen. Dann erhielt B.... ohne jede Veranlassung mit einem Ochsenziemer Schläge über den Rücken. Hierauf mußten die genannten Leute 3 Feldbahnwagen, die hoch mit Reissäcken beladen waren, mittags 2 Uhr in brennender Sonnenglut, nach dem 9 km entfernten Lager schieben. Auf Entgegnung der Leute, daß sie krank seien, erwiderte der Adjudant: »Krank wollt Ihr sein? Wer sich von Euch im Lager krank meldet, bekommt Daumschrauben.« Auf dem Wege zum Lager schlug er auf E.... ein, der nicht schnell genug seinen Wagen schob, weil ihm sein Leistenbruch infolge der Anstrengung und des Fehlens eines Bruchbandes herausgetreten war.

Der Gefreite Kaufmann K.... aus Togo erhielt am Tage seiner Ankunft in Abomey Peitschenhiebe mittels Ochsenziemers, so daß noch in Marokko Anfang 1916 die $^1/_2$ m langen Narben auf dem Rücken zu sehen waren.

Dem Reservisten L.... wurden die Daumschrauben angelegt, nachdem er in Kniebeuge hatte gehen müssen; dann wurde ihm vom Adjudanten Venère der Revolver auf die Stirn gesetzt, worauf er mit einem Ochsenziemer bearbeitet wurde. Der Gefangene P.... aus Kamerun bekam, kurz nachdem ihm die Daumschrauben angelegt waren, Herzkrämpfe. Als der Mann am Boden lag und sich wand, wurden ihm vom Adjudanten unter Rufen, wie cochon, rosse, mehrere Fußtritte versetzt. Hierauf goß ihm ein Soldat eine Kalebasse mit Wasser über den Kopf. Dann wurden ihm erst die Daumschrauben abgenommen.

Die Schrauben wurden zeitweilig bis zur Dauer von 12 Stunden angelegt.

Beim Arbeitsdienst standen die farbigen Soldaten hinter den Europäern mit Stöcken und Holzkeulen; sie schlugen auf Anordnung des Adjudanten unbarmherzig auf die Leute ein, falls sie z. B. beim Grasausrupfen, das mit den Fingern in gebückter Stellung ausgeführt werden mußte, die Kniee nicht durchdrückten oder sich innerhalb der täglich 9stündigen Arbeitszeit bei dieser Arbeit einmal aufrichteten. Auch wurden große mit Elefantengras bestandene Wiesen mittels Schaufeln und Picken ausgebuscht, ohne daß die Leute auch nur eine Sekunde Pause machen durften. Bei Ausführung dieser Arbeiten sind vielfach Kameraden ohnmächtig zusammengebrochen, die in das Lazarett getragen werden mußten. Viele der in Abomey internierten Europäer, besonders die Schiffsmannschaften, die auf den in Duala beschlagnahmten Schiffen bedienstet waren, hatten keine Kleidung. Einige waren nur mit Stücken von Reissäcken bekleidet. Bei dem Fehlen jeglichen Schuhzeugs traten infolge der herrschenden Sandflohplage bei vielen Vereiterungen der Füße auf.

Anläßlich einer im Lager erschienenen Kommission, bestehend aus höheren französischen Offizieren, beschwerten sich der Unteroffizier S...., Vizefeldwebel K.... und Sergeant B.... über ihnen widerfahrene Mißhandlungen und die herrschenden Übelstände. Darauf wurden die beiden Erstgenannten mit je 30 Tagen, B.... mit 60 Tagen Arrest bestraft. Außerdem bekamen die Hütteninsassen, die mit den Beschwerdeführern zusammenlagen, 8 Tage lang kein Brot. Die mit Arrest bestraften Leute wurden zeitweilig mit Eingeborenen beiderlei Geschlechts zusammen in einem Raum eingesperrt.

Bei den Mißhandlungen an den Gefangenen E...., L.... und P.... war ich Augenzeuge.

gez. B....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 25.

Auszugsweise Abschrift A. IV. 68/17.

Während der 9 Monate in Abomey wurde unser Lager dreimal von höheren französischen Offizieren besucht. Die erste Revision nach etwa 4 Monaten, im Januar 1915, ging, wie folgt, vor sich:

Es war uns am Tage vorher durch den Dolmetscher in den Hütten bekanntgegeben, »daß morgen ein höherer Offizier das Lager besuche. Es sei verboten, mit ihm zu sprechen, ihn anzureden oder gar Beschwerden vorzubringen. Alles derartige würde schwer bestraft, und wir würden dadurch nicht nur nichts erreichen, sondern unsere Lage nur noch verschlimmern«. Der Dolmetscher fügte hinzu, »wir sollen uns ja nicht einfallen lassen, uns zu beschweren, der Adjudant Venère würde furchtbar werden«. Der Adjudant selbst hatte ebenso den außerhalb des Lagers Arbeitenden gesagt, »es hätte sich niemand zu beschweren, er würde jeden, der dies wagte, schwer bestrafen. Im übrigen hätte er mehr Reis und Hülsenfrüchte bestellt, er würde dafür sorgen, daß das Essen von jetzt ab reichlicher und besser würde«.

Am nächsten Tage fiel die Arbeit aus. Es wurden nur das Lager, die 3 Hütten und die Höfe gefegt und gesäubert. Dann kam gegen ½10 Uhr der Offizier, ging durch das Lager, besah sich Hospital und Küche und ging durch die einzelnen Hütten. Jeder von uns stand vor seiner Binsenmatte, auf welcher er des Nachts schlief. Nachdem der Offizier die Räume des Adjudanten Venère besichtigt hatte, verließ er wieder das Lager, begleitet vom Arzt Dr. Longharé, ohne mit jemand von uns gesprochen zu haben. Nachmittags begann für uns wieder die Arbeit. Eine Änderung in der Behandlung trat in der Folge nicht ein. Die durch den Adjudanten gemachten Versprechungen bezüglich Essen wurden nicht erfüllt.

Mehrere Wochen später erschien wieder ein Offizier, anscheinend ein Major oder Oberst. Wieder wurde uns vorher unter Androhung schwerer Strafen aufs strengste verboten, uns zu beschweren. Es mußte aber doch wohl zu Ohren des Dolmetschers und damit zu Ohren des Adjudanten gekommen sein, daß wir uns diesmal sicher nicht wieder so abspeisen lassen würden. Denn es wurde noch kurz vor Eintritt des Offiziers ins Lager bekanntgegeben, daß nach der Revision jeder, der etwas vorzubringen hätte, in das Bureau gerufen würde. Bald kam der Offizier. Wir stellten uns hüttenweise in einem der Höfe auf. Der Offizier in Begleitung eines Adjutanten und des Arztes ging in die Mitte des Vierecks, sah uns der Reihe nach an, sprach einige Worte mit dem Arzt und ließ uns wieder wegtreten. Wir begaben uns in die Hütten. Der Offizier besichtigte darauf das Lager und ging dann mit den Franzosen in das Bureau. Eine Aufforderung zur Äußerung irgendwelcher Wünsche oder Beschwerden erfolgte auch jetzt nicht. Nach kurzer Zeit trat der Offizier mit seiner Begleitung wieder heraus und ging zum Ausgang des Lagers. In diesem Augenblick trat der Mitgefangene F. ... zu Venère heran und sagte ihm, daß einige von uns mit dem Offizier sprechen wollten. Venère suchte den Gefangenen durch abwehrende Armbewegungen abzuhalten, sich dem Offizier bemerkbar zu machen; er ließ sich jedoch nicht beirren, ging mit den Herren mehrere Schritte mit, bis endlich der Offizier sich umdrehte. Der Gefangene brachte nun sein Anliegen vor. Es wurden darauf die Hüttenältesten W. ..., M. ... und K. ... vor den Offizier gerufen. Es schlossen sich noch 2 Mitgefangene an, welche persönliche Wünsche vorzubringen hatten. Wie uns nachher die Hüttenältesten mitteilten, hätten sie sämtliche Klagen vorgebracht, auch besonders über die vielen Mißhandlungen gesprochen. Der Offizier hätte sich alles angehört und Besserung und Abstellung der Mißstände versprochen. Er würde auch dafür sorgen, daß bald Mehl geschickt würde und wir dann regelmäßig Brot erhielten. Auf die Klage über die vielen Moskitos und die damit verbundenen vielen schweren Malariaerkrankungen versprach er, Moskitonetze aus Frankreich kommen zu lassen. Dann verließ er in Begleitung des Arztes das Lager.

Kaum eine halbe Stunde darauf wurden die Hüttenältesten ihres Postens als solche enthoben. Die Beschwerdeführer mußten mit Pickaxt und Schaufel antreten und wurden in Begleitung verschiedener schwarzer Soldaten außerhalb des Lagers geführt, um schwere Erdarbeiten zu verrichten. Über Mittag und über Nacht wurden sie ins Gefängnis gesperrt. Venère ließ uns sagen, er würde uns das Beschwerdeführen schon austreiben. Diese schwere Arbeit und Strafe dauerte über 8 Tage. Einer der Beschwerdeführer, welcher am Tage der Beschwerde durch Sergeant Castelli mit Ochsenziemer geschlagen worden war, erkrankte darauf an Malaria und mußte aus dem Gefängnis ins Hospital geschafft werden, ebenso erkrankte der Beschwerdeführer W. ... schwer an Malaria.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die dritte Lagerrevision fand am 19. Mai ebenfalls durch einen höheren französischen Offizier statt. Am Morgen des 19. Mai trafen endlich die Moskitonetze ein. In den letzten Wochen waren etwa 80 Togodeutsche in Abomey angekommen, so daß unsere Zahl auf über 300 Mann gestiegen war. Ebenso war Oberstabsarzt Dr. Zupitza seit April bei uns im Lager. Wieder wurde uns bekanntgegeben, daß wir uns nicht zu beschweren hätten. Tags zuvor war uns befohlen worden, daß wir mit sauberem Anzug zu erscheinen hätten, obwohl wir nur die Bekleidung hatten, welche wir bei der Gefangennahme auf dem Leibe trugen. Wir mußten uns im Viereck aufstellen. Während die französischen Europäer ohne Ochsenziemer gingen, fiel uns weiter auf, daß die schwarzen Soldaten die Aufsicht ohne Gewehr führten. Der Offizier ließ uns sagen, daß wir hier besseres Essen bekämen wie unsere Kameraden in Frankreich, da wir hier in den Tropen wären. Dann wurde uns mitgeteilt, daß, wenn jemand Beschwerden übers Essen hätte, solle er diese jetzt vorbringen; aber nur (es wurde das »nur« ausdrücklich betont) übers Essen. Andere Beschwerden würden nicht entgegengenommen. Hierauf traten die Gefangenen P. ... und B. ... vor, ebenso verschiedene andere Togoleute. Wir Kameruner waren durch die gemachten Erfahrungen, durch die schweren Mißhandlungen und die Folgen anläßlich der letzten Beschwerde derartig zermürbt, daß keiner von uns die nach einer Beschwerde folgenden schweren Strafen ertragen wollte.

Der Gefangene P. ... tritt also vor und sagt, er sei bei seiner Ankunft in Abomey ohne Grund gestoßen und geschlagen worden. Es wird ihm erwidert, daß derartige Beschwerden nicht hergehören; er muß wieder ins Glied treten.

Der andere Gefangene B. ... tritt vor und sagt, er sei bei seiner Ankunft durch schwarze Soldaten und durch den Adjudanten Venère geschlagen worden. Venère tritt vor und erklärt auf den fragenden Blick des Offiziers, daß der Beschwerdeführer sich geweigert habe, die Gepäckkarren zu schieben. Der Offizier läßt darauf dem Gefangenen B. ... sagen, daß ihm dann ja ganz recht geschehen sei. Darauf erwidert dieser, er sei im Lager beim Eintritt in die Hütte mit dem Ochsenziemer geschlagen worden, als Venère — am Eingang der Hütte stehend — auf die in die Hütte tretenden Gefangenen eingeschlagen habe, wo es hingegangen sei. Der Offizier spricht einige Worte, schüttelt den Kopf und läßt den Beschwerdeführer ins Glied treten.

Dann tritt der Gefangene R. ... vor und überreicht dem Offizier eine schriftliche Beschwerde, worin das Schlagen mit Ochsenziemer durch die Europäer, Daumschrauben usw. aufgeführt war. Der Offizier liest das Blatt durch und steckt es ein.

Hierauf treten nach und nach immer mehr vor, um ihre Klagen vorzubringen. Adjudant Venère kommt aber allen diesen zuvor und läßt uns wegtreten, worauf wir uns in die Hütten begeben müssen. Bald darauf verläßt der Offizier das Lager.

Die Folgen dieser letzten Beschwerde waren diese:

Sämtliche Insassen von Hütte 1 und 5 müssen strenger und schwerer als bisher arbeiten, weil einige von ihnen, entgegen dem Verbot, Beschwerde geführt hatten. Die Beschwerdeführer selbst, K. ..., R. ..., B. ..., Sch. ..., M. ..., L. ..., erhalten 15 Tage Arrest. Den beiden Hütten wird bis auf weiteres das Brot entzogen. Ebenso wird dem gesamten Lager der Tee und Kaffee entzogen, auch wird die Ausgabe gekochten Wassers verboten.

Der Dolmetscher sagte einmal, der Generalgouverneur von Dakar habe strenge Behandlung der deutschen Kolonialgefangenen angeordnet. Nach 1monatigem Aufenthalt im Lager Abomey hat uns Venère durch den Dolmetscher beim Appell offiziell bekanntgegeben, »wir hätten keine Rechte, wir seien Kriegsgefangene, wir seien der Französischen Regierung auf Gnade und Ungnade in die Hand gegeben«.

Leutnant Bernard, der Vorgesetzter von Venère war, hat um die Mißhandlungen gewußt, ohne einzuschreiten. Irgendwelche Änderungen in der Behandlung traten mit seinem Eintreffen nicht ein; gerade die neu ankommenden Togoleute wurden trotz des Leutnants Bernard aufs schwerste mit Ochsenziemer von Venère geschlagen und mit Daumschrauben gequält. Der Gefangenenarzt Dr. Longharé war bei sämtlichen Revisionen durch französische Offiziere zugegen. Er wußte um die Mißhandlungen durch Venère und seine Organe, denn er mußte ja die Verletzungen behandeln.

Der Gefangene B. ..., der später aus Kandi oder Gaya in Abomey eintraf, wurde durch Venère mit dem Ochsenziemer so getroffen, daß er noch Monate lang unter dem linken Auge eine schwarzblaue 2 Finger breite Stelle herumtrug; er wurde wegen der Verletzung im Hospital behandelt.

gez. F. R. ...,
Kaufmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 26.

Auszugsweise Abschrift zu M. 487/17. A. 1.

..... Die ersten 14 Tage brauchten wir nicht zu arbeiten. Dann kam der französische Adjudant Venère als Lagerkommandant. Nun begann für uns eine harte Zeit. ..... Anfangs mußten wir mit den Fingern dorniges Gestrüpp ausreißen, das in großen Mengen um unser Lager herum wuchs. Hierbei durften wir nicht zueinander reden und uns, was das Schlimmste war, auch nicht aufrichten. ..... Die erste Mißhandlung erlitt der Gefangene K. ...

Wir waren beim Grasrupfen, als sich der Gefangene K. ... aufrichtete. Sofort war sein schwarzer Aufseher bei ihm und schnauzte ihn mit seinem Niggerkauderwelsch an, was er gar nicht verstand. Vor Wut schäumend, lief der schwarze Franzose ins Lager und holte den Adjudanten. Mit der Nilpferdpeitsche in der einen, die Daumschrauben in der anderen Hand, kam dieser unter Begleitung des Sergeanten Castelli an. Sergeant Castelli, der etwas Deutsch sprach, machte bei der Verhandlung, die nun folgte, den Dolmetscher. Während der Verhandlung sprang der Schwarze, der K. ... gemeldet hatte, ein paarmal mit hocherhobenem Gewehrkolben auf K. ... zu, um ihm eins zu versetzen, führte aber die Drohung nicht aus. ..... Der Adjudant, dem die Verhandlung zu langsam ging, machte kurzen Prozeß, legte K. ... die Daumschrauben an und fesselte durch Stricke beide Arme; hierbei versetzte er ihm mehrere Stöße. Dann schickte er ihn ..... unter Führung von Schwarzen ins Gefängnis. In vollem Galopp, die Stricke der gefesselten Arme durch 2 Schwarze gehalten, ging es durch den Ort Abomey zum Administrator. Von diesem wurde K. ... zu 8 Tagen Gefängnis verurteilt.

Die zweite Mißhandlung nahm der Adjudant an dem Gefangenen W. ... vor. Dieser hatte den schwarzen Küchenchef um etwas Salz gebeten, wurde aber deswegen dem Adjudanten gemeldet. ..... Der betrunkene Adjudant schlug W. ... wiederholt mit der Nilpferdpeitsche, dabei schwere Schimpfwörter ausstoßend. Alsdann legte er ihm die Daumschrauben an und jagte ihn unter Hallo durch Abomey zum Administrator. ..... Von diesem erhielt er 8 Tage Gefängnis. Durch den Dolmetscher ließ der Administrator sagen, wenn er so könnte, wie er gern wollte, so jagte er einem jeden deutschen Kriegsgefangenen eigenhändig das Bajonett durch den Leib. .....

Kurz vor Weihnachten war ich zum Arbeiten in die Schlosserwerkstatt der Administration befohlen. Ich verfertigte mir hier ein kleines Messer. Eines Mittags, als wir zur Administration abmarschierten, rief mich der Adjudant zurück, faßte in meine Tasche, zog das Messer heraus und ließ mich durch 4 Schwarze in die Lagerarrestzelle jagen. In derselben waren schon 2 Schwarze, ebenfalls Arrestanten. ..... Nach kurzer Zeit tat sich die Tür auf, und schimpfend stürzte sich der Adjudant auf meine beiden schwarzen Mitgefangenen; Schlag auf Schlag fiel die Nilpferdpeitsche laut klatschend einmal auf den älteren Neger, dann auf den jungen, wo es nur hinging. ..... Nachdem er sich an den beiden Schwarzen fast müde geschlagen hatte, warf er sie mit Fußtritten hinaus und ging selbst auch weg. In der Meinung, daß er nicht wiederkommen würde, setzte ich mich auf die Erde nieder; allein plötzlich ging die Tür auf, 2 robuste Schwarze sprangen herein und saßen, ehe ich mich erheben konnte, mir an der Kehle. Ich war so bestürzt, daß ich an eine Gegenwehr gar nicht dachte. Mit Revolver und Peitsche ausgerüstet, kam jetzt der Adjudant herein. Sofort reichten ihm die beiden Schwarzen meine Arme, worauf mir die Daumschrauben angelegt wurden. In ganz kurzer Zeit schwollen meine beiden vorderen Daumenglieder um das Doppelte ihrer ursprünglichen Dicke an, wobei ich gräßliche Schmerzen ausstand. Der Adjudant setzte mir das gearbeitete Messer auf die Brust und hielt die Mündung seines Revolvers vor mein Auge ..... Nachdem er mich mit wüsten Schimpfworten überschüttet hatte, schlug er unbarmherzig mit der Peitsche auf mich ein. Unter dem Gelächter seiner beiden schwarzen Helfershelfer ertrug ich die Mißhandlung, bis mir unwohl wurde, und ich an der Mauer zusammenbrach. Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht. Als ich erwachte, war niemand mehr bei mir. Nach kurzer Zeit konnte ich mich wieder auf alles Geschehene besinnen. Da mich die Daumschrauben an ein Stützen beim Aufstehen hinderten, legte ich meinen Rücken an die Wand und versuchte, durch Gegenstemmen der Beine mich aufzurichten, was auch trotz der heftigsten Schmerzen im Rücken und Kopfe gelang. Mein einzigstes Hemd, welches ich anhatte, klebte blutdurchtränkt auf meinem Rücken, die linke Kopfhälfte war sehr stark geschwollen. Barfuß —Schuhe hatte ich keine mehr—, die Zehen von Sandflöhen zerfressen, so wartete ich mit ganz blödem Kopfe auf meine Peiniger. Ich wurde denn auch bald durch 2 Schwarze abgeholt, die mir an jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arme ein Tauende befestigten. Die Tauenden in der Hand, schleppten sie mich über den Hof zum Adjudanten. Dieser kam an, begleitet von 2 Schwarzen, die eine Sänfte trugen. Sobald wir den Hof verlassen hatten, traten zu unserer Gruppe noch 2 Senegalesen mit aufgepflanztem Seitengewehr. Jetzt begab sich der Adjudant in die Sänfte, und es begann der Transport durch den Negerort Abomey. ..... Die Sonne brannte mit mehr als 50° C auf mich nieder; dies und die voraufgegangene Mißhandlung ermüdete mich so, daß ich fast nicht laufen konnte. Allein der Adjudant mit seinen Helfershelfern sorgte dafür, daß ich nicht nur ging, sondern lief. Den ganzen Weg Schimpfworte ausstoßend, ließ er den Revolver nicht aus der Hand, sprang, wenn mein Schritt etwas langsamer wurde, aus seiner Sänfte und schlug auf meinen Rücken mit der Nilpferdpeitsche so lange ein, bis ich nach seiner Meinung wieder schneller lief. Wenn auch bald das ganze Negerdorf diesen Zug begleitete und manch vorwitziger Negerjunge gröhlend und lachend mir seine Zunge zeigte, so möchte ich doch behaupten, daß auf den Gesichtern vieler eher Mitleid als Freude stand. Abgestumpft gegen alles, was auf diesem Wege noch vorkam, erreichte ich nach 20 Minuten die Administration, woselbst mein Urteil gefällt werden sollte. Nachdem der Adjudant dem Administrator das Messer gezeigt und den Sachverhalt, andauernd mit dem Revolverknauf gegen meinen Kopf stoßend, klargelegt hatte, verhängte dieser für das schwere Vergehen — ich hätte mit dem Messer den Adjudanten ermorden wollen — 8 Tage Gefängnis. Nachdem ich durch den Sekretär des Administrators und 2 schwarze Polizeisoldaten abgeführt worden war, öffnete der Sekretär meine Daumschrauben, faßte mich auf die Schulter, und an seinen Mienen konnte ich erkennen, wie leid es ihm tat, daß ich so behandelt wurde. ..... Er hat des öfteren zu uns Arbeitern auf der Administration gesagt, wie leid es ihm tue, daß wir so behandelt würden, er könne nichts daran ändern, wenn er irgend etwas dagegen unternähme, würde er sofort abberufen werden. Er ließ meine Gefängniszelle, in der zuvor ein alter, kranker Neger gelegen hatte, ausfegen. Ein schwarzer Polizeisoldat brachte einen Behälter mit Waschwasser. Ich zog vorsichtig mein Hemd aus — es klebte blutdurchtränkt auf dem Rücken fest —; hierbei war mir ein schwarzer Polizeisoldat behilflich, und als es endlich entfernt war, wurden Ausrufe des Erstaunens und Schreckens laut. Mit blutrünstigen Striemen bis zu 30 cm Länge waren Rücken, Hüften, Nacken und Hals gezeichnet. ..... Ohne Decke, nur mit dem, was ich anhatte, legte ich mich auf die Strohmatte nieder, aber nicht etwa auf dem Rücken, sondern auf dem Bauche und der rechten Gesichtshälfte liegend, verbüßte ich meine 8 Tage. Während dieser Zeit wurde ich in der Nacht durch Eidechsen und anderes Ungeziefer fortwährend gestört. ..... Nach Verbüßung meiner Strafe ging es mit mir bergab. Mein Körpergewicht ging von 148 auf 92 Pfund herunter. Und in diesem Zustand mußte ich arbeiten. ..... War unser Körper durch Krankheiten und Mißhandlungen schon sehr herunter, wurde er durch Kostschmälerung — das Essen war ohnehin sehr knapp — noch weiter geschwächt. ..... Ein anderes Mal wurde der Gefangene W. ... von dem Adjudanten in die Hütte, in welcher die schwarze Wache lag, geschleppt. Hier legte er ihm die Daumschrauben an, nahm einem die Laute spielenden Neger das Instrument aus der Hand, stellte sich vor W. ... hiermit auf und begann, das Instrument spielend, ein französisches Lied zu singen. Plötzlich überkam ihn die Wut, er warf das Instrument W. ... an den Kopf und schlug ihn mit Hilfe der schwarzen Wachtposten mit der Peitsche. W. ... verlor das Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, saß ein Schwarzer vor ihm und aß eine Banane. ..... Nachmittags ließ ihn der Adjudant wieder frei. Ein andermal nahm er den gleichen Gefangenen in seine Wohnung, stellte ihn an der Wand auf und begann mit einem schweren Artilleriesäbel vor ihm zu fechten, seine Brust immer wieder mit der Spitze des Säbels berührend. Als er sich ausgefochten hatte, trieb er ihn mit der Peitsche zum Hause hinaus. .....

Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich für die Richtigkeit meiner Angaben vollste Verantwortung übernehme.

gez. H. K...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 27.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1579/16.

Großherzogliches Amtsgericht.

Gegenwärtig:
Amtsgerichtsrat Lindig
als Richter,
Hilfsschreiber A. Wittchow
als Protokollführer.

Wismar, den 13. Dezember 1916.

Es erscheint ladungsgemäß Frau Voß und gibt an:

Zur Person: Ich heiße Annie Voß, geb. Wienhusen, wohne in Schwerin i. M., am 21. März 1884 geboren, verheiratet seit 1910 mit dem Polizeimeister R. Voß in Togo. Mein Mann war bei Kriegsausbruch in Ho (Togo) und leitete die dortige Station.

Zur Sache: Als wir abends in Lome anlegten, kamen wir sofort an Bord des englischen Frachtdampfers »Obuasi«. Hier traf ich mit meinem Mann zusammen..... Dann fuhr der Dampfer nach der Hafenstadt Cotonou. Einen Tag vor der Abreise wechselte die Besatzung des Dampfers, die Engländer gingen von Bord, und es kamen Franzosen. Vorher war uns Frauen auf dem Schiff von den Engländern nahegelegt, ob wir nicht in die Heimat befördert werden wollten. Es wurde uns sogar angeboten, falls unsere Geldmittel nicht ausreichen würden, würde die Englische Regierung die fehlenden Kosten tragen. Wir waren zusammen 12 Frauen und 1 junges Mädchen, die Zofe einer der Frauen. Wir 12 Frauen hatten unsere Männer alle an Bord, wohnten aber nicht mit ihnen zusammen. ..... Wir erkundigten uns, ob uns zugesichert würde, daß wir auch wirklich nach Deutschland kämen und nicht unterwegs festgehalten würden. Diese Zusicherung wollte man uns aber nicht geben. Anderseits stellte man uns das Leben in Dahomey in schwärzester Farbe dar. Es wurde uns gesagt, wir kämen ins Innere, müßten mit der Truppe marschieren, müßten auf der Erde schlafen und bekämen keine Ärzte. Da uns aber versichert wurde, wir würden in Dahomey mit unseren Männern zusammenbleiben, so entschlossen wir uns alle 12 und ebenso die Zofe, doch lieber nach Dahomey zu gehen. Es wurde uns übrigens auch noch gesagt, wir könnten auch allein in Lome zurückbleiben. Das wollten wir als alleinstehende Frauen aber auch nicht.

Als wir in Cotonou ankamen, wurden wir gegen alles Versprechen auf der Brücke sofort von unseren Männern getrennt, wir kamen ins Krankenhaus, unsere Männer aber mit den anderen Kriegsgefangenen in einen Schuppen. Nach 3 Tagen wurden wir Frauen mit einem Lagunendampfer von Cotonou nach Porto Novo gebracht. Dort blieben wir einige Zeit in einem europäischen Hause. Von hier aus hatten wir ein Gesuch eingereicht, daß wir mit unseren Männern zusammengebracht würden. Daraufhin kamen die Männer, die inzwischen schon auf dem Wege ins Innere gewesen waren, zu uns zurück. Mit den Männern zusammen blieben wir noch 2—3 Wochen in Porto Novo; dann kamen wir familienweise in das Innere des Landes, bis auf einige, die in Porto Novo zurückblieben. Mein Mann und ich kamen nach Savé, wohin wir mit der Bahn befördert wurden.

In Savé blieben wir bis Ende Mai 1915. Arbeitszwang bestand nicht, wir lebten im übrigen frei in dem Gebäude der alten Regierungsstation. Es war uns ein schwarzer Koch gestellt, der von den Franzosen bezahlt wurde. Auch die Verpflegung wurde uns unentgeltlich geliefert. Es waren noch zwei andere deutsche Familien dort untergebracht. ..... Später kam ein Arzt Dr. Hermann hinzu. Über Behandlung, Unterkunft und Verpflegung hatten wir nicht zu klagen. Wir Frauen hatten volle Bewegungsfreiheit, unseren Männern wurde aber nach etwa 2 Monaten des Aufenthalts das Ausgehen verboten, sie durften den Stationshof nicht verlassen. .....

Später wurden wir von Dahomey nach Mediouna gebracht. ..... Wir waren 7 Frauen. Die 3 Offiziersfrauen nebst der Zofe kamen nach Medea, zusammen mit dem stellvertretenden Gouverneur. In Mediouna waren zuerst außer uns Frauen und unseren Männern nur einige unverheiratete Männer, nach etwa 3 Wochen kamen aber alle Togo- und Kamerunleute dorthin. Hier blieben wir bis zum 11. Juni 1916. Für unsere Männer bestand Arbeitszwang. ..... Die Gefangenen haben sehr über ihre Verpflegung geklagt. Das Essen war schlecht, ohne Zutaten be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reitet und obendrein wenig. ..... Vom Juli 1915 bis Februar 1916 wurde uns allen die Post gesperrt. .....

Über die weitere Behandlung vom 11. Juli 1916 an habe ich mich bereits in meinem Schreiben an das Reichs-Kolonialamt vom 19. September 1916 ausführlich ausgesprochen.

Dieses Schreiben wurde der Erschienenen vorgelesen; sie erklärte: Das mir verlesene Schreiben enthält die Wahrheit; ich mache meine dortigen Angaben auch zu meinen heutigen.

Mein Mann hatte in Savé einen Nervenzusammenbruch, kam deshalb nach Cotonou ins Krankenhaus und ist dort 5 Wochen bis zur Abreise nach Marokko gewesen, gesund war er damals noch nicht und seine Nerven sind bis zu meiner Trennung von ihm in Uzès dauernd schwach geblieben. Das Nervenleiden haben die Zustände der Gefangenschaft mit zur Entstehung gebracht. .....

Frau Voß verzichtet auf Verlesung des laut diktierten und dabei von ihr auf Richtigkeit der Niederschrift geprüften Protokolles.

Hierauf leistete dieselbe nach Hinweis auf die Bedeutung des Eides den Zeugeneid vorschriftsmäßig ab.

Hiermit geschlossen.

gez. **Lindig.** gez. **Wittchow.**

Auszugsweise Abschrift zu C. III. 1818/16.

Schwerin, den 19. September 1916.

An das Reichs-Kolonialamt,
Berlin.

Als am 11. Juni das Lager in Mediouna aufgelöst wurde, war ich während der Überfahrt zwischen 450 Lukenpassagieren die einzige Frau. Man nahm keinerlei Rücksicht auf mich und meinen Zustand (ich erwartete Anfang November meine Niederkunft). Ich mußte zwischen den Kriegsgefangenen an der Erde schlafen, hatte keine Gelegenheit, mich zu waschen, noch zu frisieren und kam während der 4 Nächte aus meinen Kleidern nicht heraus. Am 3. Tag erhielt ich von unserm Truppenführer, dem Kommandanten von Mediouna, der gern mehr für mich getan hätte, es aber nicht konnte, eine Matratze. Die beiden Luken, in welchen wir untergebracht waren, boten nicht genügend Raum während der Nacht. Einigen von unseren Leuten war es unmöglich, sich lang auszustrecken. Die Luft war besonders während der Nacht unerträglich heiß. Am Tage durften wir uns auf dem schattenlosen Raum über der Luke aufhalten, wo wir wie die Heringe zusammengepreßt in der Sonnenglut aushielten, um frische Luft zu holen. In Marseille war ich wieder mit unserem ganzen Lager in einem Schuppen untergebracht, wo wir auf Stroh schliefen. ..... Am 4. Juli wurden wir mit den Togo- und Kamerun-Zivilisten in das Zivillager Uzès gebracht. Uzès gehört zu den schlechtesten Lagern in Frankreich. Ich wurde sofort bei meiner Ankunft von meinem Mann getrennt und in ein Zimmer eingeschlossen, wo man mich 5 Wochen gefangengehalten hat. Nur eine Stunde täglich von 8 bis 9 Uhr abends stand mir der Hof zum Spazierengehen frei. Durch die innere Erregung, die schlechte Behandlung, die ungesunde Lebensweise bekam ich einen nervösen Ausschlag, unter dem ich sehr zu leiden hatte. Der mich behandelnde Arzt empfand wohl Mitleid mit meiner trostlosen Lage, konnte aber beim Kommandanten nichts für mich erreichen, obgleich eine genügende Bewegung für eine Besserung meines Gesundheitszustandes in erster Linie erforderlich war. Selbst meine an den Kommandanten gerichtete Bitte, den Gottesdienst, der jeden Sonntag von dem in Uzès internierten Pastor Hommel abgehalten wurde, besuchen zu dürfen, wurde gar nicht beantwortet. ..... Am 6. August wurde ich der Zivilverwaltung in Uzès übergeben und in ein Siechenhaus gebracht, wo alte Frauen und belgische Flüchtlinge weilten. .....

Auch im Siechenhaus durfte ich das Zimmer nicht verlassen. Am 10. September traf ich in meiner Heimat ein.

Schwerin i. M., Wallstr. 9.

gez. **Frau Annie Voß,** geb. Wienhusen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 28.

Auszugsweise Abschrift zu A. V. 2282/16.

Frankfurt a. M., den 10. August 1916.

Königliches Amtsgericht.

Gegenwärtig:
Gerichtsassessor Dr. Adler
als Richter,
B. H. A. Baltin
als Gerichtsschreiber.

Es erscheint zur Vernehmung Frau Heck. Die Erschienene erklärte auf Befragen, nachdem sie mit dem Gegenstand ihrer Vernehmung bekannt gemacht und auf die Bedeutung des Eides hingewiesen war:

Zur Person: Heck Anny, geb. Zeuner, wohnhaft in Frankfurt a. M., Preußin, geboren am 21. Januar 1880 in Hanau a. M., verheiratet mit Kaufmann A. Heck.

Zur Sache: Zur Zeit der Kriegserklärung wohnten wir in Atakpame in Togo. Am 27. August 1914 wurde ich mit den anderen Deutschen durch die Engländer gefangengenommen. Mitte September wurden wir nach Dahomey verbracht. Ich wurde mit meinem Manne und noch zwei Ehepaaren in das Innere von Dahomey, und zwar nach Savé geführt, wo wir in einem Rasthaus untergebracht wurden. Die Behandlung und Verpflegung daselbst war leidlich. Anfang Juli 1915 wurden wir nach Marokko verschifft. Die Unterbringung auf dem Dampfer war schlecht; es waren 7 Frauen in einer Kabine untergebracht, wir hatten aber Betten. Die Verpflegung für die Frauen war annehmbar. Wir waren in der Kabine eingeschlossen und durften später auf Drängen täglich $^1/_2$ Stunde zu unseren Männern, wurden aber während dieser $^1/_2$ Stunde mit unseren Männern auch eingeschlossen. Etwa am 19. Juli kamen wir in Marokko an, wo wir zunächst, und zwar die Frauen allein, in einer deutschen Villa in Casablanca unterkamen. Dort ging es uns recht schlecht. Das Essen war primitiv und meist kalt, die Lagerstätte sehr mäßig — erst blanker Fußboden, später ein Sofa —. Nach etwa 10 Tagen wurden wir in das Lager in Medionna verbracht. Dort waren wir von etwa Ende Juli 1915 bis 5. Mai 1916. Die Unterbringung war schlecht. Der Raum war ohne Fenster — stallartig —. Im Winter wurde geheizt. Später ließen wir uns ein Fenster anbringen. Ab und zu erneuerten wir die Strohsäcke. Im Winter gab es auch Decken. Die Waschschüsseln mußten wir uns selbst besorgen. Die Verpflegung für uns Frauen war angängig. Morgens Kaffee und Brot, mittags Suppe aus Erbsen, Bohnen, Linsen und dergleichen ohne Fleisch, abends etwas Fleisch mit Makkaroni. Die Brotportionen waren knapp.

Ärztliche Hilfe war wohl vorhanden, aber es fehlte an Medikamenten. Die Gesundheitsverhältnisse waren schlecht, viele Leute erkrankten an Fieber. Bei 250 Lagerinsassen kamen während meines Aufenthalts dort etwa 10 Todesfälle vor. Über die Rückreise nach Frankreich habe ich zu klagen. Der Transport geschah auf einem mit Kanonen und Maschinengewehren versehenen Transportdampfer. Unser Aufenthalt war ein kleiner Raum tief unten am Boden des Schiffes. Dort waren 5 Frauen und 1 Mann untergebracht. Wir schliefen auf Rettungsgürteln.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Frau Anny Heck.**

Zeugin wurde beeidigt.

Zur Beglaubigung.

gez. **Adler.** gez. **Baltin.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auszugsweise Abschrift.

Frau A. Heck, geb. Zeuner, aus Atakpame, Ehegattin des Kaufmanns Heck bei der Deutschen Togo-Gesellschaft. Geboren 21. Januar 1880, evangelisch.

Am 1. Juni 1915 wurden wir zu den Offizieren nach Widah gebracht, blieben dort 3 Tage, bis wir nach Marokko verschifft wurden. .....

Auf dem Dampfer trafen wir Frau Haack, Frau Schulze und Frau Schneider an. Ich wurde zusammen mit den andern Damen in die Kabine gebracht und eingeschlossen. Eine schwarze Wache stand vor der Tür. Wir waren sieben Frauen in der Kabine. ..... Den ersten Tag blieben wir vollständig eingeschlossen. Luft kam durch eine kleine Luke. Das Austreten wurde militärisch von den Schwarzen überwacht. ..... Unsere Männer mußten ihr Mittagessen aus den Schmutzeimern, mit denen die Schwarzen das Deck abgewaschen hatten, schöpfen. Auf eine Beschwerde darüber wurde Herr D. ... eingesperrt. ..... In Mediouna mußten wir auf Strohsäcken auf der Erde schlafen und bekamen keine Bettwäsche. Wir durften nicht schreiben. Wir wurden von Schwarzen bewacht. .....

Die Kasbah von Mediouna besteht aus einer marokkanischen Mauer mit mehreren Türmen. Innerhalb der Mauer standen kleine Zelte, die nicht unmittelbar auf der Erde auflagen. Unsere Leute haben nach Monaten, während deren die Zelte auf der Erde selbst standen, eine über 1 m hohe Mauer aufgeführt, auf welche die Zelte aufgeschnürt wurden. Die Matratzen der Leute unter den Zelten lagen auf der nackten Erde. ..... Die Gefangenen waren alle sehr stark abgemagert; sie litten entsetzlich unter dem Ungeziefer. Neben den Sandflöhen gab es Körperflöhe, Läuse und Wanzen. Das Waschwasser kam aus einem Brunnen im Hofe. Der französische Arzt machte aber darauf aufmerksam, daß das Waschwasser zu Augen- und Ohrenkrankheiten führen könnte. Das Trinkwasser wurde von Soldaten und Gefangenen aus einer Entfernung von 5 km ins Lager gefahren. ..... Eßgeschirr wurde nicht geliefert. Monatelang habe ich von einem von meinem Mann zufällig gefundenen Blechteller gegessen. Konservenbüchsen und Trinkbecher, was eben gerade in die Hand fiel, haben wir als Eßgeschirr benutzt. Wir Frauen durften eine Stunde unter Bewachung eines Soldaten ausgehen. ..... Die Franzosen hatten besseres Essen, eine Zeitlang war das Essen der deutschen Gefangenen so schlecht, daß die Gefangenen nach der Mahlzeit hinüber zu den Franzosen stürzten, um sich die Reste von dem Essen zu holen. .....

Die Frauen erhielten für den Winter keine warme Kleidung. Sie mußten monatelang warten, bis die Sendung des deutschen Roten Kreuzes Ende Januar 1916 in Mediouna verteilt wurde. ..... Sie haben erst vor ihrer Abreise von der Kommandantur Stoffe geliefert bekommen, um sich starke Röcke daraus zu fertigen, mit denen sie in Konstanz ankamen. Die Gefangenen wurden einmal als Zivilgefangene und dann wieder als Kriegsgefangene behandelt; sie mußten militärisch zum Appell antreten. In den ersten paar Tagen standen sogar die Frauen beim militärischen Appell. In der amtlichen Liste von Mediouna war das Depot als Dépôt de Prisonniers de Guerre bezeichnet. Die Frauen bildeten die Kriegsgefangengruppe 8 und wurden technisch als Prisonnières de Guerre bezeichnet. Weil die Männer Kriegsgefangene seien, wurden sie dem Arbeitsdienst unterworfen. ..... Die schwerste Arbeit war die am Steinbruch, wo Steine von großem Gewicht geschleppt und von den gebildeten Leuten, die im Hofe der Kasbah als Steinklopfer mit großen Brillen saßen, zerkleinert werden mußten. Die Arbeitszeit ging im Sommer von $^1/_2$6—10 Uhr und von 1—5 Uhr. ..... Im Winter haben die Kriegsgefangenen von früh um $^1/_2$7—11 Uhr oder $^1/_2$12 Uhr und von 2 Uhr bis um $^1/_2$6 Uhr gearbeitet. Die Unteroffiziere mußten besonders scharf arbeiten. Sie hatten am Tage eine bestimmte Menge Karren mit Steinen zu schieben. Wenn sie ihr Quantum nicht erreichten, mußten sie nacharbeiten. .....

Die Fieberfrage war in Mediouna sehr schlimm. Vor der Kasbah liegt ein alter Sumpf, den unsere Leute noch vor der heißen Jahreszeit zudecken sollten. Aus dem Sumpf kamen Mücken. Doch bedurfte es einer besonderen Fieberansteckung gar nicht mehr, da all die Leute, die in Mediouna waren, schon einmal in den Tropen Malaria gehabt hatten. Es gab viele, die schon mehrmals an Schwarzwasserfieber gelitten hatten. Sumpffieber hatten sie alle gehabt. Oft blieb die Chininzufuhr aus, und dann war wochenlang nichts da. Verbandstoffe fehlten. ..... Die Kranken bekamen durchaus keine Krankenkost. Einmal bekamen sie Eier, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Tag wieder nicht. Die Gefangenen brauchten vor allem Milch. Auch Brot hatten sie nicht genügend, jeder bekam etwa 1/4 oder halben Laib. Im Lager war fortwährend Dysenterie. ..... Die Gefangenen kamen bei der schlechten Ernährung täglich mehr herunter, so daß dadurch Schwarzwasserfieber viel leichter entstand.

Die Schuhe des Deutschen Roten Kreuzes sind den Gefangenen nicht ausgeliefert, sondern auf die Kammer gelegt worden. Der Kommandant gab nur Schuhe heraus, wenn es mehr als notwendig war. Hemden und Unterhosen wurden aus den Vorräten des Roten Kreuzes erst ausgehändigt als alles zerrissen war.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Frau Anny Heck.**

Die Zeugin wurde vorschriftsmäßig beeidigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 29.

Auszugsweise Abschrift zu M. 2012/16. A. 1.

Bericht des Feldarztes Dr. Koch über Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen während der Zurückhaltung in Frankreich (18. Oktober 1914 bis 4. Oktober 1916).

Am 18. Oktober 1914 geriet ich in Nola (Neu-Kamerun) mit einem Teil der 6. Kompagnie in französische Kriegsgefangenschaft. Am 1. November 1914 fuhren wir von Nola auf einem kleinen Leichter den Sanga und Kongo abwärts und erreichten am 5. November 1914 Brazaville. Wir waren hier Kriegsgefangene auf Ehrenwort. Am 23. Februar 1915 begann der Transport nach Dahomey.

Bald nach der Ankunft in Cotonou am 4. März 1915 erlag der in Cap Lopez zu uns gekommene deutsche Konsul aus Libreville, Strauch, einem Schlaganfall. Man hatte ihn auf dem Schiffe gezwungen, das Handgepäck selbst aus dem tiefen Laderaum heraufzuholen. Völlig erschöpft erreichte er die Kabine und erzählte, daß ihm auch gegen angebotene Bezahlung jede Hilfe verweigert worden wäre. Trotz meines Protestes mußte er in Cotonou in glühender Tropensonne zur Gepäckabfertigung gehen, wenige Stunden darauf starb er. Für ihn wurde das achte Grab eines deutschen Kriegsgefangenen in Cotonou geschaufelt. In Dahomey wurden die Offiziere in Widah untergebracht. Wir wohnten in der deutschen Faktorei »Althof«. Gesundheitsschädlich war der Umstand, daß wir volle 4 Monate hindurch im tropischen Klima das Haus nicht verlassen durften. Der kleine Hof war zu zwei Dritteln mit Tonnen belegt, so daß auch dort an einen Spaziergang nicht zu denken war. Gesuche um Abhilfe blieben erfolglos.

Auf ein Gutachten, das ich wegen der schwer an Malaria und Gelbsucht erkrankten, vor ihrer Entbindung stehenden Frau von Codelli erstattete, lautete die Antwort: »Ich hätte überhaupt keine Gutachten zu machen, ich sei Kriegsgefangener und kein Arzt.« Das, was Herr von Codelli über den elenden Zustand seiner Frau noch als Begleitschreiben hinzufügte, »sei alles Lüge«.

Bevor wir Dahomey verließen, sahen wir einen Transport deutscher Kriegsgefangener, die in dem Lager Abomey gearbeitet hatten. Ich kann sagen, daß es der traurigste Anblick war, auf den ich mich entsinne. Völlig abgestumpft, mit blaßgelber Gesichtsfarbe zogen die zum Teil alten Leute an uns vorüber, ohne den Kopf hochzuheben. Der körperliche und geistige Zustand fast aller Mannschaften, die ich gesehen und gesprochen habe, war bejammernswert. Fast bei allen bestanden allgemeine Körperschwäche, hochgradige Blutarmut und schwere nervöse Störungen. Dieser Gesamteindruck allein ließ den Schluß zu, daß in Abomey die unzulängliche Fürsorge, die für den Europäer ungewohnte schwere körperliche Arbeitsleistung in den Tropen unter Aufsicht Schwarzer, ganz abgesehen von den vorgekommenen Grausamkeiten, wohl den Gipfel unmenschlicher Kriegsgefangenenbehandlung bedeuteten. Abomey wurde »die Hölle« genannt.

Der Gefangene P. ... meldete mir, daß ihm im Lager Abomey aus geringfügiger Ursache Daumschrauben angelegt wurden. Diese wurden allmählich fester angezogen, bis er bewußtlos zusammenbrach.

Am 15. Juli 1915 verließen wir Dahomey auf dem Dampfer »Asie«. Während der zwölftägigen Fahrt durften wir die Kabinen nicht verlassen. Die Mannschaften, die mit uns befördert wurden, waren sehr dicht in einem Laderaum untergebracht.

Auf dem Dampfer »Mingraelie« wurde die Fahrt durch das Mittelmeer nach Oran fortgesetzt. Daselbst kam es zu widerlichen Vorgängen bei der Unterbringung der ihre Männer begleitenden kriegsgefangenen deutschen Frauen, sie sollten im Gefängnis als Verbrecherinnen aufgenommen werden. Es bedurfte aller Energie seitens der Frauen, eine Anerkennung ihrer tatsächlichen Lage zu erreichen. Die Offiziere waren alle in einem Raum des Festungsgefängnisses untergebracht und schliefen auf Strohsäcken. Unser nächster Aufenthaltsort war Djelfa (Algerien). Dort gab es sehr viel Ungeziefer und keine Bettgestelle. Seit 11. August 1915 beherbergte uns das Repressalienlager Medea

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Geiseln. Hier kam der Bezirksleiter von Parpart zu uns. Er erzählte mir, daß er, obwohl er schon lange eine Malariaerkrankung vermutete, im französischen Hospital Oran trotz wiederholten Verlangens kein Chinin erhalten habe, dafür aber am ganzen Rücken geschröpft worden sei. Er starb am 16. August 1915 an Schwarzwasserfieber.

Im Winter lagen 14 Offiziere in einem ungeheizten Raum (14,5 m lang, 5,85 m breit, 4,40 m hoch) eng beieinander, 7 in einem ebenfalls unheizbaren Pferdestall. Gleichzeitig diente dieser Stall einem Pferde als Aufenthaltsort, allen Kriegsgefangenen als Speiseraum, und der Araberwache als Wachtlokal. In der zweiten Hälfte des Winters wurden endlich zwei kleine eiserne Öfen im Stall aufgestellt, die aber nur in unmittelbarer Nähe Wärme spendeten; von einer Erwärmung des 10 m hohen, 25 m langen Stalles konnte nicht die Rede sein. Es stand also während des Winters kein warmer Raum zur Verfügung. Die beiden einzigen Mittel, die Kälte zu überwinden, waren, sich im Stall oder Hof warm zu laufen oder in Decken eingehüllt im Bett zu bleiben. Die einzige Waschgelegenheit befand sich im Freien, wo die Offiziere auch ihre Wäsche waschen mußten. Die Kriegsgefangenen dieses Lagers waren lange Zeit im tropischen Klima gewesen und nur wenige hatten andere als Khakikleidung zum Schutz gegen die Kälte. So kann es denn nicht wundernehmen, daß im Monat November 1915 unter 29 Kriegsgefangenen 33 Krankheitsfälle (69 % der Kopfzahl) vorkamen, und zwar folgende:

3	mal	Bronchitis,
9	»	Rheumatismus,
5	»	Malaria,
4	»	leichter Katarrh (Erkältung),
2	»	Herzneurose,
4	»	Influenza,
1	»	Appendicitis simplex,
1	»	chronische Dysenterie,
1	»	Periostitis,
2	»	Gastro-Enteritis,
1	»	Conjunctivitis Catarrhalis
Summe ..		33.

Bei einigen Offizieren kamen jetzt erst Malariaanfälle zum Ausbruch, die in den Tropen niemals rank gewesen waren.

Die ärztliche Versorgung in Medea war unzureichend. Es machte große Schwierigkeiten, einen Schwerkranken dem Hospital zu überweisen. Oft erschien erst nach 3—4 Tagen auf wiederholtes schriftliches oder mündliches Anfordern der französische Arzt; ja mitunter wurden Schreiben der gefangenen deutschen Ärzte überhaupt unberücksichtigt gelassen. Fieberkranke und Rheumatiker mußten infolgedessen tagelang in ungeheizten Räumen liegen. Die Medikamente haben wir zu hohen Preisen selbst aus der Apotheke beschafft, da das Hospital überhaupt nicht oder erst nach mehreren Tagen lieferte, wenn es zu spät war. Unsere letzten eigenen Verbandstoffe waren schließlich aufgebraucht, so daß wir Ärzte uns außerstande sahen, weitere Hilfe zu gewähren. Erst als wir wieder Geld von Hause bekamen, konnten wir das Notwendigste selbst beschaffen, um nicht von der Unzuverlässigkeit des französischen Arztes abhängig zu sein.

Die Gefangenschaft wurde außerdem noch besonders schwer, da monatelang Brief-, Paket- und Geldsperre bestand und die Lebensmittel sehr teuer waren, so daß eine hinreichende Ernährung für sehr viele unmöglich war. Der völlige Abschluß von der Heimat, der Mangel jeder geistigen Anregung (auch das Musizieren war verboten) waren eine harte Probe für die Insassen des Lagers. Eine besondere Erwähnung verdient der Kommandant des Lagers, Kapitän Schmidt. Man kann wohl sagen, daß er nicht einen Finger gerührt hat, um unsere Lage zu bessern. Ihm war unsere Abgeschlossenheit gerade recht, um schalten und walten zu können, wie er wollte.

Am 23. Januar 1916 kamen 2 neutrale Schweizer, mit denen wir unter Androhung von Festungshaft kein Wort wechseln durften. Mit den kriegsgefangenen Offizieren sprach Schmidt meist nur in angeheitertem Zustande. Gesuche sind nach Aussage des Dolmetschers B.... nicht weitergegangen. Der am 10. Februar 1916 revidierende Gendarmerieoberst konnte sich nicht genug wundern, daß wir nicht einmal Waschschüsseln geliefert bekommen hatten. Auch dieser Herr ist wohl zu der Überzeugung gekommen, daß in Medea unerhörte Zustände herrschten. Denn ihm haben wir die Ablösung Schmidts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu verdanken, die am 1. April 1916 erfolgte. Seitdem leitete ein Leutnant das Lager und versuchte die größten Übelstände zu beseitigen.

Oliva, den 19. Oktober 1916.

gez. **Dr. Koch,**
Feldarzt in der Schutztruppe für Kamerun, Regierungsarzt.

Abschrift zu A. IV. 1494/16.

Kommandanturgericht.

Danzig, den 27. November 1916.

Gegenwärtig:

1. Gerichtsassessor Katke
als Kriegsgerichtsrat,
2. Gefreiter Heumann
als Kriegsgerichtsschreiber.

Es erscheint der Feldarzt Dr. Koch.

Nachdem er mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und auf die Bedeutung des zu leistenden Eides hingewiesen worden war, wurde er, wie folgt, vernommen:

1. Zur Person: Ich heiße Dr. E. Koch, bin 33 Jahre alt, evangelischer Religion, Feldarzt bei der Schutztruppe in Kamerun.

2. Zur Sache: Dem Zeugen wurde sein Bericht vom 19. Oktober 1916 vorgelesen. Er erklärte: Ich mache diesen Bericht zum Gegenstand meiner heutigen Aussage.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Dr. Koch.**

Der Zeuge wurde vereidigt.

Geschlossen.

gez. **Katke.** gez. **Heumann.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 30.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1059/16.

Berlin, den 19. Juli 1916.

Königliches Amtsgericht Berlin-Tempelhof.

Amtsgerichtsrat Keßler
als Richter,
Amtsgerichtssekretär Schulze
als Gerichtsschreiber.

Es erschien im heutigen Termin Frau M. Roscher und erklärte:

Zur Person: Ich heiße M. Roscher, geborene Sachs, wohnhaft Berlin, geboren am 16. März 1883 zu Berlin, verheiratet mit Postinspektor Dr. M. Roscher, Oberleutnant d. R., bei Kriegsausbruch in Lome in Togo. Ich war vom 19. September 1914 vorübergehend in Porto Novo, vom 17. Oktober 1914 in Savé bis Ende Juni 1915. Wir waren dort nur 3 Ehepaare und ein Arzt und in 2 Lehmhäusern, mit Stroh gedeckt, untergebracht. Jedes Ehepaar 1 Zimmer, später 2 Zimmer. Jeder hatte sein Bett. Baderaum am Hause. Anfangs bekamen wir die Nahrungsmittel geliefert, später konnten wir sie uns kaufen. Die Lieferung war ausreichend und gut, täglich für 2 Mahlzeiten genießbares Fleisch. Nur die Zubereitung ließ zu wünschen übrig, deshalb kochten wir später selbst. Hinsichtlich unseres Aufenthalts in Medea (Algier) nehme ich Bezug auf meine Tatsachenangaben und mache das dort Niedergelegte zum Gegenstande meiner heutigen Vernehmung.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Maria Roscher,** geb. Sachs.

Die Zeugin wurde beeidigt.

Geschlossen.

gez. **Keßler.** gez. **Schulze.**

Auszugsweise Abschrift.

Kurze Tatsachenangabe über die Gefangenenbehandlung in Dahomey nach meinen Tagebuchnotizen.

Am 19. Juli 1915 Offiziere und 2 Offiziersfrauen von Casablanca nach Algerien. Alle Mannschaften blieben in Marokko. Ankunft in Oran am 21. Juli. Trennung von unseren Männern, die nach dem Maison isolée (Gefängnis) marschierten. Wir Frauen im grünen Wagen fortgefahren nach dem Prison civil. Nach langem Hin- und Herreden mit dem Gefängnisdirektor, wir seien wohl irrtümlich falsch abgeliefert, wollte man uns unsere Schmucksachen abnehmen, wie die Beamten sagten, aus Vorsicht, da man sie uns sonst stehlen würde. Auf unsere Anfrage, wer denn überhaupt bestehlen könne, die Antwort: »Es seien mehrere des Diebstahls angeklagte Frauen in demselben Schlafsaal, der auch für uns bestimmt sei.« Wir wiesen uns als Offiziersfrauen aus und protestierten gegen diese Unterbringung. Den Unterschied zwischen Strafgefangenen und Kriegsgefangenen konnte der Gefängnisdirektor trotz länger dauernder Erklärung absolut nicht erfassen. Nur dem Mitleid der surveillante haben wir es zu verdanken, daß diese uns eine Einzelzelle gab. Wir bekamen als Essen den Blechtopf der Sträflinge. Sich waschen war ganz unmöglich, da es inzwischen 6 Uhr abends geworden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war und man erst wieder morgens um 6 Uhr auf den Hof durfte. Die surveillante brachte uns Matratzen und Stücke ihrer eigenen weißen Bettwäsche. Auch besorgte sie einen von uns an den Commandant militair gerichteten Brief, in dem wir ihn dringend baten, uns aus dieser höchst peinlichen Lage zu befreien. Am nächsten Morgen um 6 Uhr kam der Gefängnisdirektor und sagte, der Kommandant hätte erlaubt, daß wir zu essen kaufen dürfen, was wir wollen, und lasse sagen, unser Zug fahre erst am nächsten Tage. Solange blieben wir also im Gefängnis. Unsere Zelle war sauber, die Fenster waren vergittert und mit festgestellter Holzjalousie versehen, so daß man nicht heraussehen konnte (unzählige Mücken). Wir durften in den kleinen Hof gehen, uns dort aufhalten, unsere Wäsche waschen .....

Der Leutnant übergab uns in Djelfa einem anderen Offizier, und zwar dem Hauptmann Schmidt. Wir wurden in die Kaserne einer Strafkompagnie geführt. Die Unterkunft war schlecht. Die Herren hatten Strohsäcke, in denen sich aber kein gutes Stroh befand, sondern nur hartes Wurzelwerk mit Steinen darin. Wir Verheirateten erhielten je ein Zimmer, ebenso Major von Döring. Die Betten waren eiserne Gestelle mit Holzbrettern und einer Heumatratze. Zimmer öde und dürftig. Die Betten und Wände wimmelten von Wanzen. Am 11. August Weitertransport nach Medea. Kommandant Schmidt, 1 Dolmetscher, 1 Furier und 2 Sergeanten unsere Vorgesetzten. 12 Araber-Wachtmannschaften als Wache. In einem Teil des Forts von Medea wurden wir untergebracht, und zwar bestand unser Gefangenenlager aus einem Hof, 40×40 groß, einem großen Pferdestall mit anschließender Krankenkammer und einer Futterkammer, gegenüber ein Haus. Im letzteren wohnte zu ebener Erde Major von Döring in einem höchst dürftigen kleinen Zimmer, so klein, daß außer einer eisernen Bettstelle, einem kleinen Tisch (ein Stuhl kam erst viel später) und 2 Blechkoffern kaum Platz zum Sichdrehen war. Auch die Zimmer für die anderen Gefangenen waren gleich dürftig und enthielten je zwei schmale eiserne Bettstellen mit Heumatratzen, einen Tisch, eine alte Bank, aber keinen Schrank. Die Fenster waren vergittert. 14 Offiziere wurden im oberen Stock des Hauses in einem größeren Raum untergebracht. Er war so eng, daß vom Bett aus einer dem andern die Hand geben konnte. Einige alte Tische und schlechte Bänke, Stühle erst viel später, kein Schrank, keine Waschschüssel; alle mußten sich im Hof am Brunnen waschen, auch im Regen- und Schneewetter.

Die Mahlzeiten waren unzureichend und durchweg schlecht zubereitet. Zwar wurde dazu ein halbes Liter Wein geliefert, der aber so schlecht und säurehaltig war, daß er nur mit Widerwillen in Ermangelung von etwas besserem getrunken wurde. Der Rest des Soldes, 15 frcs., reichte kaum dazu aus, morgens den selbstgekochten Kaffee und Schmalzbrot zu bezahlen. Waschfrau war unerschwinglich teuer, deshalb stand eben jeder selbst am Brunnen und wusch so lange, bis die Geldsperre aufgehoben worden war.

Die Mahlzeiten wurden im Pferdestall eingenommen. In einer Ecke des Stalles stand das Pferd von Hauptmann Schmidt, in einer anderen waren 12 Araber-Wachtmänner, in der dritten Ecke saßen wir alle an 2 Tischen und in der vierten Ecke standen die Betten von 6 Kamerunern und 1 Togoer Herrn. Diese Offiziere hatten zuerst die Futterkammer, aber das Dach war undicht und beim ersten Regen waren Zimmer und Betten vollständig naß. Infolgedessen durften sie in den Stall ziehen; die Krippen im Stall wurden für die Vorräte eingerichtet.

Das schlimmste für uns alle, die wir aus dem heißen Westafrika kamen, war wohl die Kälte im Winter. Medea liegt 990 m hoch. Schon von Oktober an gab es recht kalte Tage. Mehrere Male hatten wir im Winter 30 cm hohen Schnee, selbst im April schneite es noch; vor allem gab es sehr viel kalten Regen. Als Tropenleute hatten die Offiziere kaum ein warmes Kleidungsstück, meist nur Khaki. ..... Wie oft wir um Öfen gebeten haben, läßt sich gar nicht sagen. Für kein Zimmer wurde einer geliefert. Endlich zu Weihnachten wurden 2 im Stall aufgestellt. Nun hatten wir aber wieder kein Geld, um das sehr teure Holz zu bezahlen. Die kalte Luft kam durch viele Ritzen zu den 4 oder 5 Türen herein, die wir zwar nach Möglichkeit selbst mit Stroh ausgestopft haben. Baronin Codelli und ich baten oft um einen Ofen, da wir sehr unter der naßen Kälte litten, alles vergeblich. Auch die Herren über uns, ebenso Major von Döring und Professor Zupitza bekamen keine. Über meiner Zimmertür war in der Dachrinne ein Loch und sowie es regnete oder schneite, lief das Wasser auf die untere Schwelle und in das Zimmer hinein. Seit September baten wir, dies Loch auf unsere Kosten ausbessern zu lassen, es unterblieb aber und man lebte eben im Naßen weiter. Zweimal wendete ich mich noch wegen eines Ofens an einen französischen Arzt, der mir sagte, er könne dabei nichts tun, das sei nur Sache des Kommandanten. Das einzige, was er mir versprechen könne, sei noch eine wollene Decke; ich habe sie aber nie gesehen. Als z. B. Oberleutnant Sch.... und Dr. S.... mit 40 Grad Fieber im Stall lagen, mußte viermal nach dem französischen Arzt geschickt werden, ehe er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kam. Bei allen anderen Kranken war es genau so. ..... Ins Hospital nahmen die Franzosen von den vielen Kranken, die wir im Winter dort hatten, nur selten einen Herrn auf. Mir wurde der Hospitalaufenthalt, den mein Arzt für notwendig hielt, auch abgeschlagen. 3 Briefe hatte Dr. Simon schicken müssen, ehe der französische Arzt überhaupt kam. Er fand dann »ich hätte doch alles, was man braucht, wir wären doch sehr gut untergebracht«. Dies war Mitte Februar, an einem Tag, als der Schnee hoch im Hof lag und wieder das halbe Zimmer naß war. Heiße Umschläge machen, die mir Dr. Simon verordnet hatte, war in dieser Zimmertemperatur unmöglich, da man sich immer wieder von neuem erkältete. Der französische Arzt wollte dies aber nicht verstehen. Der gleiche Arzt hat sich dann etwas später Frau von Codelli gegenüber genau so benommen. Dr. Koch, der viele der Offiziere behandelte und die Medizinen besorgen ließ, schrieb einen Brief nach dem anderen an diesen französischen Arzt. Nie bekam er eine Antwort, aber auch keine Medizin. .....

Außer der Kälte empfand man bitter, daß man keine Briefe, keine Pakete und kein Geld erhalten durfte. Wer kein Geld mehr im Depot hatte, durfte nichts kaufen. Seit September hatten wir gebeten, uns das deutsche Geld zu wechseln — es geschah aber nicht. Anfang Dezember bei der Abrechnung wurde mir eröffnet, daß mir das Essen entzogen werden müsse, da ich kein Geld mehr hätte. Frau von Codelli und ich bekamen seit 2 oder 3 Monaten keinen Sold mehr, »für Frauen gäbe es eben keinen mehr«. Ich sollte von nun an einen Topf Essen wie die Araber erhalten (es kam auch 3 Tage, blieb aber dann aus). ..... Einige Tage vor Weihnachten wurde plötzlich unser deutsches Geld eingefordert und uns und einigen anderen Herren, die noch solches hatten, gewechselt. Auch erhielten wir Frauen vom 1. Januar 1916 plötzlich wieder Sold. Der Hof in Medea war sehr steinig, in 4 Wochen waren die Sohlen durch, und wer konnte 7,50 frcs., für Sohlen bezahlen. ..... Erst im März 1916, als der Sold erhöht wurde und wir wieder Geld empfangen durften, hörte die Not, denn in solcher befanden wir uns alle, auf.

Am 10. März offizielle Schreiberlaubnis. Nur Briefe, Geld und Pakete durften wir noch nicht empfangen. Am 24. März Erlaubnis auch für Geld und Pakete. Vom 1. April ab wurde Hauptmann Schmidt abgelöst und durch einen französischen Oberleutnant ersetzt, der gegen die deutschen Gefangenen korrekt war.

gez. **Maria Roscher.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 31.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1591/16.

Bericht des Stabsarztes der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, Dr. E. Bergeat.

Am Morgen des 11. Juni 1915 wurde der Platz Garua den alliierten Truppen unter dem Befehle des englischen Oberkommandierenden, Oberst Cunliffe, übergeben. Die Bedingungen waren: 1. Europäer auf Ehrenwortabgabe hin frei; 2. der persönliche Besitzstand der Europäer bleibt denselben erhalten; 3. diese Bedingungen werden durch keine reziproken Maßregeln geändert, trotz der Änderung der heimatlichen Verhältnisse in diesem Punkte. .....

Die Liste der den Franzosen abgetretenen Gefangenen lautete: .....

Am 31. Juli 1915 mittags um 12 Uhr erfolgte die Abfahrt von Lagos nach Cotonou auf einem kleinen, offenen, schmierigen Lagunenschlepper. Wir Offiziere und Unteroffiziere kamen unter Führung des französischen Sergeanten Castelli um 2½ Uhr nachts in Cotonou an. Das erste war, daß man uns unsere Negerjungen nahm, und uns sagte, wir sollen unsere Gepäckstücke selber tragen, wenn wir sie nicht verlieren wollten. Die Unteroffiziere wurden sofort von uns getrennt und wir in das ehemalige Gefängnis, jetzt Camp des isolés genannt, geführt. Der Adjudant, der uns dort in Empfang nahm, gab seinem Ärger Ausdruck, daß er der »boches« halber noch so spät heraus müßte. Er führte uns in ein Zimmer, auf dessen Boden für uns 7 stinkende, nasse Strohsäcke lagen; in der Mitte des Raumes waren 2 Blechdosen, eine mit Wasser, die andere für unsere Bedürfnisse, wie er uns entgegenschrie. Dann verbot er uns das Sprechen unter Androhung schießen zu lassen, versperrte die Tür und verschwand laut schimpfend. Erst auf eine Beschwerde am nächsten Morgen wurde die Tür geöffnet und uns gesagt, daß wir erst dann in den 15×15 m großen Hof hinabgehen dürfen, wenn wir hier oben 30 Tage lang eingesperrt gewesen wären. Auf alle Forderungen, mit einem Offizier des Platzes sprechen zu dürfen, wurde uns erklärt, daß für uns kein solcher da sei; dabei waren die Offiziere in der Kaserne nebenan stets zu sehen. Auf unsere Bitten, unsere Bedürfnisse außerhalb unseres Raumes verrichten zu dürfen, wurde uns die im Hofe öffentlich an der Straße aufgestellte Tonne der Eingeborenen und der uns bewachenden Soldaten angewiesen, mit der Bemerkung, daß der Europäerabtritt für die »boches« nicht da sei. Es blieb einem daher nichts anderes übrig, als jedesmal die Eingeborenentonne zu benützen, zu der man von 2 schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem und geladenem Gewehr geführt wurde. Die Tonne stand unmittelbar an einer der Hauptverkehrsstraßen, so daß sich immer eine Menge Zuschauer einfanden. Am 3. August morgens kam der Kapitän Poncot zu uns, dem wir unsere Beschwerden vorbrachten, der aber für Hauptmann Dühring, unsern Sprecher, nur ein Grinsen hatte, uns ferner mitteilte, daß der Kommandant des Platzes nicht hier wäre, obwohl wir ihn bereits auf der Straße gesehen hatten. Nach langem Hin und Her erreichten wir, daß wir den Europäerabort benutzen und unsere Expeditionsbetten aufschlagen durften. Zu einem Koffer unseres Gepäcks konnten wir erst gelangen, nachdem alles, was er enthielt, herausgerissen war; die widersinnigsten Dinge wurden uns dabei von dem Sergeanten Vergnaud abgenommen; sie blieben auch bei unserer Abreise verschwunden! Neben dem Adjudanten tat sich noch ein in dem Gebäude scheinbar strafweise internierter weißer französischer Soldat II. Klasse hervor, der mit dem Hausherrn in Beschimpfungen gegen uns wetteiferte. Am 4. August morgens erschien ein französischer Major, dem Dühring erneut unsere Klagen und Beschwerden über diese »ehrenvolle Behandlung, die durch keine reziproken Maßnahmen geändert werden soll«, vortrug. Er behauptete, von unseren Bedingungen nichts zu wissen, auch nichts, woher wir gekommen wären! Auf unsere Forderung, in den Hof gehen zu dürfen, erhielten wir für zwei Stunden des Tages die Erlaubnis dazu. Außerdem durften wir von jetzt ab eine Stunde lang unter Begleitung einen vorgeschriebenen Weg an den Meeresstrand machen.

Am Morgen des 1. August sah ich zum erstenmal hier unsere kriegsgefangenen Landsleute aus Kamerun und Togo. In meinem Leben werde ich diesen Anblick nicht mehr vergessen. Fast ohne Ausnahme sahen sie aus, wie eine Herde verschlagener Hunde, dazu waren fast alle schwer blutarm, steckten zum Teil in Lumpen statt Kleidern, klagten über schlechte Verpflegung, mangelhafteste ärztliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Behandlung, vor allem darüber, daß sie, wenn sie an Malaria litten, nur ganz wenig oder gar kein Chinin bekämen. Jeden Morgen sah ich von unserm Hause aus einen Trupp kranker Kriegsgefangener auf dem Wege ins hiesige Spital vorbeiziehen, es sah mehr als jammervoll aus, diese armen Leute derart leiden zu sehen, ganz abgesehen von der persönlich schlechten Behandlung, die ihnen von den weißen Franzosen zuteil wurde. .....

Unsere Verpflegung in Cotonou bestand Tag um Tag in einem kleinen Stück Schweinefleisch mittags sowohl wie abends, dazu gab es Reis und dicke Bohnen oder Linsen. Das Essen war äußerst geschmacklos gekocht, das Gemüse oft überhaupt ungenießbar. Bitten um anderes blieben erfolglos.. .....

Bei gelegentlicher Durchfahrt von französischen Truppentransportdampfern nach Kamerun wurden wir von dem Adjudanten seinen teilweise sinnlos betrunkenen Kameraden als Schaustücke vorgeführt. Daß wir bei derartigen Besuchen die unglaublichsten Dinge über uns ergehen lassen mußten, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Es war ein großer Aufwand von Selbstzucht erforderlich, um diesen unberechenbaren Leuten gegenüber Herr seiner Sinne zu bleiben.

Am 8. August morgens wurde uns unsere Abreise nach Casablanca mitgeteilt. ..... Bereits um 10 Uhr wurde unser Gepäck von den kriegsgefangenen Deutschen abgeholt, um 12 Uhr mittags wurden wir nach dem Dampfer »Tibet« abgeführt. Auf der Landungsbrücke gesellte sich zu uns der Veterinär d. R. Dr. S. ... und der Regierungsarzt Dr. Hermann aus Togo, die beide als Kranke im hiesigen Spital gelegenw aren, S. ... wegen einer schweren chronischen Malaria, Hermann wegen schwerer chronischer Malaria und schwerer Dysenterie. Hermann war Rekonvaleszent von einem Schwarzwasserfieber, er war noch so schwach, daß er kaum allein zu gehen vermochte; beide sahen außerordentlich schlecht und blutarm aus. Hermann sowie ein anderer Deutscher, namens T. ..., der ebenfalls Schwarzwasserfieberrekonvaleszent jüngstens Datums war, wurden nicht auf die Landungsbrücke getragen oder gefahren, sondern mußten sich, so schlecht und recht es eben ging, mit Hilfe ihrer Landsleute hinschleppen. Den meisten der andern zum Einschiffen Aufgestellten — meiner Erinnerung nach 104 Deutsche — fehlte jegliches Unterzeug, sehr viele von ihnen besaßen nicht einmal mehr Strümpfe. Unterm Arm schleppte jeder seine Grasmatte (sein Bett) mit, auf dem Rücken oder unterm anderen Arm seine sonstigen Habseligkeiten, die er noch sein eigen nannte. Unter dieser unglücklichen Schar befanden sich Mittel- und Oberbeamte der Kolonialverwaltung, Dampfermannschaften der Woermann-Linie, alle so heruntergekommen, daß sie sich in nichts voneinander unterschieden. Der scheue Blick der Leute, der Ausdruck der Fassungslosigkeit der überstandenen Leiden, das stumme Erwarten ihres kommenden Schicksals, die noch haftenden Schreckgebilde der Dahomeyzeit, das quälende Ahnen einer erneuten menschenunwürdigen Behandlung waren an den durch Schwarzwasserfieber, Malaria, Dysenterie, sonstigen Qualen und Entbehrungen aller Art zermürbten Menschen so schrecklich abzulesen, die hohlen, tiefliegenden ausdruckslosen Augen, die graugelbe Hautfarbe, die abgefallenen Körper, gaben einem eine solche Menge stummer Einsicht in das überstandene Hundeleben dieser Leute, daß man hinreichend beredten Ausdruck über das Empfinden dieser Bilder nicht zu geben vermag! Freudig und höhnisch grinsend sahen die Franzosen, Oberstabsarzt Dr. Waggon und die anderen anwesenden französischen Offiziere zu, wir wir, Dr. S. ... und ich, die hilflosen kranken Deutschen in die Ladestühle hoben. Wie ein Donnerschlag kam es über uns, als wir den französischen Arzt Waggon zu dem Führer des Transportes, Kapitän Bonnet, sagen hörten: »es seien keine Kranken dabei!«

Dr. S. ..., der lange Zeit als Dolmetscher für unsere Kranken im Spitale war, bat sich Chinin für den Transport aus. Waggon gab ihm für den ganzen Transport von 104 Mann 13 Cachets Chinin zu je 0,25 g mit, obwohl ihm der Prozentsatz der Malariakranken wohl bekannt sein mußte, da er ja lange die Krankenbehandlung der Gefangenen hatte. Unter den Gefangenen befanden sich meiner ärztlichen Beurteilung nach mindestens 70—75 Leute, die noch hohe Dosen Chinin unumgänglich notwendig brauchten, während für alle anderen eine strenge Prophylaxe beim Austritt aus den Tropen ebenso unumgänglich notwendig war. Schon während der Krankenbehandlung im Spital in Cotonou wurde von Dr. Waggon den Kranken die unbedingt nötige Menge Chinin vorenthalten unter der Begründung, daß man kein Chinin habe. Diese Angabe stellte sich als Lüge heraus, da Dr. Hermann sowohl wie Dr. S.... sich um den Preis von 2 frcs. für die Flasche jegliche Menge Chinin von den schwarzen Spitalangestellten hatten kaufen können. Als S...., ungeachtet seiner selbst, wiederholt energisch gegen die schlechte Behandlung seiner Landsleute im Spitale anging und sich immer wieder beschwerte, wurde er dort als Dolmetscher abgesetzt und von seinen Landsleuten streng abgeschlossen. Die Dolmetscherstellung bekam dann der französische Sergeant Castelli. .....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Transportdampfer diente der alte, in schlechtestem Zustande befindliche Handelsdampfer »Tibet«. Divordere Ladeluke des Achterschiffes diente als Unterkunftsraum für die 104 Mann, obwohl darin bei enger Belegung kaum 60 Mann Platz hatten. ..... Führer des Transportes war der Kapitän Bonnet; an weißen Franzosen waren noch die Sergeanten Vergnaud und Gianzelli mit. Außerdem waren noch ungefähr 150 schwarze Soldaten eingeschifft, wovon im Achterschiff und im Speisesaal, der für uns gesperrt war, etwa 60 Mann zu unserer Bewachung postiert waren..... Nach dem Befehl des Kapitäns Bonnet war für uns Offiziere das Backbord-Außendeck zur Verfügung — es war 1—2 m breit und etwa 8—10 m lang. Für die Mannschaften war die Backbord-Achterseite bis zur Schiffsmitte frei — ein Platz von höchstens 5 m Breite und 10—12 m Länge! Von diesem Ausmaß müssen jedoch noch die Plätze für Lademaschinen, Kasten und die Niedergänge abgezogen werden. Es war vollkommen ausgeschlossen, daß auf diesem Platze auch nur die geringste Erholung oder eine Ruhe für die Mannschaften zu finden war. Die Reise sollte 20 Tage dauern! Eine menschenunwürdige Behandlung, da doch fast das ganze Schiff zur Verfügung war!

In dem angewiesenen Baderaum, der Schlaf- und Aufenthaltsraum zugleich war, hatten nicht einmal die schmalen Liegegrasmatten unserer Leute Platz gefunden. Um überhaupt irgendeinen Platz zum Liegen zu finden, mußten meistens 2 Leute sich nebeneinander auf eine Matte legen. Die Wände des nicht lüftbaren Raumes waren stets voll Wasser, ebenso war der größte Teil des Bodens stets naß. In diesem Raume waren auch noch die schwerkranken Rekonvaleszenten untergebracht!

Von Bonnet wurde mir im Laufe des 9. August die ärztliche Behandlung der kriegsgefangenen Deutschen und auch des französischen Begleitpersonals übertragen. Ich forderte daraufhin sofort die zur Krankenbehandlung erforderlichen Arznei- und Verbandmittel. Diese gab es nicht, da der französische Oberstabsarzt Waggon dem Transportführer gesagt hatte, daß keine Kranken beim Transporte seien. Auf meine erneuten energischen Vorstellungen wurde ich an den Verwalter der Schiffsapotheke, den 2. Offizier, verwiesen. Aus der Schiffsapotheke bekam ich alte Leinwandfetzen zum Verbinden und einige absolut unzureichende Arzneimittel. Schon eine oberflächliche Orientierung über den allgemeinen Gesundheitszustand gab ein schreckliches Bild. Meine diesbezüglichen Aufzeichnungen über den 9. und 10. August sind mir von Vergnaud weggenommen worden. Als ich ihm auf Einfordern die Krankenliste des 10. August gab, sagte er mir, daß die Liste falsch sei, daß Bonnet mich einsperren würde, weil ich eine erlogene Krankenliste zu überreichen wage, daß zu viele Leute krank wären, da Waggon bei der Abfahrt ausdrücklich gesagt habe, es wären keine Kranken an Bord, daß es ihm persönlich ganz gleichgültig sei, ob täglich 30—50 krank wären oder ebenso viele krepierten (er gebrauchte den Ausdruck »crever«), aber auf der Transportliste dürften auf keinen Fall so viele Kranke stehen, auch würde sich's Bonnet nicht gefallen lassen..... Bonnet ließ mich zu sich holen, sagte mir erneut, daß es keine Kranken hier gäbe, daß er mich rücksichtslos einsperren würde, wenn die Krankenlisten nicht kürzer würden. Auf meinen Hinweis, daß ich alle Verantwortung ablehnen müsse, bewilligte er mir für die Schwerkranken besondere Verpflegung, die aber nie gereicht wurde. Bei der gleichen Gelegenheit trug ich Bonnet auch darüber Beschwerden vor, daß der Unterkunftsraum absolut menschenunwürdig wäre, daß der Platz viel zu klein sei, nicht einmal jeder einen eigenen Schlafplatz hätte, daß infolge dieser Unterbringung der Krankenstand natürlich noch schlechter werden müßte. ..... Eine spätere Besichtigung des Unterkunftsraumes hatte ihn überzeugt, daß 2—3 Leute auf einer Matte und überdiens noch im Wasser lagen, obwohl der Sergeant Vergnaud, nachdem er über diese Zuände befragt worden war, die Richtigkeit meiner Angaben einfach abgeleugnet hatte. Am 11. August mittags wurde der zweite Laderaum freigegeben. Bemerkt muß werden, daß keiner der beiden Laderäume eine andere Luft- und Lichtzuführung hatte, als durch den Zugang. ..... Meine letzte Forderung, den Mannschaften einen größeren Raum an Bord zum Gehen freizugeben, wurde als unnötig abgelehnt.

Am 12. August erkrankte der Steuermann der Woermann-Linie W. ... an akuter Blinddarmentzündung. Ich forderte für ihn, da der Fall ernst war, einen eigenen Raum zur Unterbringung. Dies Ansinnen wurde mir rundweg abgeschlagen. Nun legte ich W. ... in mein eigenes Feldbett. ..... Am 17. August bekam B.... einen sehr schweren Schwarzwasseranfall. Ich verlangte von Bonnet die Unterbringung dieses Kranken sofort in einer Kabine; die Forderung wurde abgelehnt, der arme Kerl mußte im Laderaum liegen bleiben. Am 19. August erkrankte Z. ... ebenfalls an Schwarzwasser. Ich stellte erneut die Forderung nach gesonderter Unterbringung dieser Schwerkranken, sagte Bonnet auch, daß sich der Zustand B. ... zusehends verschlimmere. Am Spätnachmittag erst erhielt ich durch den 2. Offizier des Dampfers eine der leeren Kabinen mit 4 Betten angewiesen. ..... Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, daß kein Schwerkranker mehr in diese Kabine dürfe, daß, wenn trotz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem ein neuer komme, ein anderer heraus müsse, da für Betten, die mit Kranken belegt wären, niemand bezahle. Am 19. August abends erkrankte L. ... an doppelseitiger Lungenentzündung. Am 20. bereits mußte ich für diesen erneut die Aufnahme in die Krankenkabine fordern, sie wurde abgelehnt. Nun transportierte ich ihn trotz des Protestes von Vergnaud und des 2. Offiziers auf eigene Verantwortung dahin. Im Laufe des 20. bekam auch noch B. ... schwere Herzkrämpfe und sein Zustand wurde so besorgniserregend — gleichzeitig schien er an schwerem Typhus erkrankt zu sein —, daß ich ihn ebenfalls in die Krankenkabine verlegte. Ich bekam für meine Handlungsweise eine Menge Grobheiten von Bonnet zu hören. ..... Schließlich ließ man mich zufrieden. Mit dem Erreichen nördlicherer, kühlerer Gegenden wurde der tägliche Krankenstand bedenklich größer, die Malariaanfälle häuften sich zusehends. ..... Auf erneute heftige Vorstellungen von Dühring und mir wurde uns Offizieren das gänzlich leerstehende Oberdeck für 2 Stunden nachmittags freigegeben, die Mannschaften erhielten ebenfalls ab 17. August die Erlaubnis, die Steuerbord-Mittelschiffsseite für 2 Stunden am Nachmittage zu benützen, so daß sie von dem Tage ab wenigstens für kurze Zeit den doppelten, aber immer noch viel zu geringen Raum für sich hatten. Wie zermürbt und verschüchtert die Mannschaften waren, geht daraus hervor, daß, als in Dakar der aus Dahomey seines tierischen, brutalen Benehmens wegen berüchtigte Adjudant Venère an Bord kam, sich die Mehrzahl unserer Leute sofort unter Deck flüchtete, nur um erneuten Gemeinheiten dieses Menschen zu entgehen.

Der Zustand der Schwerkranken blieb bis 24. August, an dem Z. ... und B. ... den Schwarzwasseranfall überstanden hatten, dauernd besorgniserregend. Die tägliche Krankenzahl betrug nach meinen noch vorhandenen Listen:

9. 8. } ... fehlen	15. 8. 21	21. 8. .....fehlt.
10. 8. }	16. 8. 27	22. 8. 31
11. 8. 11	17. 8. 35	23. 8. 23
12. 8. 12	18. 8. 29	24. 8. 26
13. 8. 11	19. 8. 67	25. 8. 33
14. 8. 12	20. 8. 31	26. 8. ..... 32.

Es war demnach, die Aufzeichnungen von 3 fehlenden Tagen nicht in Anschlag gebracht, 415 mal, die zahnärztliche Behandlung hinzugerechnet, 445 mal ärztliche Behandlung notwendig geworden! Malariaanfälle, bei denen Fiebertemperaturen über 39,4° gemessen wurden, ereigneten sich 31! Es ist mit voller Sicherheit anzunehmen, daß weit mehr Anfälle vorgekommen sind, jedoch die Fälle mit geringeren Temperatursteigerungen bei den an sich in elendem und indolentem Zustand befindlichen Leuten gar nicht erst zur Beachtung, infolgedessen auch gar nicht in meine Behandlung kamen. ..... Viele Leute, die altem Tropenbrauche nach sich ohne Arzt behandelten, entzogen sich ebenfalls der Aufzeichnung. Dysenteriefälle oder ihre akuten Folgen kamen in derselben Zeit 12 in Behandlnng. Auch hierin sind die wirklichen Erkrankungen zweifellos höher gewesen. .....

Die Verpflegung der Mannschaften war absolut nicht ausreichend. ..... Auch die Verpflegung der Offiziere war mehr als unzureichend. Jedenfalls mußten wir uns stets von den Mannschaften Brot geben lassen, um satt zu werden. Die hygienischen Verhältnisse bei der Mannschaft spotteten jeder Beschreibung. Selbstredend mußte jeder hochfiebernde Kranke unter seinen Kameraden liegen bleiben, jeder Krankenbesuch bei Tag oder Nacht war mit einer erheblichen Störung des ganzen in Frage kommenden Laderaumes verbunden, da man wegen des Mangels an einem freien Platze stets über die anderen Leute hinwegsteigen mußte. Der Abtritt für die Mannschaft war an Backbordseite neben dem Ofen angebracht, auf dem für die Mannschaft gekocht wurde. Er bestand aus einem roh zusammengehauenen Holzgerüst, das außenbords an der Reeling angebunden war. Der stets an dieser Seite stehende Wind trieb die Fäkalien und das Papier unter uns an Deck Sitzende. Wiederholt wies ich auf diese unhaltbaren Zustände hin — alles war vergebens! .....

Was die bewilligte sogenannte Schwerkrankenkost anbelangt, so wurde sie nie geliefert. ..... Oft wurde nicht einmal genug Wasser zum Teekochen für die Kranken von der Schiffsleitung herausgegeben. ..... Kurz, das Benehmen der Franzosen den Kranken und Schwerkranken gegenüber war unverantwortlich. .....

Wie ausgeliefert wir den Franzosen auch sonst waren, kennzeichnet am besten folgendes Vorkommnis:

In der Dampferküche waren zur Aushilfe deutsche Schlächter und Köche angestellt, die dem Befehle Bonnets zufolge unter der Verantwortung des französischen Schiffskoches arbeiteten. Eines Tages beklagte sich ein schwarzer Rekrut bei Vergnaud, daß ihm ein Deutscher nur einige Knochen gegeben habe. In Wirklichkeit — durch die spanische Schiffsbesatzung und andere Deutsche konnte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das bewiesen werden — hatte der Schwarze viel mehr Fleisch bekommen, als fast jeder unserer Gefangenen. Urteil: 8 Tage strengen Arrest! ..... Ich verlangte den Arrest zu sehen. Dieser war unter der Brücke und hatte eine lichte Weite von knapp 1 qm. Auf Dührings und meine erneuten Beschwerden über diese Örtlichkeit und die Art der Verurteilung wurde zugestanden, daß der Verurteilte morgens und nachmittags je 1 Stunde aus seiner Zelle heraus durfte. Wir sahen, soviel wir uns auch bemühten, den Mann nie. Dies Versprechen wurde auch nicht gehalten: nach 5 Tagen wurde diese barbarische Strafe erlassen! ..... Am 1. September 1915 morgens fuhren wir nach Medea weiter. .....

Wir 7 Neuankömmlinge wurden von dem Lagerkommandanten, Kapitän Schmidt, in einer ehemaligen Futterkammer untergebracht. Diese hatte 24 qm Bodenfläche, 7 Soldatenbetten mit Strohsäcken, jedes Bett hatte 2 schlechte wollene Decken, 1 gebrochenes Fenster in 4 m Höhe über dem Boden, 1 anderes an der gegenüberliegenden Seite, ebenso hoch, war mit Putzlumpen halb zugenagelt. Ein 3. Fenster an der östlichen Breitseite war ebenfalls nur mehr zur Hälfte vorhanden, das Fenster über dem Türeinsatz fehlte überhaupt ganz. Die Tür selbst schloß nur notdürftig, Tisch, Stühle, Bänke fehlten. Es wäre auch gar kein Platz gewesen, solches Wohngerät aufzustellen. Waschschüsseln und Wasserkrüge fehlten ebenfalls. Gleich nach den ersten Regengüssen lief das Wasser in dicken Strömen durch das Dach; im ganzen Raum war kein trockener Fleck zu finden, wo auch nur ein Bett Platz gehabt hätte. Die Betten wimmelten außerdem von Wanzen. Auf unsere Beschwerden geschah nichts. Wir machten eine Eingabe über die andere, daß man unsere Kapitulationsbedingungen einhalte, wir erhielten keine andere Behandlung. Im Monat Oktober 1915 kam der französische Gendarmerieoberst Duflos aus Algier, dem wir bei dem Besuch des Lagers erneut unsere Beschwerden vortrugen. Er hatte für Dühring darauf nur eine Antwort:

Qu'est-ce que voulez-vous, vous êtes traité comme des princes, vous êtes installé comme des princes! Das Dach wurde nicht ausgebessert, obwohl wir den Franzosen nach jeder Regennacht, nach jedem Regenmorgen unsere nassen Betten und den nassen Boden zeigten. In diesem Raume mußten der wiederholt an schwersten Malariaanfällen leidende S. ..., der unter chronischem Rheumatismus leidende W. ... und M. ... liegen. Nach mehrfachen Beschwerden endlich wurden wir von dieser Futterkammer heraus in den daneben liegenden Stall verlegt. Es war der Stall einer Spahi-Halbschwadron, durch welchen sich in der Mitte eine etwa 2½ m hohe Mauer zog, die in der Stallmitte eine Öffnung hatte. ..... Es war entsetzlich kalt in dem Raume. Das rechter Hand gelegene östliche Viertel dieses Stalles wurde unsere neue Wohnstätte. Im linken östlichen Viertel standen ab Dezember, also 14 Tage, nachdem wir eingezogen waren, 2 Tische, an denen wir unsere Mahlzeiten einnahmen. In der durch die halbhohe Mauer von uns getrennten nördlichen Hälfte war rechts die 15 Mann starke arabische Wache, links aber das Pferd des Kapitäns Schmidt untergebracht. ..... Es war ein entsetzlicher Aufenthalt. So wurde man, nachdem man unter den ehrenvollsten Bedingungen gefangengenommen wurde, nun behandelt. ..... Wir, S. ..., Sch. ..., W. ... und ich, haben in diesem Stalle längere Zeit krank gelegen, ohne daß sich der zu wiederholten Malen gerufene Arzt überhaupt um uns kümmerte. ..... Meine wiederholten Bitten, durch die Vermittlung des Dr. Tardieu für den Stall einen Ofen zu bekommen, waren ebenfalls umsonst. Kurz vor Weihnachten bekamen wir für den Stall 2 eiserne Öfen geliefert, aber kein Brennmaterial. .....

Die schlechtesten Monate waren für uns die zweite Dezemberhälfte 1915 bis März 1916. Die Temperatur fiel wiederholt unter Null, lange Regenperioden, dazwischen Schneefälle bis zu 30 cm, riefen eine derart nasse und von uns schwer zu ertragende Kälte hervor, daß wir tagelang außer den Zeiten des Appells und des Essens angezogen in den Betten lagen, um uns des Frierens zu erwehren. Da unsere Ausrüstung nur in weißem Leinen- oder dünnem Khakizeug bestand, wir keine für die klimatischen Verhältnisse passende Wäsche besaßen, wir aber auch kein Geld hatten, uns Zeug kaufen zu können, traten viele katarrhalische Erkrankungen und erneute Malariaanfälle unter uns auf....

Die Ablösung des Kapitäns Schmidt am 1. April durch den Leutnant Macon brachte uns insofern manche Verbesserungen, als wir die Erlaubnis zum Musizieren und zu singen erhielten, ferner niemals mehr Anpöbelungen zu hören bekamen. .....

Die zahllosen Anrempeleien des französischen Unterpersonals, die Willkür, mit der man sich von dem Unterpersonal behandeln lassen mußte, ohne je einmal bei den mannigfachen Beschwerden einen Schutz bei dem Kapitän Schmidt zu finden, seien nicht im Detail erwähnt. Vollkommen schutz- und machtlos war man den Franzosen jeglichen Grades preisgegeben. .....

Ungefähr Mitte April fanden wir in einem durch den Dolmetscher ausgegebenen Brief eine Verfügung des Kriegsministeriums, wonach die bis 15 Oktober 1915 (Datum der Verfügung) für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die kriegsgefangenen Offiziere eingelaufene Post ausgehändigt werden sollte. Die Unterschrift Schmidts zeigte, daß er den Erlaß gelesen hatte — die Post aber wurde uns nicht ausgehändigt, obwohl solche für uns dagelegen hatte. Die Verpflegung in Medea war die ganze Zeit über schlecht und ungenügend. ... Die ärztliche Versorgung des Gefangenenlagers durch die französischen Ärzte war sehr mangelhaft. Obwohl wir 6 deutsche Ärzte im Lager waren, ... durften wir nominell unsere Tätigkeit nicht ausüben! Waren aber Kranke im Lager, so mußte man bis zu 5 Tage lang schreiben, bis endlich Dr. Tardieu, damals Chefarzt des Militärlazaretts, kam. Arzneien wurden nur die allerwenigsten kostenlos geliefert, für die Mehrzahl mußten wir ..... die unglaublichsten Preise bezahlen.

gez. **Dr. E. Bergeat,**
Stabsarzt in der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, z. Zt. Berchtesgaden, den 23. 11. 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 32.

Abschrift zu A. IV. 165/17.

Aschaffenburg, den 10. Februar 1917.

Protokoll.

Gegenwärtig:
Leutnant d. L. Fleischmann,
Gerichtsoffizier;
Jäger Ludwig,
Militärgerichtsschreiber.

Es erscheint der Stabsarzt d. L. Dr. Simon, beim Reservelazarett Aschaffenburg.

Nachdem er mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und über die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides belehrt worden war, wurde er als Sachverständiger vernommen, wie folgt:

Zur Person: Dr. med. Simon, R., 37 Jahre alt, evangelisch, ledig, Kaiserlicher Regierungsarzt beim Gouvernement Togo, Westafrika, zur Zeit Stabsarzt d. L. am Reservelazarett Aschaffenburg, wohnhaft in Aschaffenburg.

Zur Sache: Ich übergebe ein von mir gefertigtes tropenärztliches Gutachten vom 7. Februar 1917, das ich vollinhaltlich zum Bestandteil meiner heutigen Aussage machen will.

Ich nehme daher auf dieses Gutachten Bezug.

Auf Selbstlesen genehmigt, unterschrieben.

gez. **Dr. Simon.**

Der Sachverständige wurde hierauf gesetzlich beeidigt.

gez. **Fleischmann.** gez. **Ludwig.**

Tropenärztliches Gutachten.

Aschaffenburg, den 7. Februar 1917.

Die Verbringung sämtlicher noch in Frankreich festgehaltener Kolonialdeutscher aus Kamerun und Togo, die in Dahomey in Gefangenschaft waren, nach der Schweiz halte ich aus folgenden Gründen für notwendig:

Die in Frage stehenden deutschen Kriegsgefangenen waren fast 1 Jahr in Dahomey im tropischen Westafrika interniert. Dieses rein tropische Gebiet hat das übelste und verrufenste Klima der ganzen Welt. In einem solchen Tropenklima können Europäer nur dann eine sehr beschränkte Zeit, ohne Schaden an ihrer Gesundheit zu erleiden, leben, wenn die besonderen Bedingungen und Forderungen der Tropenhygiene und Tropenmedizin völlig erfüllt werden. Diese besonderen Bedingungen wurden von der Französischen Regierung nicht nur auf die gröblichste Art unbeachtet gelassen, sondern sogar die allereinfachsten hygienischen Maßnahmen für Unterkunft, Verpflegung und ärztliche Fürsorge und die elementarsten Gebote der Menschlichkeit versäumt.

Zudem handelte es sich zum größten Teil um Leute, die bereits eine längere Zeit in Afrika tätig waren und durch den längeren Tropenaufenthalt schon erschöpft waren, so daß die meisten schließlich 2, 3 und mehr Jahre in diesem gefährlichen Klima zu leben gezwungen waren. Schon unter normalen Verhältnissen, unter den günstigen hygienischen Bedingungen der Friedenszeiten, hält der Europäer eine solch lange Zeit im Tropenklima ohne Gesundheitsschädigung nicht aus. Dies ist zum Teil in dem erschlaffenden, gleichmäßig schwülen Klima begründet, welches Anämie und Unterernährung der inneren Organe und damit auch allgemeine Anämie, allgemeine Unterernährung sowie Herzleiden und Schwä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chung des Nervensystems verursacht, zum größeren Teil aber in der Malariainfektion, der jeder Europäer zum Opfer fällt.

Die Malaria tritt an der Westküste Afrikas in ihrer schwersten Form auf; man kann sich nur durch eine streng regelmäßige Chininprophylaxe sowie energische Behandlung der einzelnen akuten Anfälle gegen ihre Folgen schützen. Dies ist den Tropenärzten und Kolonialregierungen allgemein bekannt und kommt auch in der Bestimmung zum Ausdruck, daß die Dauer einer Dienstperiode in französischen Kolonien dieser Gegend 2 Jahre, in deutschen $1^1/_2$, in englischen gar nur 1 Jahr beträgt. Eine Verlängerung des Aufenthalts über 2 Jahre hat fast immer schwere Gesundheitsschädigung zur Folge. Voraussetzung für den gefahrlosen Aufenthalt des Europäers im Tropenklima ist, daß alle Forderungen der modernen Tropenhygiene und Tropenmedizin erfüllt sind, daß einwandfreie sanitäre Verhältnisse in Unterkunft, Verpflegung, Komfort usw. bestehen und für ärztliche Behandlung genügend gesorgt ist.

Dies war in Dahomey nicht im geringsten der Fall. Unter den Umständen, unter denen die Deutschen in Dahomey interniert wurden, haben alle Gefangenen ohne Ausnahme schwere Gesundheitsschädigungen erlitten, wie mir aus persönlicher Erfahrung bekannt ist.

Die Unterbringung und Verpflegung und ärztliche Versorgung der Gefangenen widersprach nicht nur allen Forderungen der Tropenhygiene, sondern war geradezu menschenunwürdig und ein Hohn auf alle Gebote der Menschlichkeit.

Die Gefangenen mußten primitiver leben als die wilden Eingeborenen des Landes, erhielten eine durchaus ungenügende Ernährung und waren vollkommen schutzlos den mannigfachen Tropenkrankheiten preisgegeben, besonders der Malaria und Dysenterie. Die Versorgung mit Medikamenten war durchaus ungenügend. Ein Einhalten der Chininprophylaxe, wie sie in diesen Gegenden zum Schutz des Lebens absolut notwendig ist, war nicht möglich, da oft wochen- und monatelang Chinin mangelte oder von den französischen Behörden teils absichtlich, teils aus Indolenz vorenthalten wurde. Auch eine energische Behandlung der akuten Malariaerkrankungen war aus diesen Gründen nicht möglich. Die Folge davon war chronische Malaria aller Gefangenen mit ihren übeln Folgen, Anämie, kachektische und Erschöpfungszustände, hochgradige Unterernährung, Wassersucht, Herzleiden, Leberleiden und dann eine erschreckend große Anzahl der gefürchtetsten Folgekrankheit, des meist tödlich verlaufenden Schwarzwasserfiebers. Alle Gefangenen wurden chronisch malariakrank. Ich spreche dies aus persönlicher Erfahrung aus, da ich die ärztliche Behandlung in den Lagern Gaya, Kandi und Abomey nacheinander hatte und so Gelegenheit hatte, sämtliche in Dahomey internierten Deutschen zu sehen.

Ein Teil der Gefangenen wurde zudem in Gegenden geschickt, die den französischen Behörden nach ihren eigenen Angaben als gefährlich dysenterieverseuchte Gegenden bekannt waren. Alle diese Gefangenen erkrankten denn auch an Dysenterie. Zur Behandlung dieser Krankheit wurden von den französischen Behörden nicht im entferntesten genügende Medikamente und Verpflegung gestellt.

Dazu kam, daß in einigen Lagern die Gefangenen dauernd schwere körperliche Arbeit verrichten mußten. Regelmäßige körperliche Arbeit aber kann der Europäer im Tropenklima nicht leisten, ohne ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. Dies ist allen Kolonialregierungen bekannt und mußte auch der Französischen Regierung bekannt sein. Dieser Arbeitszwang war um so unmenschlicher, als der größte Teil der Gefangenen bereits chronisch krank und siech war und schon deshalb nicht arbeiten konnte. Aber auch diese Kranken wurden zur Arbeit gezwungen. Was Krankheit und schwere körperliche Arbeit nicht bewirkten, vollendete die menschenunwürdige, grausame und unmenschliche Art der Behandlung. Körperliche Mißhandlungen und Mißhandlung seelischer Art in allen Variationen waren alltäglich.

So ist es denn kein Wunder, daß zum Schluß alle diese Gefangenen, wenn sie nicht gestorben waren, chronisch krank und siech wurden und psychisch und körperlich ein Bild des Jammers boten.

Auf Betreiben der Deutschen Regierung wurden die Gefangenen im Juli 1915 aus dem Tropenklima Dahomeys nach Marokko und Algerien gebracht. Aber die Folgen dieses Aufenthalts konnten in den Lagern Nordafrikas sicher nicht mehr behoben werden. Denn auch hier war von sachverständiger ärztlicher Behandlung, von genügender Arzneiversorgung, Pflege, Verpflegung und hygienischer Unterkunft nichts zu merken. So kam es, daß auch hier zahlreiche Fälle von Malariarezidiven, Schwarzwasserfieber und Dysenterie auftraten.

Die spätere Verbringung nach Gefangenlagern in Frankreich seit Juni 1916 mag wohl infolge der günstigeren klimatischen Bedingungen einige Besserung gebracht haben, aber die Mehrzahl der Togo- und Kamerunleute, soweit ich sie bis zu meinem Austausch im Oktober 1916 persönlich beobachten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konnte, ist chronisch krank und physisch völlig niedergebrochen, und wenn die übrigen zur Zeit oder zeitweise auch keine besonderen Krankheitserscheinungen bieten, so kränkeln sie doch alle und werden bei noch längerer Dauer der Gefangenschaft ihre Berufsfähigkeit kaum mehr erlangen. Alle leiden sie mehr oder minder an chronischer Malaria und deren Folgezuständen und bedürfen sachverständiger ärztlicher Behandlung, gründlicher Pflege und einwandfreier sanitärer Bedingungen. Nichts davon kann in den Gefangenenlagern Frankreichs erfüllt werden. Weder in Algerien noch in Frankreich habe ich französische Ärzte getroffen, die mit dem Wesen und der Behandlung der Malaria vertraut waren. Alle waren von einer pflichtwidrigen Indolenz gegenüber den kranken deutschen Gefangenen. Von gründlicher sachgemäßer Pflege war nirgends die Möglichkeit. Die hygienischen Verhältnisse der französischen Gefangenenlager sind nach meiner Erfahrung äußerst minderwertig.

Wenn man also von den in Frankreich internierten Kolonialdeutschen noch retten will, was zu retten ist, so bleibt nur übrig, sie in ein neutrales Land in sachverständige Behandlung und Pflege zu bringen und sie wieder in menschenwürdige Verhältnisse zu versetzen.

gez. **Dr. Simon,**
Kaiserlicher Regierungsarzt und Stabsarzt d. L.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 33.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 1077/15.

Kaiserlich Deutsches Vizekonsulat.

Las Palmas, den 12. März 1915.

Vor dem unterzeichneten Kaiserlich Deutschen Vizekonsul erscheint heute Herr J. P. Möller, Kaufmann aus Lome, geboren am 30. September 1886 zu Berlin und gibt auf Befragen wie folgt zu Protokoll:

Wir erhielten bei den Übergabeverhandlungen in Kamina sogar die Zusicherung auf anständige Behandlung und Schutz allen Privateigentums. .....

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich in meinen vorstehenden Aussagen die reine Wahrheit gesagt habe. So wahr mir Gott helfe. Amen.

Vorgelesen genehmigt unterschrieben.

gez. **Paul Möller.**

Verhandelt wie vorstehend.

Las Palmas, den 12. März 1915.

Der Kaiserliche Vizekonsul.

gez. **Behrens.**

45

15

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angabe 34.

Auszugsweise Abschrift zu A. IV. 997/16.

Holyport, den 2. Dezember 1914.

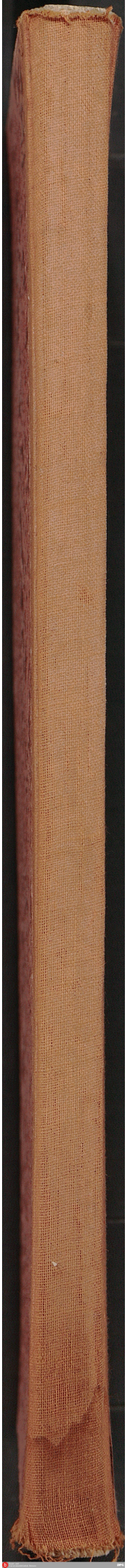
Wie Euerer Exzellenz bekannt, wurde am 27. September 1914 Duala, der Hauptplatz des deutschen Schutzgebiets Kamerun, den verbündeten englischen und französischen Truppen übergeben. Die Übergabe erfolgte durch den damaligen militärischen Befehlshaber von Duala, Leutnant d. L. Nothnagel, den militärischen Befehlshaber von Bonaberi, Oberleutnant d. R. Dr. Böttcher und den Unterzeichneten als Bezirksamtmann (district commissioner) des Bezirks Duala an den Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen, General Dobell.

Wenngleich bei der Übergabe gefordert und zugestanden wurde, daß sie grundsätzlich bedingungslos geschehe, so hat General Dobell doch eine Anzahl von Zusicherungen gegeben, die den Forderungen der Übergabeakte entsprechen. Insbesondere wurde von ihm der Schutz von Leben und Privateigentum der Europäer in Duala übernommen. . . . . .

gez. **Wieneke,**
Kaiserlicher Bezirksamtmann.

An das Colonial Office, London.

606. 17. IIIa.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG